Moderne Klassiker.

Deutsche
Literaturgeschichte der neueren Zeit
in
Biographien, Kritiken und Proben.

Mit Portraits.

Siebenundvierzigster Band.

Cassel,
Ernst Balde.
1854.



G. E. Lessing.

Gotthold Ephraim Lessing.

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gieb, die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“

Mit Portrait.

Cassel,

Ernst Balde.

1854.

Gotthold Ephraim Lessing.

Ein nur oberflächliches Beschäftigen mit der Literatur außerdeutscher Länder zeigt, wie die Namen ausgezeichneter Schriftsteller und Dichter mit den Namen berühmter historischer Personen, Fürsten und Staatsmänner und mit bedeutenden historischen Ereignissen eng verbunden sind. So knüpft sich an den Namen Ludwigs XIV. der Höhepunkt der französischen Literatur, taucht in den Wissenschaften und Künsten eine ganze Schaar großer Männer auf, gelockt durch den blitzenden Sonnenschein des prächtigen Versailler Hofes. Sein grand siècle der modernen Bildung war vorzugsweise auf die schöne Literatur gegründet, die so gesetzgeberisch auf Europa gewirkt hat, dieses dominirte, die gelehrte Pedanterie des spätern Mittelalters wesentlich stürzen half. Mit dem Namen dieses Königs sind die Koryphäen der schönen Literatur der

Franzosen, Corneille, Racine, Molière auf das Engste verbunden. —

Wer könnte Camoëns nennen, ohne zugleich der glänzendsten Periode Portugals sich zu erinnern? Seine reizende und prachtvolle Lusiade entzückt noch heute das Volk durch ihren Zauber, daß es, stolz auf seinen in dieser Meisterepopöe gefeierten Nationalruhm die herrlichsten Stanzen derselben auswendig lernt und singt. Dante ruft uns die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen und die Zeit der Unabhängigkeit der italienischen Städte zurück; Ariosto und Tasso die glänzenden und prachtvollen Höfe italienischer Fürsten, welche stolz auf diese Dichter-Freundschaft waren. Nichts hat Elisabeths Regierung so glorreich gemacht, als der große Shakspeare, welcher, was noch heute von den ihn mit Enthusiasmus liebenden Engländern anerkannt wird, auf Englands Größe, auf Ausbildung und Festhaltung des tüchtigen kräftigen Mannessinnes der Engländer gewirkt hat. — Und so wären noch viel unsere zu Anfang ausgesprochene Behauptung bestätigende Beispiele anzuführen. — Wie fehlen dagegen in Deutschland bis nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts fast alle Beziehungen zwischen den Schriftstellern und Dichtern und den historischen Notabilitäten, den denkwürdigen Ereignissen, ja selbst dem Volke! Unsre gutherzigen Dichter freuten sich jeder neuen

Sonne, welche aufging, fanden sich geehrt, wenn sie Gesänge auch nur zueignen durften, ohne daß sie gelesen wurden. In Siebenbürgen dichtete Opitz, Weckherlin in Frankreich und England, Flemming am kaspischen Meere deutsche Gedichte; niemand dankte es ihnen, daß sie es thaten. Und wer verdankt es Gryphius und Lohenstein, daß sie, ob sie schon fast unter ihren Amtsgeschäften erlagen, für deutsche Sprache und Poesie ihre wenigen Musestunden opferten? Wer hat in Deutschland Klopstock und Gellert und so viele Andere belohnt? Was thaten unsere Fürsten? Sie reiseten, staunten das Ausland an und sprachen, lasen, schrieben fremde Sprachen. Die deutsche vornehme Welt ergab sich schmählich undeutscher Sitte, las nur leichtfertige französische oder italienische Schriften, fühlte sich behaglich beim schwelgerischen Gelage, beim Anschauen üppiger Ballete, oder beim Anhören italienischer Opernsängerinnen. Und war es nicht zuerst eine fürstliche Frau, Anna Amalie von Weimar, welche die ausgezeichnetsten Genien unsres Volks huldreich freundlich aufnahm, gastfrei bewirthete, ihrer geistigen Thätigkeit Raum und Muse verschaffte und es bewirkte, daß für ganz Deutschland an den Ufern der Ilm ein neues Ferrara erblühte?! — Was hätte Friedrich II. ausrichten können, wenn er so manchen Genius des deutschen

Volkes erkannt und ihn in seine Umgebung gezogen hätte? Aber eben, weil mancher Schriftsteller ein ächt deutscher Genius war, entging er dem großen Friedrich und, weil dieser sich nicht überzeugen wollte, daß es etwas Höheres geben könne, als die geistreichen, schimmernden blendenden Werke der französischen Literatur, blieb ihm auch die Geringschätzung der deutschen Literatur, als diese einen mächtigen Aufschwung nahm. Zu verkennen ist es jedoch nicht, daß dennoch Friedrichs Einfluß höchst bedeutend und unmittelbar schöpferisch einwirkend auf die deutsche Literatur war. Es wirkte ungeheuer, daß Friedrich II. ein geistreicher Mann war, der erste geistreiche Mann in Deutschland seit sehr langer Zeit auf einem Throne. Unermeßlich mit einemmal stieg der Credit der geistigen Bildung, jetzt erst kamen die Philosophen, die schönen Geister in Deutschland zu Ehren, die Gelehrsamkeit verjüngte sich, die alte Gelehrtenpedanterie kam immermehr um ihr Ansehen. Mittelbar wirkte Friedrich II. noch stärker. Göthe sagt ausdrücklich in Wahrheit und Dichtung: „Durch Friedrich den Großen kam der erste wahre und eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie.“ — Und es ist unbestreitbar: der Enthusiasmus, der eine Poesie voraussetzt, aus dem sie herausgeboren wird, dieser Enthusiasmus für Religion und Vaterland und antik-classische Form, welcher der in-

nerste Kern der neuen deutschen Nationalpoesie ist, kam durch Preußens größten König. Er zuerst den neuen philanthropischen Ideen mit klarster Ueberzeugung und festester Energie zugethan, welche von Frankreich durch die Encyclopädisten sich Bahn brachen, und welche auch die höchsten Angelegenheiten dem Gericht des Zweifelns und der schärfsten Untersuchung unterwarfen, entschiedener Freund der protestantisch-philosophischen Aufklärung, regte er die deutschen Geister zu gleicher Kühnheit auf, Hand anzulegen an Priesterherrschaft und Aberglauben, vorzüglich da er die Freiheit gestattete, schreiben und drucken zu lassen, wie jeder dachte und fühlte. Der siebenjährige Krieg regte auf das Stärkste das Nationalgefühl an, die Schlacht bei Roßbach befreite den deutschen Geist; jetzt erst lernte man sich, denn die alte Form der deutschen Reichsverfassung zerbröckelte immer mehr, einigermaßen in den Preußen als deutsches Volk fühlen, man sah mit großem Nationalstolze auf diese tapfern Preußen. Wenn auch nicht gepflegt durch Friedrich II. blühte aus dem wieder erwachenden Nationalgefühle deutsche Dichtkunst und Wissenschaft empor aus dem tiefen Grund und Boden deutscher Volkskraft. Weise und Sänger begannen die geistige Befreiung des ganzen deutschen Volkes, rissen es durch die Kraft der Begeisterung zur Aufklärung hin, die

Schriftsteller nahmen nun im Leben dieselbe bedeutungsvolle Stellung ein, wie früher ausschließlich Priester und Gottesgelehrte behauptet hatten, sie wurden die Lehrer, die Erzieher, die Veredler des Volks.

Alles dies hat seinen großen Anstoß in den Thaten Friedrichs II. Ohne eine vorhergehende große Geschichte hat es nie eine große, originelle Nationalliteratur gegeben, diese Literatur ist nur das Abbild einer großen Geschichte. Poesie ist nur eine Wiederspiegelung des Lebens. Man möchte es also fast preisen, daß Friedrich II. die deutschen Sänger und Schriftsteller nicht pflegte, und es weit besser war, daß er große Principien festhielt, daß er große Thaten verrichtete, um ihnen Stoff und Inhalt und Gedanken zu ihren philosophischen Untersuchungen, zu ihren poetischen Schöpfungen zu geben, daß er auf diese Weise den Anstoß zu jener protestantisch-national-kosmopolitischen Richtung gab, welche in der deutschen Literatur von jetzt an sich Geltung verschaffte. Hauptrepräsentant aber, Koryphäe dieser Richtung ist Lessing, dieser Herold der Freiheit und Wahrheit, dessen geistige Wirkungen und Verdienste so wie mit diesen eng verschlungenen äußeren Schicksale wir uns zum Vorwurf genommen haben, um darzuthun, was er uns war, noch ist und bleiben wird, um zu zeigen, wie seine Wirksamkeit von großem, überwie-

gend nachhaltigen Einflusse gewesen ist auf die Entwickelung des deutschen Nationallebens nach allen seinen Richtungen, nach der Gestaltung des staatlichen und socialen, des kirchlich-theologischen und philosophischen Bewußtseins und im Fache der Kunst, der dramatischen wie der bildenden.

Erster Abschnitt.

Elternhaus und Schule.

1729—1746.

Gotthold Ephraim Lessing ist zu Camenz in der Oberlausitz den 22. Januar 1729 geboren. Sein Vater war Pastor Primarius daselbst, ein edler Mann, und als Gelehrter, Schriftsteller, frommer und aufgeklärter Prediger eben so geachtet, wie als Gatte und Vater; seine Mutter war das Musterbild frommer Häuslichkeit. Beide opferten sich für die Erziehung und Versorgung ihrer Kinder mit einer fast unbegreiflichen Verläugnung des Selbstgenusses auf. Gern hätte der Vater alle seine Söhne für den eigentlich gelehrten Stand ausgebildet; doch ließ er sich durch die Bitten seiner Gattin bewegen, seinen ältesten Sohn, unsern Gotthold Ephraim, für den geistlichen Stand

zu bestimmen. Nach alter guter Sitte wurde er streng christlich erzogen, und zum fleißigen Beten angehalten, eben so wurde ihm die Theilnahme an den Morgen- und Abendandachten der Familie zur heiligen Pflicht gemacht. Da Amtsgeschäfte den Vater oft zwangen die Unterrichtsstunden für den Elementarunterricht, welche er dem fünfjährigen Knaben selbst ertheilen wollte, auszusetzen, so wurde ihm ein Hauslehrer angenommen, der Bruder jenes genial lüderlichen Mylius, welcher später Lessings Freund werden sollte. Aber den Religionsunterricht ertheilte der Vater dem Sohne selbst und zwar genau nach dem streng lutherischen Lehrbegriffe, der für ihn göttliche Kraft und göttliche Weisheit enthielt. Dieser Umstand hat vielleicht bedeutend auf Lessings religiöse Ueberzeugung und Grundsätze eingewirkt. Denn so wie späterhin seinem eignen Geständnisse nach, durch die häufige Lecture von Vertheidigungsschriften der christlichen Religion zuerst die Neigung, auch einmal die Aeußerungen der Gegner zu hören, in ihm geweckt ward, so konnte auch bei einem so lebhaften Kopfe schon früher durch den strengen dogmatischen Vortrag des Vaters der erste Geist des Widerspruchs, sowohl in *kirchlichen*, als in *profanen* Dingen geweckt werden; jenes bereitete den von den zelotischen Orthodoxen so angefeindeten *Ketzer*, dieses den unübertroffenen

Kritiker vor. Aber auch Lessings Widerwille gegen die Halbheiten der Dogmatik stammte vielleicht eben daher. Sein scharfer Verstand sah hier nur zwei Klassen: die Ungläubigen und die Gläubigen, und wem es an Muth fehlte ganz zu jenen überzugehn, der sollte seiner Ansicht nach nicht es sich herausnehmen, über jene Redlichen zu spotten, die in ihrer Herzenseinfalt nach der Weise ihrer Väter glaubten und wandelten. Wir werden später bei Erwähnung seiner theologischen Streitigkeiten sehen, daß seine Ueberzeugung in diesem Punkte sich immer gleich blieb.

Die regste Empfänglichkeit und eine unruhige Wißbegierde zeichnete den fünfjährigen Knaben vor den meisten seiner Altersgenossen aus. Sein liebstes Kinderspiel war das Herumblättern in Büchern, und es ist bekannt, daß als ein Maler ihn mit einem Käfig in der Hand, in welchem ein Vogel saß, malen wollte, er mit kindischem Eigensinn darauf bestand, mitten in einem Haufen Bücher sitzend gezeichnet zu werden. „So nur schickt es sich für mich," äußerte er wiederholt so fest, daß man sich nach seinem Willen bequemen mußte. Derselbe Maler ertheilte ihm auch später Unterricht im Zeichnen.

Die Berufung seines Hauslehrers zum Rector nach Königsbrück beendete den Privatunterricht; Lessing besuchte nun die öffentliche Stadtschule, und da

er hier dieselbe große Fähigkeit und Neigung alles Mögliche zu lernen, wie früher, zeigte, so beschloß sein Vater ihn auf die Fürstenschule nach Meißen zu schicken, wozu ihn, außer dem weit verbreiteten Ruhme dieser Lehranstalt, auch ökonomische Rücksichten bestimmten, denn alle diese Schule besuchenden Alumnen hatten Freistellen. Groß war die Freude der Eltern, als ein mit ihnen nahe verwandter Prediger, welcher die Aufnahmebedingungen der Fürstenschule kannte, nach einer strengen Prüfung, welche er mit dem zwölfjährigen Knaben anstellte, erklärte, sein kleiner Vetter sei hinlänglich tüchtig vorbereitet. Doch mußte der sonst überall die Wahrheit liebende und suchende Pastor Primarius, um seinen Sohn in die berühmte Anstalt aufgenommen zu sehen (1741), eines kleinen Falsums sich schuldig, und diesen ein Jahr älter machen, da jeder aufzunehmende Schüler das dreizehnte Jahr zurückgelegt haben mußte.

Wie glücklich fühlte sich Lessing hier, daß er im Zusammensein mit einhundert und zwanzig Knaben und Jünglingen, die, ob Sprößlinge der ältesten adligen Häuser oder Söhne aus bürgerlichen Familien, hier alle derselben Gleichheit vor den Schulgesetzen sich erfreuten, durch Mauern und Thore von der Außenwelt und ihren Zerstreuungen geschieden, ganz dem Lernen sich hingeben konnte. Freilich waren alle

in Hellas und in Latium mehr zu Hause, als im eignen Vaterlande, beschäftigten sich mehr mit Latein und Griechisch als mit jeder andern Sprache, denn den alten Sprachen ward mehr Zeit gewidmet, als irgend einer neuern Sprache oder einer empirischen Wissenschaft, jedoch wurden auch die rationalen Wissenschaften: Philosophie und Mathematik sehr gründlich betrieben, so wie die französische und italienische Sprache, ja selbst Zeichnen, Musik und Tanzen nicht gänzlich vernachlässigt.

In dem wissenschaftlichen und dem sprachlichen Unterricht eilte Lessings energischer Geist dem Unterrichte ungeduldig voran. Nur selten benutzte er die bestimmten Freistunden zu seiner Erholung, denn es schien ihm ehrenvoll nicht blos mit dem für jede Klasse vorgeschriebenen Klassiker vertraut zu sein, er wollte auch mit andern bekannt werden, welche nicht in den Schulstunden erklärt wurden. Ohne Wissen seiner Lehrer las er die Charaktere des Theophrastus, jene unübertrefflichen Schilderungen menschlicher Thorheiten und Sitten, die Lustspiele des Terentius, weil sie von den gebildeten Römern wegen ihrer Weisheitslehren, so wie wegen ihrer eine Fülle psychologischer Wahrheiten enthaltenden Charakterzeichnungen hochgeschätzt wurden; die Komödien des Komikers Plautus, dessen kernhafte alterthümliche

Sprache, schalkhafter Witz, originelle Laune und Reichthum an Sentenzen ihn anzog, so wie die Gedichte des Anakreon, jene Ideale zarter, von der Leichtigkeit natürlicher Anmuth geleiteter Grazie und Naivetät in der lyrischen Poesie. Aber er las sie nicht blos, er suchte sich ihren Geist durch Nachbildung zu eigen zu machen und Nachahmungen des Anakreon fand er, seiner strengen Kritik ungeachtet, nicht unwerth unter seine Gedichte aufgenommen zu werden, wenn sie auch seine fromme Schwester verdammte.

Ernstlich beschäftigte er sich auch mit der Mathematik; der Mathematikus Klemm war sein geliebtester Lehrer. Als er von diesem zu der Ueberzeugung gebracht wurde, daß Sprachkenntniß nicht Gelehrsamkeit sei, sondern nur den Weg zu derselben erleichtere, wendete sich seine ganze Thätigkeit auf eine immer tiefere Gründlichkeit des Erkennens und des Wissens. Zwei unter seinen Papieren aufgefundene Jugendarbeiten, „eine Uebersetzung dreier Bücher des Euclides“ und „Beiträge zur Geschichte der Mathematik“ sind Beweise dafür. Schon früher hatte eine für einen vierzehnjährigen Knaben bewundernswürdige Geistesschärfe und Dialectik in der Glückwunschrede für seinen Vater zum Neujahr 1743: „Von der Gleichheit eines Jahres mit dem andern“ sich verrathen. Seine

Eltern hatten nämlich, wie dies bejahrte Leute mit jedem Jahre eifriger zu thun pflegen, die fortwährende Verschlimmerung der Zeiten behauptet. Dies suchte Lessing aus Gründen der Vernunft, der Schrift und der Erfahrung zu widerlegen, und er that dies, vorzüglich wenn man seine Jugend dabei im Auge hält, auf eine meisterhafte Weise.

Das unermüdliche Bestreben, seinem Geiste die höchstmögliche Ausbildung zu geben, gewann ihm die Liebe seiner Lehrer, die Achtung seiner Freunde, zu denen Joh. Heinr. Schlegel gehört; — er war der Stolz der Schule. — Er verdiente den Namen admirabel, womit ihn seine Mitschüler bezeichneten, freilich in einem andern Sinne, als er ihm gegeben war.

Es war nämlich Sitte, daß abwechselnd wöchentlich ein Lehrer, der Hebdomadarius oder der Wöchner genannt, Tag und Nacht die Aufsicht über das Alumnat führen und auch die üblichen Früh-, Nachmittag- und Abendbetstunden pünktlich mit den Schülern halten mußte. In einer wöchentlichen Censur, bei welcher außer den Lehrern auch die Stubenältesten versammelt waren, befragte der Rector Grabner die Letzteren nach der Ursache des späten Erscheinens der Schüler in den Betstunden des Conrektors Höre. Alle schwiegen; — nur Lessing flüsterte vorlaut seinem Nachbar zu: „ich weiß es.“ Zufälliger Weise hatte der Rektor

ein feines Gehör, und herrschte den verlegenen Plauderer an: „Rede Er, — was weiß Er!" Lessing, weil er einsah, daß er eine Dummheit begangen hatte, ungern gehorchend, stotterte: „Weil der Herr Conrektor nicht gleich mit dem Schlage kommt, so denkt ein Jeder, daß das Gebet nicht gleich angehen werde." Der Conrektor, durch diese Anklage höchst unangenehm berührt, die er aber auch wieder nicht als unbegründet streng zurückweisen konnte, rief ganz betroffen: admirabler Lessing! — und dieser hatte von nun an bei seinen Schulfreunden einen Spitznamen.

Höre konnte ihm auch die ihm so öffentlich gewordene Beschämung lange nicht vergessen, selbst da erinnerte er sich noch ihrer, als der Bruder Lessings sich bei ihm zur Aufnahme meldete. Er entließ diesen nach der Inscription mit den Worten: „Sei so fleißig, aber nicht so naseweis, wie Dein Bruder!"

Das Streben nach mannigfaltiger Bildung trieb Lessing vorzüglich in dem letzten Jahre seines Schullebens an, heimlich gelehrte Zeitungen zu lesen und aus ihnen Excerpte in sein Notizenbuch einzutragen. Kurz, er versäumte nichts, um die Grundlage zu einer gelehrten Bildung von seltner Gründlichkeit und Vielseitigkeit zu legen. Die vaterländische Poesie trieb er zuletzt eifriger, als die lateinische, und besang die Kesselsdorfer Schlacht (1745) in deutschen Versen.

Mußte auf diese Weise der siebenzehnjährige Jüngling nicht zum Selbstgefühl seiner sich immer reifer entwickelnden Kraft kommen? Es war wörtlich wahr, was der Rektor Grabner auf die Anfrage des Vaters über des Sohnes Fortschritte äußerte: „Er ist ein Pferd, was doppelt Futter haben muß; die Lektiones, welche Andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen."

Nach einem solchen Urtheil hielt der Vater sich für befugt, seinen Sohn ein Jahr früher, als dies üblich war, von der Schule zu nehmen, und gern gehorchte dieser, denn Höre konnte ihm immer noch nicht die durch ihn in der Censurstube herbeigeführte Beschämung vergessen, und Lessing war jedes Begegnen mit seinem, sonst von ihm so verehrten Lehrer unangenehm. Er verließ also 1746 die Schule. Seine Abschiedsrede handelte de mathematica barbarorum. Noch in spätern Jahren erinnerte er sich oft und gern an den Aufenthalt in den klösterlichen Räumen der Fürstenschule zu Meißen, und versicherte häufig, daß was er an Gelehrsamkeit und Gründlichkeit etwa besitze, er allein dieser Schule verdanke.

Zweiter Abschnitt.

Universitätsleben.

Leipzig. — Erster Aufenthalt in Berlin. — Wittenberg. — Erste dramatische Arbeiten. — 1746—1753.

Reichlich mit den nöthigen Vorkenntnissen, weniger mit den nothwendigen Subsistenzmitteln ausgestattet, trat der siebenzehnjährige Jüngling in die ihm gänzlich fremde, öffentliche Welt ein. Welcher Contrast zwischen Leipzig und Meißen! Hier in der Stille, zwischen klösterlichen Mauern zum Jüngling herangereift, hatte er nie Sorgen gekannt, Mangel und Ueberfluß, Zerstreuungen und Aufforderungen zum Genusse waren gleich fern von ihm gewesen; — nun fand er sich plötzlich nicht blos mitten in das Geräusch einer größern Stadt geschleudert; lachend und verlockend boten sich ihm jetzt Vergnügungen und Genüsse dar, von denen er früher auch nicht eine Ahnung gehabt hatte,

— und die Unterstützungen aus dem elterlichen Hause konnten nur spärlich ihm gewährt werden. Anfangs lebte er sehr eingezogen, nur in der Gesellschaft seiner Bücher, bald aber kam er zu der Ueberzeugung, daß diese ihn wohl zu einem Gelehrten, nicht aber zu einem für den gewöhnlichen und den gesellschaftlichen Verkehr tüchtigen Menschen machen würden. Sein Schulfreund Schlegel, später dänischer Historiograph, bestärkte ihn in dieser Ansicht. Durch ihn wurde er mit dem nachmaligen Kreissteuer-Einnehmer Chr. Felix Weiße bekannt, welcher später durch seine rege Wirksamkeit als Dichter, wie als Jugendschriftsteller auf sein Zeitalter einen bedeutenden Einfluß hatte. Wenn Lessing sich auch jetzt noch an jene Versammlung guter Köpfe anschloß, welche unsere Literatur so rühmlich gehoben haben, und zu welcher, außer Schlegel und Weiße, noch Klopstock, Cramer, Adolph Schlegel, Zachariä, Mylius und Andere gehörten, so knüpfte er doch nur mit den beiden zuerst genannten das Band inniger Freundschaft, welche durch gemeinschaftliches Beschäftigen mit den schönen Wissenschaften einen neuen Reiz erhielt. Mit ihnen durchstreifte er Leipzigs schöne Umgebungen, in ihrer Gesellschaft besuchte er das Theater, denn die Schaubühne zog ihn mächtig an.

Das Studium der Theologie hatte er längst auf-

gegeben, wobei er vorgab, daß ihm zu einem künftigen Prediger die Sprache, die starke Brust, die äußere Haltung fehle; — der eigentliche Grund war wohl seine geringe Neigung dazu. — Der Vater, jedoch nicht ohne langen und heftigen Widerspruch, befreundete sich endlich mit der Sinnesänderung seines Sohnes, jedoch nur, weil er es sich einredete, daß dessen Fähigkeiten ihm wohl bald einen andern Wirkungskreis eröffnen würden. Er sah ihn schon im Geiste als Professor der damals gegründeten Universität in Göttingen; auch Lessing befreundete sich mit dieser Ansicht. Vielleicht wäre des Jünglings Lebensberuf ein ganz anderer geworden, wenn ihm sein Vater nur drei Jahre lang die nöthigen Unterstützungen hätte gewähren können. Doch diese kamen nur sparsam, blieben auch zuweilen längere Zeit ganz aus.

So war der lern- und lebenslustige Jüngling auf seine eignen Kräfte angewiesen, — seiner eignen Leitung überlassen. An die Vorlesungen der Professoren konnte sich sein unruhiger, dem oft schalen Positiven ausweichender Geist nicht gewöhnen. Er lief aus einem Collegium in das andere, weil ihm die Professoren mehr oder weniger seicht zu sein schienen; Gellert war ihm zu weinerlich fromm; — er spottete auch der Uebrigen oft im jugendlichen Leichtsinn. Nur Ernesti, dessen Vorlesungen über die römischen Alter-

thümer, die griechischen Klassiker und die Universal-geschichte er besuchte, entging allein diesem Schicksale. Eine kurze Zeit hörte er auch die Vorlesungen des Dr. Hundertmark über Chemie und Botanik, „weil diese für ihn viel des Neuen enthielten“ und fast hätte er dadurch später Lust zum Studium der Medicin bekommen. Geistige Reibung im Gespräch war für Lessing in der Wissenschaft eben so großes Bedürfniß, wie im Leben der Wechsel von Arbeit und Genuß. Als daher Kästner, bekannt als Mathematiker und witziger Epigrammatist, Disputatorien für junge Studirende eröffnete, so nahmen Lessing und seine Freunde an diesen den Scharfsinn und die Urtheilskraft fördernden gelehrten Kampfübungen Theil und er besuchte sie, so wie auch andere philosophisch-mathematische Vorlesungen desselben Lehrers unausgesetzt zwei Jahre, denn bei ihm fand er vielseitige Anregung, wissenschaftliche Jugendfrische und reine Verstandesthätigkeit, welche seiner Natur gänzlich entsprach.

Seitdem Lessing mehr Sinn für das gesellschaftliche Leben empfand, bemerkte er mit Schrecken, wie sehr er mit seinem linkischen Wesen, was ihm vielleicht mehr, als Andern auffiel, in den gebildeten Gesellschaftskreisen anstoßen mußte. „Eine bäurische Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Kör-

per, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgang" — so schreibt er selbst, ließen es ihm sehr nöthig erscheinen, auch feine äußere Anstandsformen, körperliche Gewandtheit und feine Sitte sich anzueignen. Er schämte sich, durch seine Freunde gerade in dieser Hinsicht in Schatten gestellt, fürchtete, von Andern lächerlich gemacht zu werden; mit dem Schamgefühle kam der ernste Vorsatz, seine äußere Haltung zu bilden. Gymnastische Uebungen schienen ihm das geeignetste Mittel dazu, und bald nachher sah man ihn täglich in der Reitbahn, auf dem Fechtboden, nahm er Unterricht im Tanzen und Voltigiren, und Alles mit dem besten Erfolge, denn er erreichte es, daß er auch äußerlich seiner würdig erschien.

Endlich fand er etwas, was seinem Geiste volle Ansprache that: das Theater. Das Drückende und Erlahmende für seinen Geist, das Schwankende und Ungewisse, der Widerspruch zweier Stimmen in seiner Seele hörte nun auf. Er fühlte sich beruhigter, seit er den Widerspruch gegen seine Wünsche und innersten Anlagen plötzlich und heftig von sich weisen konnte, es war ein Moment über ihn gekommen, wie ihn Archimedes erlebte als er: „Ich habe es gefunden!" ausrief.

Das deutsche Theater war kaum zehn Jahr früher nichts weiter, als eine Art von Marionettenspiel, wel-

ches von herumziehendem Pöbel, Comödianten genannt, dargestellt wurde. In allen Bühnenstücken war der Hanswurst der Anstifter der Intrigue und der Lustigmacher nebenbei. Der bekannte Professor Gottsched, das Haupt einer weit verbreiteten Schule, wollte aus willenloser Abhängigkeit von der französischen Kunstrichterei die Wiedergeburt und Sicherstellung des gesellschaftlichen Anstandes auf der Bühne durch Verweisung des Hanswurstes, dieses stereotypen lustigen Elementes unsers Drama's, beginnen. Er wußte die damalige Directrice des Theaters in Leipzig, Karoline Neuber, deren Talent und Eifer für das Schauspiel noch heute ehrend erwähnt zu werden verdient, für seine Reformzwecke zu gewinnen, und die Verbannung des Hanswurstes von der Bühne fand auch wirklich im Jahre 1737 statt. Der heitre Lustigmacher des Volkes wurde in einem von ihm verfaßten Vorspiele förmlich durch ein Auto da Fé abgethan. Lessing erklärte diese sogenannte Geschmacksreinigung für die größte Hanswurstiade selbst, weil der Verbannte grade das ächt deutsche, mit dem englischen Theater stammverwandte Volkselement sei, aus dem sich etwas machen ließe, — und vorzüglich, da Gottsched, der von dem innern Leben der Dichtkunst keine Ahnung hatte, denn er lehrte, daß zu einem guten Gedichte nichts weiter erforderlich sei, als ein

fließender Vers und eine correcte Sprache — aber verblendet durch zugejauchzten Dank der gedankenlosen Menge und durch demüthige Verehrung schwacher Köpfe sich zum Dictator der Schöngeister aufgeworfen hatte, und sich für berechtigt hielt, in seinem Sinne eine dramatische Kunstverbesserung vorzunehmen. Diese aber lief nur auf Franzosenthum hinaus. Er glaubte der Bühne keine geringe Wohlthat zu erzeigen, wenn er und seine Frau geb. Culmus, die übrigens weit mehr Geist und von Natur einen feinern Geschmack hatte, als ihr Ehemann, die Franzosen als Muster in der Poesie empfahl, weil er in ihnen die glücklichsten Nachahmer der Alten erblickte, und Beide französische Stücke für das Theater bearbeiteten, deren schöne Verse, so wie der Wohlklang ihrer Reime in diesen verwässerten Uebertragungen auch ganz verloren gingen. Gottsched hielt seinen Beruf zur Umstaltung der dramatischen Literatur durch den unmäßigen Beifall entschieden, womit sein „sterbender Cato", eine theatralische Rednerchrie, ohne Geist und Leben, in wasserbreiten Alexandrinern einherschreitend, von der durch des Mannes Glanzruhm befangenen Mitwelt aufgenommen wurde.

Allmählig sehnte man sich aber doch nach etwas Besserem. Selbst der fromme Gellert fing darum an, für das Theater zu arbeiten. Keiner aber war

mehr über die Gottsched'sche Geschmacksverderbniß empört, als Lessing.

Seit einiger Zeit nämlich hatte er die Bekanntschaft mit Karoline Neuber gemacht, und stand mit mehreren, durch rühmliches Kunststreben ausgezeichneten Schauspielern, wie Brückner, Bruck, Koch und Andern in Verbindung. Es ist begreiflich, daß einem strebenden Geiste das Theater, welches mehr als eine Kunst vereint, und einem heitern geselligen Menschen der Umgang mit Schauspielern, die damals noch auf der beweglichsten Stelle der Gesellschaft standen, sehr zusagen mußte. Hier fühlte er sich heimisch, von den verführerischen Reizen der Schaubühne begeistert, fühlte er einen ungeduldigen Drang, von diesem Platze sich selbst auf das Volk einwirken, seine dichterischen Productionen hier verkörpert werden zu sehn; — er erkannte die Kunst, als die Aufgabe seines Lebens. Weil ihn nun die Gottsched'sche Bühnenrichtung ärgerte, weil er hier nirgend Handlung, Geist, Witz, Idee, nirgend deutsches Leben, nur Form, Mechanismus und französische Lappen in langweiligen Redensarten sah und hörte, weil es ihn verdroß, daß im Lustspiele französische Sitten und Zustände lächerlich gemacht wurden, während es doch in Deutschland sociale Zustände genug gab, die nur dadurch verbessert werden konnten, daß sie von der Bühne herab

dasselbe Schicksal erfuhren, so entwickelte sich dadurch seine polemische Richtung gegen die Usurpatoren auf diesem Felde, wie Gottsched vor allen Andern einer war. So fing er an, den höheren kritischen Sinn in sich zu schärfen, der endlich der dominirende in ihm wird. Natürlich sparte Madame Neuber, die im eigentlichen Grunde sich freute, daß Gottsched, mit dem sie in letzter Zeit halb und halb zerfallen war, einen so heftigen Kritiker gefunden hatte, ihr Lob nicht, nannte Lessing die Sonne der aufkeimenden Nationalbühne, und dieser nützte dies Lob. „Man darf mich in einer Sache nur loben, wenn man haben will, daß ich sie mit rechtem Ernste treiben soll," sagte er. —

Mit den Schauspielern wurde sein Umgang von Tage zu Tage intimer, und wenn er auch noch viel las, besonders Wolfs philosophische Schriften, so war sein Leben doch längst kein einsames Bibliothek- und Studirstuben-, sondern ein höchst bewegtes, fast zerstreutes Welt- und Wirthshausleben, — ist es auch später noch lange geblieben. Aber er suchte auch durch seinen Umgang zu gewinnen. Er ließ sich von Brückner in so Manchem unterrichten, ohne welches man über die Aufführung eines Stückes nie richtig urtheilen wird. Der helle Verstand des Lehrlings machte ihn jedoch bald mündig. Brückner selbst

zog ihn in der Folge nicht selten bei schwierigen Rollen zu Rathe, ließ sich von ihm die schwersten Stellen erklären und gestand, er sei durch Niemand besser belehrt, nicht durch wörtliche Kritik allein, auch durch Deklamation und Mimik, und immer sei er durch Lessings Eindringen in den Geist der Rolle anschaulich überführt worden. So hielt dieser schon hier in Leipzig eine Vorschule der späterhin bei Herausgabe der Dramaturgie in Anwendung gebrachten Kenntnisse und Fähigkeiten. —

Außer diesen angedeuteten Veranlassungen, welche Lessing auf die Bahn seiner später so ausgezeichneten Wirksamkeit führten, gab es noch zwei andre, welche ihn sehr bald zu einem poetischen Schriftsteller machten: die Ueberzeugung, daß bei dem damaligen Stande der Kunst und der Wissenschaft es eine viel dankenswerthere Aufgabe sei, den besten deutschen Dichtern, Kritikern und Belletristen, als den mittelmäßigsten Theologen, Philosophen und Mathematikern gleich zu kommen und dann seine ewige Geldverlegenheit. Denn ohne alles ökonomische und finanzielle Talent, leichtsinnig und mit vollen Händen die ihm aus dem älterlichen Hause übermachten kleinen Summen verschleudernd, mußte er suchen, durch Schriftstellerei einen Nebenerwerb sich zu bereiten.

Die ersten Proben seines Talents legte er in den

„Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths“, einer in Hamburg herauskommenden Zeitschrift nieder. Es waren dramatische. Sein verstohlnes Lesen des Plautus und Terenz auf der Fürstenschule, so wie seine spätere Bekanntschaft mit Molière hatten unstreitig den ersten Keim zu dieser dichterischen Thätigkeit in seine Seele gelegt, dazu kam sein Aerger über das Bemühen Gottscheds, das deutsche Schauspiel nach seinen Ideen emporheben zu wollen. Ihm durch etwas Besseres und Gediegeneres entgegenzutreten, drängte ihn ein unwiderstehlicher Trieb und dies um so lebhafter, je mehr es ihm einleuchtete, daß es an der Zeit sei, für das Theater kräftiger und gehaltvoller zu wirken. Er lieferte zwei Lustspiele: „Damon“ oder „die Freundschaft“ und „Die alte Jungfer“, aber er übergab beide verunglückte Versuche der Vergessenheit. Sie wurden zwar später ohne seinen Willen besonders gedruckt, — er selbst nahm sie aber in die Zahl seiner Lustspiele nicht auf. Auch einige seiner Lieder und Sinngedichte in der genannten Zeitschrift, so wie später in „Dem Naturforscher“, einer von Mylius begründeten Wochenschrift, physischen und belletristischen Inhalts, gehören in diese Zeit. Sein Freund Weiße, von gleichem Triebe, wie er, beseelt, ward zum Mitbeförderer seines Plans gewonnen, das deutsche Schauspiel zu heben.

Mit ihm gemeinschaftlich, jeder übernahm die Hälfte, übersetzte er den Marivaux'schen Hannibal; eben so bearbeiteten sie Petron's Matrone von Ephesus. Lessing sorgte dafür, daß die Weiße'sche Bearbeitung aufgeführt wurde; und wiederholt erhielt sie Beifall. Manche seiner lyrischen Productionen wurden in seinen „Kleinigkeiten" abgedruckt, und hieraus zum Theil späterhin in seine gesammelten Werke aufgenommen.

So war also gleich anfangs seine Neigung und Thätigkeit dem Gebiete der Poesie zugewandt, auf welcher er productiv und kritisch am Meisten gewirkt hat. Er ging übrigens mit großem Ernste an die Arbeit, für welche er sich besonders berufen fühlte. Mit einer gewissen Geringschätzung sah er auf seine frühern Bücherstudien herab, seitdem das Theater ihm eine lebendige Wirksamkeit eröffnet, eine Bahn vorgezeichnet hatte, auf welcher sein schaffender und reformatorischer Geist befriedigende Nahrung und Arbeit finden mußte, aber so freudig auch diese Arbeit für ihn war, so langsam ging er bei ihr zu Werke, weil er nur Gediegenes leisten wollte. Wie Weiße es bezeugt, so entwarf er, um aus seinen dramatischen Dichtungen ein gerundetes Ganze zu bilden, erst einen Plan von Act zu Act, von Scene zu Scene, und arbeitete ihn dann langsam und mit großer Bedachtsamkeit aus,

und nie wurde ihm eine solche Arbeit leicht, — sie erforderte seine größte geistige Anstrengung. So, um dies hier schon vorausgreifend zu erwähnen, schrieb er an seiner Emilie Galotti einmal in sieben Tagen nur sieben Zeilen. — Er wollte überhaupt nicht blos Gemüths- und Liebesgeschichten dichten, er wollte menschliche Verhältnisse vor Augen führen und zur Sprache bringen, welche socialen Uebelständen zu Leibe rückten, es sollte in seinen Dramen ein Erlebniß, oder eine wissenschaftliche Forschung verwebt werden, die Welt, welche er darstellte, sollte nicht eine bloße Komödienwelt, die handelnden Personen nicht blos Komödianten sein, das Stück sollte nicht blos amüsiren, es sollte belehren, bilden. Er schrieb nicht etwa im Drama die Büchersprache, sondern wie die Menschen wirklich im Leben sprechen. Man findet bei ihm, und hierin ist er geradezu das Gegentheil von Gottsched und dessen Anhängern, keine weitläufigen gedrechselten Perioden und geregelten Wortfolgen, keine gelehrten Sentenzen und pedantischen Deutschthümeleien. Ein Urtheil Herders wird hier nicht am unpassenden Orte sein: „Sowohl an Witz, als an Gelehrsamkeit, an Talenten und im Ausdruck war er beinahe Gottscheds Antipode. Von Bodmer und den Schweizern nützte er ihre Belesenheit und ihr gründlicheres Urtheil; er übertraf sie bald in beiden. Am

meisten aber übertraf er sie und alle seine Vorgänger an Gelenkigkeit des Ausdrucks, in den immer neuen und glänzenden Wendungen seiner Einkleidung und Sprache, endlich in dem philosophischen Scharfsinn, den er mit jedem Eigensinn seines muntern dialogischen Stils zu verbinden und die durchdachtesten Sachen mit Neckerei und Leichtigkeit gleichsam nur hinzuwerfen wußte. So lange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, Niemand, wie Lessing, Deutsch geschrieben und komme man und sage, wo seine Wendungen, sein Eigensinn, nicht Eigensinn der Sprache selbst wären? Seit Luther hat Niemand die Sprache von dieser Seite her so wohl gebraucht, so wohl verstanden. In beiden Schriftstellern hat sie nichts von der plumpen Art, von dem steifen Gange, den man ihr zum Nationaleigenthum machen will; und doch, wer schreibt ursprünglich deutscher, als Luther oder Lessing?“

1748 wurde sein „Der junge Gelehrte, deutsches Originallustspiel in drei Aufzügen“, und mit seiner Bewilligung unter seinem Namen aufgeführt. Schon auf der Fürstenschule hatte er es begonnen, und Alles hineingebracht, was er in seiner kleinen Schulwelt beobachtet hatte. Die Pedanterie Gottscheds und vieler Leipziger Professoren, und die Eitelkeit eines jungen Gelehrten brachten es zur Voll-

endung. Dieser hatte nämlich, um einen von der Akademie zu Berlin ausgesetzten Preis zu erhalten, eine Abhandlung eingesendet und mit großer Erwartung und Zuversicht von dem Erfolge derselben wiederholt gegen seine Freunde geprahlt, als er eines Tages, und grade im Kreise jener Bekannten die Nachricht erhielt, daß seine Arbeit die schlechteste gewesen sei. — Lessing fand es überhaupt lächerlich und erbärmlich, wenn Jemand sich den Namen eines Gelehrten beilegte. Wie er über Gelehrsamkeit dachte, mögen seine eigenen Worte beweisen: „Ich bin nicht gelehrt, — ich habe nie die Absicht gelehrt zu werden, — ich möchte nicht gelehrt werden und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wornach ich ein wenig gestrebt habe, ist, im Falle der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können. Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrsamkeit. Eigne Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Kapital von dieser ist mir mehr werth, als Millionen von jener.“ —

In „dem jungen Gelehrten“ macht er in der Rolle des Damis auf alle Eigenschaften, durch welche junge Gelehrsamkeit gewöhnlich sich lächerlich macht, aufmerksam. Pedantismus, Egoismus, Naseweisheit, Belehrungssucht, Superklugheit und Schriftstellersucht, — Alles hat er mit Scharfsinn aufgefaßt und auf

seinen Helden übertragen. Daher ward das Stück bei seiner ersten Aufführung in Leipzig auch von dem bei weitem größten Theile des Publikums mit dem ungetheiltesten Beifalle aufgenommen. — Der Held des Stücks war dort einheimisch, sein Urbild stolzirte gespreizt täglich vor den Augen der Zuschauer durch die Straßen. Zugleich geißelt er im Chrysander den Mittelstand, welcher seine Söhne auf die Gymnasien schickt, in dem Wahne, daß diese hier sich eine höhere Bildung aneignen können, um später dann das oft unwillig Erlernte bis auf ein paar lateinische Brocken, mit welchen sie aber fleißig um sich werfen, wieder vergessen zu haben, sobald sie ihrem eigenthümlichen Berufe wieder gegeben sind. Solcher „lateinischen Narren“ gab es unter den Kaufleuten Leipzigs damals nicht Wenige.

Wie hätte Lessing nach diesem Triumphe, welcher ihm nach Aufführung dieses Stücks geworden war, irgend an Rücksichten denken mögen, welche er seiner Stellung zur Universität, seiner Familie, dem Magistrat zu Kamenz, der blos dem Theologen Lessing ein Stipendium bewilligt hatte, schuldig war. Begeistert fühlte er sich nunmehr der Bühne und ihrer nationalen Richtung gewidmet, größere Pläne zu neuen Arbeiten drängten sich in seinem Geiste, die

Neuber erhob „den neu aufgehenden Stern des deutschen Nationaltheaters" bis zu den Wolken. —

Ein Brief seines Vaters riß ihn aus seinem Himmel. Fromme Eiferer, denen ein Komödienhaus wie ein Sodom und Gomorrha vorkam, hatten nach Kamenz geschrieben und seinen Umgang mit den Schauspielern, sein Umhertreiben in den Wirthshäusern, vorzüglich aber seine Intimität mit Mylius in den grellsten Farben dargestellt. War dieser nicht in seinem Aeußeren ein schmutziger, lüderlicher, und dabei noch ein sehr lockerer und leichtsinniger Mensch? Diese Aeußerlichkeiten betrachtete Lessing freilich gänzlich als Nebendinge, — er hielt sich an Mylius' geistreiche Unterhaltung, des vortrefflichen Kopfes, ausgezeichneten Mathematikers und Physikers, des nicht unrühmlich bekannten Dichters und ausgezeichneten Prosaisten, dessen schriftstellerische Fruchtbarkeit in das wunderbar Abenteuerliche fiel, aber Alles dies galt in dem elterlichen Hause Lessings nichts, denn dort war er als Freigeist und Unchrist verschrien. Nicht blos deswegen, weil er das Zurückgehen des Schattens am Sonnenzeiger Ahas für eine ganz natürliche Sache erklärt und die Widerlegung einiger großen Gottesgelehrten weder angenommen, noch *seine* Meinung widerrufen, sondern, weil er ein Wochenblatt, „*Der Freigeist*" herausgegeben hatte. Stand auch in diesem

nicht das Geringste gegen christliche Religion und Tugend, so traf ihn doch wegen allem diesen der Fluch des Wahns.

Vorwürfe, Strafpredigten, Warnungen, väterliche Ermahnungen wurden nicht gespart, um Lessing zu vermögen, den eingeschlagenen Weg zu verlassen.

„Es sind“, schrieb sein Vater, „üble Nachrichten über Deine schlechte Aufführung und unfleißige Zeitverschwendung eingelaufen, die mich sehr unzufrieden mit Dir machen, und Deiner guten Mutter wie Schwester heiße Thränen erpressen. Während wir Dich alle Morgen und Abend in unser Gebet zu Gott einschließen, während wir der Meinung sind, daß Du meinem Willen gemäß und in dem Gefühle gegen den Wohlweisen Magistrat die Stipendiengelder auf redliche Art verwendest, mit musterhafter Pünktlichkeit die Collegia besuchst, ... müssen wir hören, daß Du das pure Gegentheil von Allem unternimmst. ...... daß Du anstatt an Philologicis und Gottesgelahrtheit zu arbeiten, obscöne Lieder in deutscher Sprache dichtest, mit jungen Leuten Umgang hast, welche durch Poeterei und Komödien sich an der Zeit versündigen, ja daß Du noch immer Freundschaft mit den unsittlichen, verworfenen Pasquillanten Mylius und Reichenbach hältst (Mylius hatte einmal in gerechtem Zorn über die ungerechte Behandlung des Rector Heinitz in

Kamenz ein Pasquill auf den Magistrat und das Schulephorat gemacht), während Du doch schon wegen seines früheren, mit weltlicher Strafe belegten Spottgedichtes auf den Wohllöblichen Magistrat, der Dir Stipendien giebt und aus ehrbarer Rücksicht gegen Deinen Vater ..... allen Umgang mit dem Religionsspötter vermeiden müßtest, wenn Dein eignes sittliches Gefühl Dich nicht davon zurückzuhalten vermag. Auch habe ich erfahren, daß Du eine Komödie hast drucken lassen, die eines Studiosus theologiae unwürdig ist. Deine Liebeslieder in dem „Naturforscher" sind so ordinär, daß ich mich darüber schäme und daß Du sogar mit Komödianten oder wohl gar mit Komödiantinnen Bekanntschaft hast, ist ein Zeugniß Deines schlechten von Verführung übel berufenen Lebenswandels .... Wie kannst Du meine liebste Hoffnung erfüllen, wenn Du schlechte Conduite führst und gar mit Komödienschreiberei und Komödianten umgehst? Ich verbiete Dir dies alles Ernstes, ermahne Dich zu Fleiß und Sparsamkeit .... ein junger Mensch mit lebhafter Phantasie, wie Du, muß sich streng an die Censur halten ....."

Dem Geiste der damaligen Zeiten gemäß, war das Verhältniß des Sohnes zu den Eltern etwas förmlich und steif. Dies drückte sich schon in der brieflichen Anrede aus: Hochzuverehrender Herr Vater!

Hochzuverehrende Frau Mutter und in der Unterzeichnung: Dero gehorsamer Sohn! (In seiner Dramaturgie sagt Lessing sehr schön und witzig: der Name Mutter ist süß; aber Frau Mutter ist wahrer Honig mit Citronensaft.) — Auch kannten die meisten Väter der damaligen Zeit kein anderes Verhältniß zwischen sich und ihren Kindern, als das strenge altrömische. Der Wunsch und Wille des Vaters mußte dem Sohn ein heiliger Befehl sein. Lessings Gehorsam gegen den väterlichen Willen gerieth mit seinen in ihm schon fest gewurzelten Ansichten in starken Streit, — ganz Unrecht konnte er dem Vater nicht geben, aber dessen Ansichten über seine ihm lieb gewordenen Beschäftigungen theilte er nicht. — Er vertheidigte sich, suchte ihm zu beweisen, daß er grade in der dramatischen Poesie etwas Größeres leisten könnte, als in andern Fächern, daß dazu auch gelehrte Bildung nöthig wäre, daß er eine Komödie nie anders würde schreiben können, ohne die Früchte seines Nachdenkens und die Erfahrungen seines Lebens hineinzulegen. Er wies die Behauptung des Vaters, daß der Komödienschreiber kein guter Christ sein könne, zurück, versprach eine Komödie zu machen, welche sogar die Theologen gern lesen und loben sollten, und bewies ihm, daß sein Umgang mit Schauspielern durchaus nicht tadelhaft, sondern für seine Zwecke höchst vortheilhaft sei, weil dramatische

Poesie ohne Schauspielkunst nichts als Halbheit sein könne. . . Auch seinen Freund Mylius nahm er in Schutz. . .

Nun aber erreichten die Besorgnisse der Eltern für das Heil seiner Seele, für seine gute Sitten und sein künftiges Glück den höchsten Grad. Um den geliebten Sohn vor dem Abgrunde der Sünde zu retten, bediente sich der Vater einer abscheulichen Nothlüge, er meldete ihm hastig, daß die Mutter todtkrank wäre, und ihn vor ihrem Ende noch zu sprechen verlange. Lessings kindliche Liebe siegte über die Vermuthung einer Täuschung, und er machte sich sogleich, trotz der strengsten Weihnachtskälte, in einem offnen Postwagen auf den Weg. Dieser Gehorsam machte Alles wieder gut, — vorzüglich da das von Gesundheit strahlende Gesicht des Sohnes, das offene, muthige und geistvolle Auge, die in Blick und Worten sich ausdrückende ungeschwächte Kindesliebe, der treue Bericht über sein Leipziger Leben, seine ausgezeichneten wissenschaftlichen Fortschritte alle Fraubasenzuflüsterungen und Verläumdungen zu Schanden machten. Der Mutter zeigte er durch eine Predigt, die er einst von ihr aufgefordert niederschrieb, und die alle Verwandte und Bekannte, denen sie vorgelesen wurde, rührte und erbaute, daß er alle Tage Prediger werden könne, dem Vater imponirte er nicht selten durch seinen Scharf-

sinn und Dialektik, — und der frommen Schwester, welche seine anakreontischen Lieder als sündhafte Schreiberei ihm heimlich weggenommen und verbrannt hatte, warf er zur Strafe eine Handvoll Schnee unter das Halstuch, um ihren frommen Eifer etwas abzukühlen. —

Ein Vierteljahr blieb Lessing in dem elterlichen Hause, und dichtete während seines Aufenthalts, wo an Liebe und Wein wenig zu denken war, manches anakreontische und andere Lied. Der Vater selbst hatte öfters die Dichtungen des Sohnes näher geprüft, und sich eingestehen müssen, daß doch ein gutes Talent dahinter stecke, welches zu tödten er nicht berechtigt sein dürfte. —

Erlaube man uns hier einige Worte über Lessing, den Lyriker, den Fabeldichter und Epigrammatisten, obgleich er Fabeln und Epigramme erst später 1759 schrieb, wie wir an geeigneten Orten diesen literarischen Proteus in andern verschiedenartigen Gestalten und Gestaltungen, so als dramatischen Dichter, als Kunstforscher und Kunstrichter, Geschichts- und Alterthumskundigen, Theologen und Philosophen, wenn auch nur in kurzen Zügen, darzustellen uns bemüssigt sehn werden, — und wie er überall nur ein Ziel im Auge hat — Wahrheit!

Der Charakter der Lieder Lessings ist nicht hoher lyrischer Schwung, nicht kühne trunkene Begeisterung, — es fehlt ihnen also Feuer, Tiefe, Phantasie, aber sie sind correct, fließend, witzig, schalkhaft; sie stehen den Besseren des Zeitalters nicht nach, sind ihnen aber auch im Ganzen nicht merklich überlegen. Diese empfehlen Lebensweisheit, jene verbergen Spott, andre enthüllen einen sinnigen Lehrspruch. Einige erinnern an Anakreon und Catullus. — In häufigen Compositionen kamen sie in den Mund des Volks. Zum Beweise nur einige Proben:

Die Küsse.

Der Neid, o Kind,
Zählt unsre Küsse:
Drum küß' geschwind
Ein Tausend Küsse;
Geschwind du mich,
Geschwind ich dich!
Geschwind, geschwind,
O Laura, küsse
Manch Tausend Küsse:
Damit er sich
Verzählen müsse.

An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küsse mich.
Kleine Schöne, schämst du dich?
Küsse geben, Küsse nehmen,
Darf dich jetzo nicht beschämen.
Küsse mich noch hundertmal!
Küss' und merk' der Küsse Zahl.
Ich will dir, bei meinem Leben!
Alle zehnfach wiedergeben,
Wenn der Kuß kein Scherz mehr ist,
Und du zehn Jahr älter bist.

Die Küsse.

Ein Küßchen, das ein Kind mir schenket,
Das mit den Küssen nur noch spielt,
Und bei dem Küssen noch nichts denket,
Das ist ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das ist ein Gruß, der eigentlich
Zum wahren Küssen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeinter Segenskuß,
Wenn er sein Söhnchen lobt und liebet,
Ist etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schwester Liebe,
Steht mir als Kuß nur so weit an,
Als ich dabei mit heißem Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräther sehen muß,
Und der dem Kuß der Tauben gleichet:
Ja, so ein Kuß, das ist ein Kuß.

Die Gespenster.

Der Alte.

O Jüngling! sei so ruchlos nicht,
Und leugne die Gespenster.
Ich selbst sah eins beim Mondenlicht
Aus meinem Kammerfenster,
Das saß auf einem Leichenstein:
Drum müssen wohl Gespenster sein.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster sein.

Der Alte.

Als meiner Schwester Sohn verschied,
(Das sind nunmehr zehn Jahre!)
Sah seine Magd, die trefflich sieht,
Des Abends eine Bahre,
Und oben drauf ein Todtenbein:
Drum müssen wohl Gespenster sein.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster sein.

Der Alte.

Und als mein Freund im Treffen blieb,
Das Frankreich jüngst verloren,
Hört' seine Frau, wie sie mir schrieb,
Mit ihren eignen Ohren
Zu Mitternacht drei Eulen schrein:
Drum müssen wohl Gespenster sein.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein,
Es müssen wohl Gespenster sein.

Der Alte.

In meinem Keller selbst geht's um.
Ich hör' oft ein Gesause;
Doch werden die Gespenster stumm,
Ist nur mein Sohn zu Hause.
Denk' nur, sie saufen meinen Wein:
Das müssen wohl Gespenster sein.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünscht' ich eins davon zu sein.

Der Alte.

Auch weiß ich nicht, was manche Nacht
In meiner Tochter Kammer
Sein Wesen hat, bald seufzt, bald lacht;
Oft bringt mir's Angst und Jammer.
Ich weiß, das Mädchen schläft allein;
Drum müssen es Gespenster sein.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünscht' ich ihr Gespenst zu sein.

Die Haushaltung.

Zankst du schon wieder? sprach Hans Lau
Zu seiner lieben Ehefrau,
„Versoffner, unverschämter Mann" — — —
Geduld, mein Kind, ich zieh' mich an — —
„Wo nun schon wieder hin?" Zu Weine.
Zank' du alleine.

„Du gehst? — — Verdammtes Kaffeehaus!
„Ja! blieb' er nur die Nacht nicht aus.
„Gott! ich soll so verlassen sein? —
„Wer pocht? — — Herr Nachbar? — — nur herein!
„Mein böser Teufel ist zu Weine:
„Wir sind alleine."

Der Tod. 1747.

Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben?
Gestern bei dem Saft der Trauben,
(Bildet euch mein Schrecken ein!)
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend schwang er seine Hippe,
Drohend sprach das Furchtgerippe:
Fort, du theurer Bacchusknecht!
Fort, du hast genug gezecht!

Lieber Tod, sprach ich mit Thränen,
Solltest du nach mir dich sehnen?
Sieh', da stehet Wein für dich!
Lieber Tod, verschone mich!

Lächelnd greift er nach dem Glase;
Lächelnd macht er's auf der Base,
Auf der Pest, Gesundheit leer;
Lächelnd setzt er's wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreiet,
Als er schnell sein Droh'n erneuet.
Narre, für dein Gläschen Wein
Denkst du, spricht er, los zu sein?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden.
Laß mich: ich verspreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das ist, magst du leben:
Ruft er. Nur sei mir ergeben.
Lebe, bis du satt geküßt,
Und des Trinkens müde bist.

O! wie schön klingt dies den Ohren
Tod, du hast mich neu geboren.
Dieses Glas voll Rebensaft,
Tod, auf gute Brüderschaft!

Ewig muß ich also leben,
Ewig! denn beim Gott der Reben!
Ewig soll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!

Wenn das Wort Ode diejenigen lyrischen Gedichte bezeichnet, welche, weil sie vorherrschend Erhabenes zum Gegenstande haben, eben deshalb mit besonders hohem Schwunge, mit der Allgewalt der Begeisterung und der Tiefe des Herzens geschrieben werden müssen, so vermißt man dies freilich an den Oden Lessings, wenn sie auch hier und da wahrhaft lyrische Stellen haben. Oft findet man, sie sind ja aber auch poetische Erzeugnisse seiner früheren Jahre, viele Schwulst darin. Von Friedrich dem Großen singt er: „Der Himmel werde nach seiner Zierde geizen.“ Er findet Apollo und Mars in ihm vereint. Er schildert seine poetische Stimmung in der Ode beim Eintritt des Jahres 1754: „Hier stehe ich, sinne nach und glüh' und stampf' und tobe.“ Lessing selbst beurtheilte sich auch als Dichter mit großer Bescheidenheit und ordnete sich einem Ramler, und einem Uz, den er den deutschen Horaz, doch ohne dessen Schmutz nennt, willig unter, und ruft Gleim, dem Besinger des großen Friedrichs zu: „Singe ihm im Dampfe der Schlacht! ich will indessen mit äsopischer Schüchternheit ein Freund der Thiere, stillere Weisheit lehren.“ Und in der That sind seine Fabeln wahrhafte Meisterstücke in unübertrefflich körniger Prosa; überall sind höhere geistige, namentlich moralische Wahrhei-

ten in ihnen veranschaulicht, das zur Versinnlichung einer Wahrheit gewählte Bild hat die angemessenste Bedeutsamkeit, und in der täuschend kunstlosen Darstellung vereinen sich gehaltvolle Kürze mit Gedankenreichthum oder Einfalt mit epigrammatischem Witz. „Es gefiel ihm auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral." Einige Proben werden nicht überflüssig sein.

Der Esel und das Jagdpferd.

Ein Esel vermaß sich, mit einem Jagdpferd um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus und der Esel ward ausgelacht. Ich merke nun wohl, sagte der Esel, woran es gelegen hat; ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der schmerzt mich noch.

Entschuldigen Sie mich, sagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt so gründlich und erbaulich nicht gewesen, als man sie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheims erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heisern Hals, und den schon seit acht Tagen.

Der Sperling und der Strauß.

Sei auf deine Größe, auf deine Stärke so stolz als du willst: sprach der Sperling zu dem Strauße. Ich bin doch mehr ein Vogel als du. Denn du kannst nicht fliegen; ich aber fliege, obgleich nicht hoch, obgleich nur ruckweise.

Der leichte Dichter eines fröhlichen Trinkliedes, eines kleinen, verliebten Gesanges, ist mehr ein Genie, als der schwunglose Schreiber einer langen Hermaniade.

Der Adler und der Fuchs.

Sei auf deinen Flug nicht so stolz! sagte der Fuchs zu dem Adler. Du steigst doch nur deswegen so hoch in die Luft, um dich desto weiter nach einem Aase umsehen zu können.

So kenne ich Männer, die tiefsinnige Weltweise geworden sind, nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern aus Begierde zu einem einträglichen Lehramte.

Die Epigramme Lessings, deren Theorie sein Scharfsinn zu begründen anfing, gehören unstreitig durch ihre reiche Mannigfaltigkeit und ihren natürlich

treffenden Witz zu dem Besten, was unsere Literatur in dieser Hinsicht aufzuweisen hat. Ihr Hauptcharakterzug ist beißender Spott, er hätschelt nicht mit Laster und Thorheiten, er geißelt sie. Mehre sind jedoch auch nur Ergießungen eines augenblicklichen leichten Muthwillens, einer leichten Ironie, aber immer sind sie geförderte, ihr Ziel nie verfehlende Pfeile, und nie fehlt er gegen seine Theorie dieser Dichtungsart, in Allen ist ein interessanter Einfall, welcher die Erwartung spannt, und dann auf eine überraschende Weise befriedigt. — Man lese:

An den Doktor Sp**.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören:
Herr Doktor ruft es dich. Ich danke dieser Ehren! —
Die Mutter wollt' es wohl so früh nicht lügen lehren?

Hinz und Kunz.

Hinz. Was doch die Großen alles essen!
Gar Vogelnester; eins, zehn Thaler werth.
Kunz. Was? Nester? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute fressen.
Hinz. Kann sein! kann sein, Gevattersmann!
Bei Nestern fingen die dann an.

Das schlimmste Thier.

Wie heißt das schlimmste Thier mit Namen?
So fragt' ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: von wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.

Ihr Wille und sein Wille.

Er. Nein, liebe Frau, das geht nicht an:
Ich muß hier meinen Willen haben.
Sie. Und ich muß meinen haben, lieber Mann.
Er. Unmöglich!
Sie. Was? nicht meinen Willen haben?
Schon gut! so sollst du mich in Monatsfrist begraben.
Er. Den Willen kannst du haben.

Lobspruch des schönen Geschlechts.

1747.

Wir Männer stecken voller Mängel;
Es leugne, wer es will!
Die Weiber gegen uns sind Engel.
Nur taugen, wie ein Kenner will,

Drei kleine Stück' — und die sind zu errathen —
An diesen Engeln nicht gar viel!
Gedanken, Wort' und Thaten.

Ostern 1743 kehrte Lessing wieder nach Leipzig zurück, um sich für die akademische Laufbahn in der Medicin und Philologie auszubilden. Bald aber knüpfte er seine alten ausgebreiteten Bekanntschaften vorzüglich mit den Schauspielern wieder an. Proben und Vorstellungen wurden täglich von ihm besucht und er studirte die Schauspielkunst, als ob er bald einen Lehrstuhl derselben besteigen wollte. Er schrieb auch einige Lustspiele, unter ihnen die Juden und der Freigeist. Sie zeichnen sich unter den damals vorhandenen deutschen Lustspielen durch das Einheimische in Sitten und Charakteren, durch treffende Züge und glückliche Einfälle vortheilhaft aus. In den Reisenden, den Helden der Juden, die vielleicht als ein Vorspiel zu seinem Nathan den Weisen gelten können, will er beweisen, daß es auch unter den Anhängern des mosaischen Gesetzes Menschen geben könne, deren Sittlichkeit und Religiosität sich über Buchstabenglauben und anerzogene nationale Kirchlichkeit erhebt. In dem Freigeist ist die Hauptperson

Adrast bestimmt und klar gezeichnet und wird von Lessing ächt dramatisch dargestellt, doch spielt er im Ganzen eine schlechte Rolle, weil sein, aus freigeistischen Schriften nur angelesener, nicht angeurtheilter Unglaube schwankend und gehaltlos ist. Er ist ungläubig mehr aus aufgeregter Empfindlichkeit gegen unwürdige Religionsbekenner, mehr aus Sucht zu glänzen, als aus innerer Ueberzeugung. Er sucht Wahrheit, will aber nicht, daß diese ein Gemeingut sei, er will die Religion, aber sie soll ein Kappzaum für das Volk und eine Art von Zierde für die Frauen sein. „Es ist mir unmöglich, zu glauben," sagt er, „daß die Wahrheit gemein sein könne; eben so unmöglich, zu glauben, daß in der ganzen Welt auf einmal Tag sein könne. Das, was unter der Gestalt der Wahrheit unter allen Völkern umherschleicht und auch von dem Blödsinnigsten angenommen wird, ist gewiß keine Wahrheit, und man darf nur getrost die Hand, sie zu entkleiden, anlegen, so wird man den schauerlichsten Irrthum nackend vor sich stehen sehn." — Oder: „Wir sollen glücklich in der Welt leben; dazu sind wir erschaffen; dazu sind wir einzig und allein erschaffen. So oft die Wahrheit diesem großen Endzwecke hinderlich ist, so oft ist man verbunden, sie bei Seite zu setzen, denn nur wenig Geister können in der Wahrheit ihr Glück finden. Man lasse daher

dem Pöbel seine Irrthümer; man lasse sie ihm, weil sie ein Grund seines Glücks und die Stütze des Staats sind, in welchem er für sich Sicherheit, Ueberfluß und Freude findet. Ihm die Religion nehmen, heißt ein wildes Pferd auf der fetten Weide losbinden, das, sobald es sich frei fühlt, lieber in unfruchtbaren Wäldern umher schweifen und Mangel leiden, als durch einen gemächlichen Dienst Alles, was es braucht, erwerben will. Doch nicht für den Pöbel allein, auch noch für einen andern Theil des menschlichen Geschlechts muß man die Religion beibehalten, für den schönsten Theil meine ich, dem sie eine Art von Zierde, wie dort eine Art von Zaum ist. Das Religiöse steht der weiblichen Bescheidenheit sehr wohl, es giebt der Schönheit ein gewisses edles, gesetztes und schmachtendes Ansehen." — „Vortrefflich," entgegnete darauf die fromme Juliane, „Sie erweisen meinem Geschlechte eben so wenig Ehre, als der Religion. Jenes setzen Sie mit dem Pöbel in eine Klasse, so fein auch Ihre Wendung war; und diese machen Sie auf's Höchste zu einer Art von Schminke, die das Geräthe auf unsern Nachttischen vermehren kann. Nein, Adrast! die Religion ist eine Zierde für alle Menschen, und muß ihre wesentlichste Zierde sein.. Ach, Sie verkennen sie aus Stolz, aber aus einem falschen Stolz. Was kann unserer Seele mit erha-

beneren Begriffen füllen, als die Religion? Und worin kann die Schönheit der Seele anders bestehen, als in solchen Begriffen? in würdigen Begriffen von Gott, von uns, von unsern Pflichten, von unserer Bestimmung? Was kann unser Herz, diesen Sammelplatz verderbter und unruhiger Leidenschaften, mehr reinigen, mehr beruhigen, als eben diese Religion? Was kann uns im Elende mehr aufrichten, als sie? Was kann uns zu wahren Menschen, zu bessern Bürgern und aufrichtigen Freunden machen, als sie?" .... Ueberhaupt sind die Frauencharaktere vortrefflich gezeichnet, und mancher tiefer Blick in die Natur des weiblichen Geschlechts verräth den scharfen Beobachter. — Theophan, ein vortrefflicher, von Eigensucht und Priesterstolz durchaus reiner Charakter, dessen Urbild Lessings Vater war, bringt Adrast zur Entsagung seines Wahnlehrgebäudes. — Wenn auch die Handlung ganz einfach ist, so bildet sie doch ein gerundetes Ganze und hält die Theilnahme aufrecht, das Stück beweis't übrigens, daß der Zweifel sich doch wohl schon in der Seele Lessings regen mochte.

Beide Stücke, so wie der Misogyn (Weiberfeind) und der Schatz haben jetzt nur noch, wie die meisten Bruchstücke und Entwürfe in Lessings theatralischem Nachlasse, geschichtliche Bedeutung.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung und Schluß.)

Das Leben und Treiben Lessings in Leipzig sollte jedoch bald eine große Veränderung erleiden. Mylius war nach Berlin als Redacteur einer Zeitung gegangen, und doch war dieser durch seine geistige Befähigung ihm beinahe unentbehrlich geworden; die Neuber fing an, ihr Theatergeschäft zu vernachlässigen, so daß mehre ihrer bedeutendsten und mit ihm befreundeten Schauspieler abgingen. Mit dem Verfalle dieser Bühne sanken auch manche Hoffnungen seiner eigenen Laufbahn als Schauspieldichter; sein Eifer kühlte sich ab, — der Aufenthalt in Leipzig wurde ihm zuletzt unerträglich, vorzüglich da er leichtsinnig für die Schulden einiger der Abgereis'ten mündlich und schriftlich sich verbürgt hatte, und nun von

den Gläubigern derselben, sie zu befriedigen, bestürmt wurde. Er reis'te also nach Berlin (1749). Erst als er dort angekommen war, erfuhren seine Eltern und seine Leipziger Freunde seine Abreise. Wie erschraken die Erstern, welche Berlin für ein wahres Babel hielten, wo nur ein freigeisterischer oder witziger Franzose sein Glück machen konnte, welches die Residenz eines Königs war, der an seinen Fiscal geschrieben hatte: „In meinem Lande kann jeder nach seiner Façon selig werden", — ein ander Mal: „die Priester werden unverbesserlich sein, bis man die Race ausgerottet hat," welcher die Prediger nur Pfaffen, evangelische Jesuiten, Kerls, pietistische Narren nannte, denen man nicht die mindeste Autorität einräumen müsse. — Nebenbei war in Kamenz auch noch das Gerücht verbreitet, Lessing wolle nach Wien, um dort katholisch zu werden. Neue Stürme, Bitten, Vorstellungen, Vorwürfe von Hause, dringende Aufforderungen, seine Rückkehr zu beschleunigen. Aber umsonst. Er tröstete seine Eltern mit der Anerkennung, die er von so vielen Seiten fände, widerlegte alle gegen ihn ausgesprengten Verleumdungen, versprach dem Vater, wenn er ihm eine Stelle in dem philologischen Seminar in Göttingen, wie dieser ihm die Hoffnung machte, ausgemacht habe, sogleich nach Hause kommen, oder nach Göttingen gehen zu wollen. Leb-

haft rechtfertigt er seinen Umgang mit Mylius und betheuert, daß seine Sittlichkeit, wie seine Religiosität in diesem Umgange nicht Schaden litte. „Ich muß aus allen Ihren Briefen schließen, daß Sie gewohnt sind, das allerniedrigste, schimpflichste und gottloseste von mir zu gedenken, sich zu überreden und überreden zu lassen. . . . Aber die Zeit soll Richter sein, die Zeit soll es lehren, ob ich Ehrfurcht gegen meine Eltern, Ueberzeugung in meiner Religion und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Religion im Gedächtnisse und oft ohne sie zu verstehen im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gebräuchlich sind, oder der einmal klüglich gezweifelt hat, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens noch dazu zu gelangen bestrebt. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treue und Glauben annehmen kann. Die meisten erben sie zwar von ihnen, eben so, wie ihr Vermögen, aber sie zeugen durch ihre Aufführung auch, was für rechtschaffne Christen sie sind. So lange ich nicht sehe, daß man eins der vornehmsten Gebote, „seinen Feind zu lieben“, nicht besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben.“

Lessing übersetzte französische und englische Werke und trieb sehr fleißig spanisch. Mit Mylius gab er auch eine Vierteljahrschrift: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" heraus, ein höchst unterrichtendes Werk, worin die Beurtheilung der theatralischen Schriften, sowie die Darstellung der Schauspiele selbst, mit einer Uebersicht der Thätigkeit sämmtlicher europäischen Bühnen verbunden war; doch hörte die Schrift schon mit dem vierten Stücke durch Mylius' Nachlässigkeit auf.

Großes Aufsehen machte der Briefwechsel, in welchen er um diese Zeit mit Voltaire gerieth, der sich zu Potsdam aufhielt. Dieser hatte nämlich sein „Jahrhundert Ludwigs XIV." beendet, und wollte, ehe das fertig gewordene Buch in das Publicum gelangte und irgend ein Mensch eine Zeile davon kennen gelernt hatte, vier und zwanzig typographisch schön ausgestattete Exemplare an das Königliche Haus schicken, um Friedrich II. eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu erweisen. Sein Geheimschreiber Richier de Lourain, ein Freund Lessings, sollte aus einer großen Menge Druckbogen die besten aussuchen, um jene Anzahl Exemplare zu completiren. Lessing half bei dieser Arbeit und wußte Richier de Lourain zu bereden, ihm ein aus Defect- und Ausschußbogen zusammengesetztes Exemplar auf drei Tage,

unter dem Versprechen, es Niemandem zu zeigen, zu leihen. Dies hielt er leider nicht. Ein Freund wußte ihm das Geliehene abzuschwatzen und theilte es Andern mit, so daß es die Gräfin Bentink, eine leidenschaftliche Verehrerin Voltaires, erfuhr. Empfindlich darüber, daß Voltaire, welcher ihre blinde Verehrung für ihn kennen mußte, sie mit seinem jüngsten Werke nicht schon bekannt gemacht hatte, beschwerte sie sich bei ihm. Voltaire befahl sogleich seinem Sekretär wüthend, die Bogen von Lessing wieder zu holen. Bestürzt eilte dieser in dessen Wohnung. — Lessing, dessen Natur in allen Dingen des Verkehrs eine höchst nachlässige und zerstreute war, war, ohne von Jemandem Abschied zu nehmen, weil ein Brief seines Vaters ihn dazu aufgefordert hatte, nach Wittenberg gereis't. Voltaire tobte und wüthete, als Richier ihm dies meldete und dictirte diesem in dessen Namen sogleich einen Brief an den Abgereis'ten, in welchem er ihn beschuldigte, das Werk, welches Lessing, um es noch einmal lesen zu können, eingepackt hatte, gestohlen zu haben, um es entweder zu übersetzen, oder wohl gar nachdrucken zu lassen. Dann jagte er den Sekretär aus seinen Diensten. Lessing beantwortete diesen Brief französisch, damit ihn Voltaire ebenfalls lesen könne. Er war im höchsten Grade über die Beschuldigung indignirt, sendete das Buch sogleich zurück, erzählte das

Sachverhältniß und wies jede Bezüchtigung, oft in harten Ausdrücken, zurück. „Ich bin, wenn ich einmal übersetze, eitel genug, nur gut zu übersetzen. Um aber den Herrn von Voltaire gut zu übersetzen, muß man sich dem Teufel verschreiben, wozu ich denn eben keine Lust verspüre." Nachdem Voltaire diesen Brief gelesen hatte, schrieb er selbst an Lessing. Und obgleich er ihn für einen rechtschaffnen Mann erklärt, auch nichts dagegen haben will, daß er sein Werk in das Deutsche oder das Italienische übersetze, überhaupt darin den Großmüthigen, Freisinnigen und Duldsamen spielt, so erschien doch auch überall der kleinliche Philosoph, der eitle Schriftsteller und der prunkende Kammerherr des Königs. — Richier trat übrigens bald darauf als Bibliothekar in die Dienste des Prinzen Heinrich.

Die Abreise Lessings von Berlin war aber durch einen Befehl seines Vaters so überaus beschleunigt. „Dein Bruder Johann Gottlieb ist im October in Wittenberg inscribirt und so befehle ich Dir, Dich ebenfalls noch vor Neujahr dahin zu begeben, um den Schulsachen obzuliegen. Was ich Dir zu geben vermag, werde ich zu leisten suchen." — Die väterliche Unterstützung konnte aber nur so gering sein, daß beide Brüder ein kleines Zimmer als Wohnung miethen konnten, um in fröhlicher Armuth ihren Studien zu

leben. Seinen Eltern gefällig zu sein, nahm Lessing die Magisterwürde an, doch hörte er sich nie gern so nennen. Bekanntschaften suchten die Brüder nur wenige und nur mit solchen Männern zu machen, welche ein gleiches wissenschaftliches Streben beseelte. War Lessing durch geistige Anstrengungen erschöpft, so machte er zur Erholung und Geistesstärkung Epigramme auf die Professoren und ihre schönen Töchter, — die satyrische Laune stachelte ihn sogar einmal eins auf sich zu machen, nachdem er für einen plötzlich krank gewordenen Freund, dem spätern Professor der Theologie, jetzt Bibliothekar Schwarz, eine Leichenrede hatte improvisiren müssen.

O Redner, lege doch dein Maul erst in die Falten,
Dein Maul, das so erbärmlich spricht.
Eh' du mir sollst die Leichenrede halten,
Wahrhaftig! lieber sterb' ich nicht.

Lessing konnte, wenn es darauf ankam, sehr genügsam sein. In Berlin hatte ihm ein Mittagsbrot nicht über achtzehn Pfennige kosten dürfen, aber trotz dieser Genügsamkeit, trotz aller oft sehr frugalen Mahlzeiten und andern Einschränkungen, befanden sich beide Brüder oft in einer solchen Bedrängniß, daß sie kaum die nothwendigsten Bedürfnisse bestreiten konnten. Lessing beschloß deswegen wieder zu schriftstellern, um

Geld zu verdienen. Da er die spanische Sprache nicht umsonst erlernt haben wollte, so übersetzte er: Xuarte's geniales Buch: „Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften“, worin der Verfasser den Beweis führt: daß, wenn die Natur den Menschen zur Erlernung dieser oder jener Wissenschaft nicht geschickt mache, aller angewendete Fleiß nur ein vergeblicher sein werde. Vorzüglich gefiel ihm die aus seiner Seele geschriebene Stelle: „Wenn aus einem jungen Menschen etwas werden soll, so muß er aus der Vaterstadt fort und in die Welt, denn kein Studirender, welcher in einer Universitätsstadt zu Hause ist, lernt etwas, oder seine Gelehrsamkeit ist ein großes Wunder.“ —

Dieser Uebersetzung folgte eine Kritik der Klopstock'schen Messiade. Sie verband scharfen, doch nicht ungerechten Tadel mit dem anerkennendsten Lobe. Lessing fand in diesem religiösen Epos weder ein poetisches Meisterstück, noch das beste Erbauungsbuch, weder, wie Gottsched dies behauptete, eine Spötterei der Religion in Versen, noch eine Herrnhuterpoesie, wohl aber eine Vertheidigung der Religion, ein Gedicht, welches deswegen zu achten sei, weil es die religiöse Einbildungskraft beschäftige, und dabei keinen Raum zu spitzfindigen Zweifeln lasse. Um die Messiade gegen den ihr gemachten Vorwurf der Dunkelheit zu

vertheidigen, begann er mit seinem Bruder eine lateinische Uebersetzung derselben, die aber unvollendet blieb, weil ein dänischer Legationsprediger zu Madrid eine dergleichen schon fertig haben sollte. — Auch schrieb er Berichtigungen zu Jöhers ziemlich leichtfertig zusammengestoppeltem Gelehrten-Lexikon. — Ueberhaupt bildete sich der Kritiker in ihm immer mehr aus. Ihn ekelte das widerliche Treiben der Literatur seiner Zeit an; er wollte sowohl die Gottsched'sche, als die Bodmer'sche Abgötterei vernichten, wie Luther einst von Wittenberg aus die Ablaßkrämerei vernichtet hatte.

Vierter Abschnitt.

Zweiter und dritter Aufenthalt in Berlin. — Moses Mendelssohn. — Nikolai. — Lessings literarische Arbeiten. — Miß Sara Sampson, erstes großes bürgerliches Trauerspiel der Deutschen. — Aufenthalt in Leipzig. — Kleist. — 1753 bis 1760.

Mit Beginn des Jahres 1753 war Lessing wieder in Berlin. Mylius hatte die Redaction der Voß'schen Zeitung aufgegeben und auf Veranlassung mehrerer Freunde der Naturwissenschaften eine seinen Wünschen entsprechende wissenschaftliche Reise über London nach Amerika angetreten, ein Unternehmen, welches nicht lange nachher durch seinen Tod in England vereitelt ward. Von Voß aufgefordert, besorgte nun Lessing den Zeitungsartikel über gelehrte Sachen, arbeitete auch außerdem mit angestrengtem Fleiße. Zunächst erschienen die vier ersten Bände seiner „kleinen Schriften". Der öffentliche allgemeine Bei=

fall, mit welchem sie aufgenommen wurden, söhnte den Vater aus, so unzufrieden er auch noch immer mit dem eigenmächtig gewählten Aufenthaltsorte des Sohnes war. Sie enthielten Gedichte, Briefe, Komödien, Rettungen verstorbener Personen gegen falsche oder vorgefaßte Meinung, wie die der Reformationsgenossen Cardamus, oder des von Luther verfolgten beißenden Satyrikers Lemnius (Lemchen), vor allen aber das Vademecum, eine in der Literatur Epoche machende geharnischte Kritik der schlechten Uebersetzung des Horaz eines der Koryphäen der Halle'schen Dichterschule, des aufgeblasenen und dünkelhaften Pastors Lange in Laublingen. Wenn man die Schärfe, Bitterkeit und Leidenschaftlichkeit dieser Kritik tadeln möchte, die nicht selten die Gränzen des Anstandes überschreitet, so möge man daran denken, daß Lange unsern Kritiker der gemeinsten Bestechlichkeit bezüchtigt, für einen erkäuflichen Recensenten ausgeschrieen hatte. So nur wird es erklärlich, daß Lessing, in seinem innersten Gefühle verletzt, so schonungslos mit ihm verfuhr, daß er ihn jetzt wie einen kleinen Schulbuben, dann wieder wie einen Ignoranten, oder einen Verleumder behandelte und seine Sprachschnitzer lächerlich machte, und man muß dann über den dramatischen Anfang der Kritik lächeln: „Ein Glas frisches Brunnenwasser, die Wallung Ihres kochenden Geblü-

tes niederzuschagen, wird Ihnen sehr dienlich sein, ehe wir zur ersten Unterabtheilung schreiten. Noch eins, Herr Pastor! — — Nun lassen Sie uns anfangen.“ — Alles in diesen „kleinen Schriften“ ist gleich interessant an Inhalt, wie an Darstellung; die Abhandlungen sämmtlich voll philosophischen Geistes und in einer Sprache, welche selbst Ungelehrte zu weiterm Nachdenken anreizte! — Auch die Schriften seines verstorbenen Freundes Mylius gab er in einer Auswahl heraus. — Lessings finanzielle Lage ward durch diese schriftstellerischen Arbeiten bedeutend verbessert, er lud deswegen auch seinen Bruder zu sich ein, um, „nachdem sie in Wittenberg mit einander gehungert, in Berlin auch bessere Tage mit ihm zu haben.“ Nichts machte ihn glücklicher, als wenn er seine Brüder, seine Familie unterstützen konnte. Immer kam sein Erwerb auch den Seinigen zu Gute. —

Von hoher Bedeutung, von dem fruchtbarsten Erfolge für Lessings geistige Reife und höhere kritische Bildung war der Freundschaftsbund zwischen ihm, Moses Mendelssohn, diesem berühmten jüdischen Philosophen und großen Lehrer unsrer Nation, dessen Vorbild Sokrates war, — und Nicolai, Schriftsteller und Buchhändler, welcher vorzüglich dazu beitrug, die deutschen Völker durch das Band der wissen-

schaftlichen Untersuchung zu einem geistigen Interesse zu vereinigen. Drei an ursprünglichen Anlagen so verschiedene, aber an regem Eifer für Selbstvervollkommnung und Auffindung der Wahrheit so ähnliche Männer mußten sich gegenseitig zu den mannigfaltigsten Untersuchungen und Entdeckungen in den Wissenschaften anregen. Lessing war lebhaft und kühn, Mendelssohn bedächtig und sicher, Nicolai ihnen wenigstens gleich an Wahrheitsliebe und Muth. Ihre gesellschaftlichen Zusammenkünfte waren wahrhaft sokratische und platonische Symposien, genußreich und belehrend, Früchte tragend für sie selbst, die Mitwelt und die Nachwelt. Viele in der damaligen Künstler- und Gelehrtenwelt bekannte Männer nahmen an diesen Zusammenkünften Theil, wie Sulzer, durch seine ästhetischen Werke bekannt, Meil, berühmter Zeichner und Kupferstecher, später Vicedirector der Akademie der Künste, der Kammermusikus Kirchberger, durch seine Bemühungen um die Harmonie hochverdient, der Dichter Ramler und noch mancher andre Mann von literarischem und künstlerischem Rufe, jeder dem Andern geltend in seiner Weise, seinen Talenten, seinen Ansichten, seinem Wirkungskreise. Wie gern hätte Mendelssohn den vielseitig gebildeten Lessing ganz für die Philosophie gewonnen, in welcher er selbst gar nicht Schule machend, doch als sokratisch-

platonischer Denker sich auszeichnete, und mit ironischer Feinheit kritisirte, nachdem er den Tag über als Factor der Handlung eines jüdischen Glaubensgenossen vorgestanden hatte.

Die erste Folge der gesellschaftlichen Studien beider Freunde, eine Art Geistesbriefwechsel zwischen diesen Denkern war: „Pope, der Metaphysiker“. Die Berliner Akademie hatte eine Preisaufgabe für die beste Untersuchung des Pope'schen Satzes: Alles ist gut ausgeworfen, und dabei zugleich gefragt, ob es das Gleiche sei, was Leibnitz's „beste Welt“ darstelle, und mit welchen Gründen dieses System befestigt, oder umgeworfen werden könne. In „Pope, dem Metaphysiker,“ wurde der Akademie klar dargethan, daß ihre Preisaufgabe darum eine ganz verfehlte sei, weil sie dichterische Gemeinplätze mit philosophischen Lehren verglichen haben wollte, weil der Dichter und der Philosoph, wenn sie auch manchmal, selbst wörtlich dasselbe sagen, doch oft ganz verschiedene Vorstellungen mit den gebrauchten Wörtern verbinden; daß ein philosophischer Dichter himmelweit von dem eigentlichen Philosophen verschieden sei, und daß der Dichter die verschiedenen philosophischen Systeme nur in so weit benutze, als der Stoff derselben sich zur lebhaftesten, sinnlich vollkommensten Darstellung eigne. Wie nun, wenn Pope's Vers: what ever

is, is right, gar nicht: was immer ist, ist gut, — sondern: Alles ist recht heißen müsse? Ob man recht und gut für einerlei nehmen könnte? rc." Kurz, der ganze Beweis, daß ein Dichter kein Metaphysiker sein könne, daß die Berliner Akademie sich durch diese Aufgabe blamirt habe, war mit solchem Scharfsinn, mit einer solchen Belesenheit, mit so viel Laune und in einer so kräftigen, herrlichen Sprache dargethan, daß wenn auch von Mendelssohn viele Ideen herrühren, das Ganze aus Lessings Geist hervorgegangen sein muß.

Lessings übrige vorzügliche Arbeiten waren die Uebersetzung des ersten Theiles von Marigny's Geschichte der Araber und die Herausgabe einer theatralischen Bibliothek, welche ein Werk in einer gewissen Anzahl von Bänden sein und eine wirkliche kritische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bei allen, der ältern wie neueren Völker, ohne Ordnung nach Zeit und Nation, sein sollte. Es erschienen von ihr vier Bände. Auch trug er sich mit mancherlei Entwürfen, unter denen der, das Beste aus schlechten Büchern auszuheben, der preiswürdigste war, ein Entwurf, welcher wohl in unserer Zeit, bei dieser Sündfluth von Schriften, ausgeführt zu werden verdiente, wenn sich anders ein tüchtiger Mann dazu fände, welcher vom Staate dazu autorisirt

und besoldet würde, und herkulischen Fleiß mit großer geistiger Bildung, Kenntniß der literarischen Bedürfnisse des Zeitalters mit sittlich-literarisch großer Selbstverläugung in sich vereinte. —

Umstände zwangen Lessing (1755) zuerst auf kürzere, dann auf längere Zeit von seinen Berliner Freunden sich zu trennen.

Trotz aller philologischen und historischen Arbeiten fand er nur in dem Bewußtsein Befriedigung, auf Verbesserung des deutschen Theaters zu wirken. Doch hatte er die Ueberzeugung, daß dies nicht blos durch Schriften über Schauspiele und Schauspielkunst, sondern sollte die Bühne wirklich reformirt werden, nur durch für diesen Zweck geschriebene Dramen selbst geschehen könne, damit die Schauspieldirektoren nicht mehr nach Gottsched'schen, oder dem ähnlichen verballhornisirten und verwässerten Uebersetzungen französischer Stücke greifen sollten. Lessing beschloß, die englische Schaubühne zum Muster der deutschen zu erheben. Er wollte für das Volk Stoffe, aus dem Volksleben genommen, dramatisch bearbeiten. Bis jetzt gab es noch kein einziges Trauerspiel, welches bürgerliches Leben zur Anschauung brachte. Er zog sich nach Potsdam zurück und arbeitete dort in ungestörter Einsamkeit und voller Begeisterung „Miß Sara Sampson“ aus, das erste bürgerliche Trauer-

spiel, welches in Deutschland aufgeführt wurde. Es war ein glücklicher und zeitgemäßer Versuch, der deutschen, dramatischen Poesie mittelst der englischen Literatur aufzuhelfen. Wenn es auch auf ein bestimmtes englisches Stück: „Der Kaufmann von London" hinwies, so war es doch ganz Original. Es machte durch seine natürlichen Schönheiten, getreue Charakterschilderungen und ergreifende Situationen einen tiefen Eindruck und die Sprache ist den Charakteren genau angepaßt. Lessing selbst war nicht unzufrieden, als er einer Vorstellung der „Miß Sara Sampson" in Frankfurt an der Oder beiwohnte. Ihrer Länge wegen, — in Frankfurt dauerte sie von Nachmittag 4 Uhr bis Abends 10 Uhr, — ward sie auf Deutschlands Bühnen nur verkürzt gegeben, erntete überall den rauschendsten Beifall und erhielt sich trotz mancher Mängel und trotz der größtentheils übertriebenen Ausstellungen der Kunstrichter bis auf die sogenannte Sturm- und Drangperiode (1770).

Die Fabel des Stücks ist in wenig Worten diese: „Mellefont, ein junger Wüstling, hat Sara, die Tochter Sir William Sampson's entführt. Vergebens bittet sie ihn, den Bund ihrer Liebe durch kirchliche Weihe heiligen zu lassen. In England dies zu thun, sagt er, ist unmöglich, da ein Vetter ihn nur unter

der Bedingung zu seinem Erben eingesetzt hat, daß er eine Verwandte heirathe. Die folgende Scene veranschaulicht die Situation.

Erster Aufzug.

Siebenter Auftritt.

Mellefont. Wie kann also meine Miß über die Verschiebung einer Ceremonie unruhig sein?

Sara. Ach, Mellefont, warum muß ich einen andern Begriff von dieser Ceremonie haben! — Geben Sie doch immer der weiblichen Denkungsart etwas nach. Ich stelle mir vor, daß eine nähere Einwilligung des Himmels darinnen liegt. Umsonst habe ich es nur wieder erst den gestrigen langen Abend versucht, Ihre Begriffe anzunehmen und die Zweifel aus meiner Brust zu verbannen, die Sie, jetzt nicht das erstemal, für Früchte meines Mißtrauens angesehen haben. Ich stritt mich mit mir selbst; ich war sinnreich genug, meinen Verstand zu betäuben; aber mein Herz und ein inneres Gefühl warfen auf einmal das mühsame Gebäude von Schlüssen über'n Haufen. Mitten aus dem Schlafe weckten mich strafende Stimmen, mit welchen sich meine Phantasie mich

zu quälen verband. Was für Bilder, was für schreckliche Bilder schwärmten um mich herum! Ich wollte sie gern für Träume halten — —

Mellefont. Wie? meine vernünftige Sara sollte sie für etwas mehr halten? Träume, liebste Miß, Träume! — Wie unglücklich ist der Mensch! Fand sein Schöpfer in dem Reiche der Wirklichkeiten nicht Qualen für ihn genug? Mußte er, sie zu vermehren, auch ein noch weiteres Reich von Einbildung in ihm schaffen?

Sara. Klagen Sie den Himmel nicht an! Er hat die Einbildungen in unserer Gewalt gelassen. Sie richten sich nach unsern Thaten, und wenn diese unsern Pflichten und der Tugend gemäß sind, so dienen die sie begleitenden Einbildungen zur Vermehrung unserer Ruhe und unseres Vergnügens. Eine einzige Handlung, Mellefont, ein einziger Segen, der von einem Friedensboten im Namen der ewigen Güte auf uns gelegt wird, kann meine zerrüttete Phantasie wieder heilen. Stehen Sie noch an, mir zu Liebe dasjenige einige Tage eher zu thun, was Sie doch einmal thun werden? Erbarmen Sie sich meiner, und überlegen Sie, daß wenn Sie mich auch dadurch nur von Qualen der Einbildung befreien, diese eingebildete Qualen doch Qualen, und für die, die sie em-

pfindet, wirkliche Qualen sind. — Ach, könnte ich Ihnen nur halb so lebhaft die Schrecken meiner vorigen Nacht erzählen, als ich sie gefühlt habe! — Von Weinen und Klagen, meinen einzigen Beschäftigungen, ermüdet, sank ich mit halb geschlossenen Augenliedern auf das Bett zurück. Die Natur wollte sich einen Augenblick erholen, neue Thränen zu sammeln. Aber noch schlief ich nicht ganz, als ich mich auf einmal an dem schroffsten Theile des schrecklichsten Felsen sah. Sie gingen vor mir her und ich folgte Ihnen mit schwankenden, ängstlichen Schritten, die dann und wann ein Blick stärkte, welchen Sie auf mich zurückwarfen. Schnell hörte ich hinter mir ein freundliches Rufen, welches mir still zu stehen befahl. Es war der Ton meines Vaters. — Ich Elende, kann ich denn nichts von ihm vergessen? Ach! wo ihm sein Gedächtniß eben so grausame Dienste leistet; wo er auch mich nicht vergessen kann! — Doch er hat mich vergessen. Trost, grausamer Trost für seine Sara! — Hören Sie nur, Mellefont, indem ich mich nach dieser bekannten Stimme umsehen wollte, gleitete mein Fuß, ich wankte und sollte eben in den Abgrund herabstürzen, als ich mich, noch zur rechten Zeit, von einer mir ähnlichen Person zurückgehalten fühlte. Schon wollte ich ihr den feurigsten Dank abstatten, als sie einen Dolch aus dem Busen zog. Ich rettete dich, schrie

sie, um dich zu verderben! Sie holte mit der bewaffneten Hand aus — und ach! ich erwachte mit dem Stiche. Wachend fühlte ich noch alles, was ein tödtlicher Stich schmerzhaftes haben kann; ohne das zu empfinden, was er angenehmes haben muß: das Ende der Pein in dem Ende des Lebens hoffen zu dürfen.

Mellefont. Ach, liebste Sara, ich verspreche Ihnen das Ende Ihrer Pein, ohne das Ende Ihres Lebens, welches gewiß auch das Ende des meinigen sein würde. Vergessen Sie das schreckliche Gewebe eines sinnlosen Traumes.

Sara. Die Kraft, es vergessen zu können, erwarte ich von Ihnen. Es sei Liebe oder Verführung, es sei Glück oder Unglück, das mich Ihnen in die Arme geworfen hat; ich bin in meinem Herzen die Ihrige, und werde es ewig sein. Aber noch bin ich es nicht vor den Augen jenes Richters, der die geringsten Uebertretungen seiner Ordnung zu strafen gedroht hat — —

Mellefont. So falle denn alle Strafe auf mich allein!

Sara. Was kann auf Sie fallen, das mich nicht treffen sollte? — — Legen Sie aber mein dringen-

des Anhalten nicht falsch aus. Ein anderes Frauenzimmer, das durch einen gleichen Fehltritt sich ihrer Ehre verlustig gemacht hätte, würde vielleicht durch ein gesetzmäßiges Band nichts als einen Theil derselben wieder zu erlangen suchen. Ich, Mellefont, denke darauf nicht, weil ich in der Welt weiter von keiner Ehre wissen will, als von der Ehre, Sie zu lieben. Ich will mit Ihnen nicht um der Welt willen, ich will mit Ihnen um meiner selbst willen verbunden sein. Und wenn ich es bin, so will ich gern die Schmach auf mich nehmen, als ob ich es nicht wäre. Sie sollen mich, wenn Sie nicht wollen, für Ihre Gattin nicht erklären dürfen; Sie sollen mich erklären können für was Sie wollen. Ich will Ihren Namen nicht führen; Sie sollen unsere Verbindung so geheim halten, als Sie es für gut befinden, und ich will derselben ewig unwerth sein, wenn ich mir in den Sinn kommen lasse, einen andern Vortheil als die Beruhigung meines Gewissens daraus zu ziehen.

Mellefont. Halten Sie ein, Miß, oder ich muß vor Ihren Augen des Todes sein. Wie elend bin ich, daß ich nicht das Herz habe, Sie noch elender zu machen! — Bedenken Sie, daß Sie sich meiner Führung überlassen haben; bedenken Sie, daß ich schuldig bin, für uns weiter hinaus zu sehen, und daß

ich jetzt gegen Ihre Klagen taub sein muß, wenn ich Sie nicht in der ganzen Folge Ihres Lebens noch schmerzhaftere Klagen will führen hören. Haben Sie es denn vergessen, was ich Ihnen zu meiner Rechtfertigung schon oft vorgestellt?

Sara. Ich habe es nicht vergessen, Mellefont, Sie wollen vorher ein gewisses Vermächtniß retten. — Sie wollen vorher zeitliche Güter retten, und mich vielleicht ewige darüber verscherzen lassen.

Mellefont. Ach, Sara, wenn Ihnen alle zeitliche Güter so gewiß wären, als Ihrer Tugend die ewigen sind — —

Sara. Meiner Tugend? Nennen Sie mir dieses Wort nicht! — Sonst klang es mir süß, aber jetzt schallt mir ein schrecklicher Donner darin!

Mellefont. Wie? muß der, welcher tugendhaft sein soll, keinen Fehler begangen haben? Hat ein einziger so unselige Wirkungen, daß er eine ganze Reihe unsträflicher Jahre vernichten kann? So ist kein Mensch tugendhaft; so ist die Tugend ein Gespenst, das in der Luft zerfließt, wenn man es am festesten umarmt zu haben glaubt; so hat kein weises Wesen unsere Pflichten nach unsern Kräften abgemessen; so ist die Lust, uns strafen zu können, der erste

Zweck unseres Daseins; so ist — Ich erschrecke vor allen den gräßlichen Folgerungen, in welche Sie Ihr Kleinmuth verwickeln muß! Nein, Miß, Sie sind noch die tugendhafte Sara, die Sie vor meiner unglücklichen Bekanntschaft waren. Wenn Sie sich selbst mit so grausamen Augen ansehen, mit was für Augen müssen Sie mich betrachten!

Sara. Mit den Augen der Liebe, Mellefont.

Mellefont. So bitte ich Sie denn um dieser Liebe, um dieser großmüthigen, alle meine Unwürdigkeit übersehenden Liebe willen, zu Ihren Füßen bitte ich Sie: beruhigen Sie sich. Haben Sie nur noch einige Tage Geduld.

Sara. Einige Tage! Wie ist Ein Tag schon so lang!

Mellefont. Verwünschtes Vermächtniß! Verdammter Unsinn eines sterbenden Vetters, der mir sein Vermögen nur mit der Bedingung lassen wollte, einer Anverwandtin die Hand zu geben, die mich eben so sehr haßt, als ich sie! Euch, unmenschliche Tyrannen unserer freien Neigungen, euch werde alle das Unglück, alle die Sünde zugerechnet, zu welcher uns euer Zwang bringt! — Und wenn ich ihrer nur entübrigt sein könnte, dieser schimpflichen Erbschaft! So lange

mein väterliches Vermögen zu meiner Unterhaltung hinreichte, habe ich sie allezeit verschmäht, und sie nicht einmal gewürdigt, mich darüber zu erklären. Aber jetzt, jetzt, da ich alle Schätze der Welt nur darum besitzen möchte, um sie zu den Füßen meiner Sara legen zu können, jetzt, da ich wenigstens darauf denken muß, sie ihrem Stande gemäß in der Welt erscheinen zu lassen, jetzt muß ich meine Zuflucht dahin nehmen.

Sara. Mit der es Ihnen zuletzt doch wohl noch fehl schlägt.

Mellefont. Sie vermuthen immer das schlimmste. — Nein; das Frauenzimmer, die es mit betrifft, ist nicht ungeneigt, eine Art von Vergleich einzugehen. Das Vermögen soll getheilt werden; und da sie es nicht ganz mit mir genießen kann, so ist sie es zufrieden, daß ich mit der Hälfte meine Freiheit von ihr erkaufen darf. Ich erwarte alle Stunden die letzten Nachrichten in dieser Sache, deren Verzögerung allein unsern hiesigen Aufenthalt so langwierig gemacht hat. So bald ich sie bekommen habe, wollen wir keinen Augenblick länger hier verweilen. Wir wollen sogleich, liebste Miß, nach Frankreich übergehen, wo Sie neue Freunde finden sollen, die sich jetzt schon auf das Vergnügen, Sie zu sehen und Sie zu lieben,

freuen. Und diese neuen Freunde sollen die Zeugen unserer Verbindung sein — —

Sara. Diese sollen die Zeugen unserer Verbindung sein? — Grausamer, so soll diese Verbindung nicht in meinem Vaterlande geschehen? So soll ich mein Vaterland als eine Verbrecherin verlassen? Und als eine solche, glauben Sie, würde ich Muth genug haben, mich der See zu vertrauen? Dessen Herz muß ruhiger oder muß ruchloser sein als meines, welcher nur einen Augenblick zwischen sich und dem Verderben mit Gleichgültigkeit nichts als ein schwankendes Bret sehen kann. In jeder Welle, die an unser Schiff schlüge, würde mir der Tod entgegenrauschen; jeder Wind würde mir von den väterlichen Küsten Verwünschungen nachbrausen, und der kleinste Sturm würde mich ein Blutgericht über mein Haupt zu sein dünken. — Nein, Mellefont, so ein Barbar können Sie gegen mich nicht sein. Wenn ich noch das Ende Ihres Vergleichs erlebe, so muß es Ihnen auf einen Tag nicht ankommen, den wir hier länger zubringen. Es muß dieses der Tag sein, an dem Sie mich die Martern aller hier verweinten Tage vergessen lehren. Es muß dieses der heilige Tag sein — Ach, welcher wird es denn endlich sein?

Mellefont hat eine frühere Geliebte, Marwood, welche ihn, von einem Kinde Arabella begleitet, dessen Vater er ist, aufsucht. Sie ist ein Kunstwerk dramatischer Darstellung, vollendet in allen seinen Theilen. Welche Künste der Gefallsucht sie auch anwendet, ihn wieder zu gewinnen, wie berechnet auch ihre Liebkosungen und Drohungen zur Erreichung ihres Zweckes sind (Aufzug II. Auftritt 3 bis 8), nirgends ist sie eine gemeine Buhlerin. Vorzüglich schön ist die Scene zwischen ihr und Sara (Aufzug IV. Auftritt 8), welche ganz hier wiederzugeben der Raum nicht gestattet. Hier erhebt sich diese über sich selbst in der ganzen Würde beleidigter Tugend, als Marwood, welche sich unter einem fremden Namen bei ihr eingeführt hat, ihr den Rath giebt, ihre Anspüche auf einen Mann aufzugeben, auf welchen sie (Marwood) die ersten und stärksten hat.

Vierter Aufzug.

Achter Auftritt.

Marwood. Noch stehen Sie, Miß, mit ihm so, daß Sie, ich will nicht sagen, mit vieler Ehre, aber doch ohne öffentliche Schande von ihm ablassen können. Eine kurze Verschwindung mit einem Lieb-

haber ist zwar ein Fleck, aber doch ein Fleck, den die Zeit ausbleicht. In einigen Jahren ist alles vergessen und es finden sich für eine reiche Erbin noch immer Mannspersonen, die es so genau nicht nehmen. Wenn Marwood in diesen Umständen wäre und sie brauchte weder für ihre im Abzuge begriffene Reize einen Gemahl, noch für ihre hilflose Tochter einen Vater, so weiß ich gewiß, Marwood würde gegen Miß Sampson großmüthiger handeln, als Miß Sampson gegen die Marwood zu handeln schimpfliche Schwierigkeiten macht.

Sara (indem sie unwillig aufsteht). Das geht zu weit! Ist dieses die Sprache einer Anverwandten des Mellefont? — Wie unwürdig verräth man Sie, Mellefont! — Nun merke ich es, Lady, warum er Sie so ungern bei mir allein lassen wollte. Er mag es schon wissen, wie viel man von Ihrer Zunge zu fürchten habe. Eine giftige Zunge! — Ich rede dreist! Denn Lady haben schon lange unanständig geredet. Wodurch hat Marwood sich eine solche Vorsprecherin erwerben können, die alle ihre Erfindungskraft aufbietet, mir einen blendenden Roman von ihr aufzudringen, und alle Ränke anwendet, mich gegen die Redlichkeit eines Mannes argwöhnisch zu machen, der ein Mensch, aber kein Ungeheuer ist? Ward es mir nur deswegen gesagt, daß sich Marwood einer Tochter von

ihm rühme; ward mir nur deswegen diese und jene betrogene Miß genannt, damit man mir am Ende auf die empfindlichste Art zu verstehen geben könne, ich würde wohl thun, wenn ich mich selbst einer verhärteten Buhlerin nachsetzte?

Marwood. Nur nicht so hitzig, mein junges Frauenzimmer! Eine verhärtete Buhlerin? — Sie brauchen, wahrscheinlicher Weise, Worte, deren Kraft Sie nicht überlegt haben.

Sara. Erscheint sie nicht als eine solche, selbst in der Schilderung der Lady Solmes? — Gut, Lady; Sie sind ihre Freundin, ihre vertrauteste Freundin vielleicht. Ich sage dieses nicht als einen Vorwurf; denn es kann leicht in der Welt nicht wohl möglich sein, nur lauter tugendhafte Freunde zu haben. Allein wie komme ich dazu, dieser Ihrer Freundschaft wegen, so tief herabgestoßen zu werden? Wenn ich der Marwood Erfahrung gehabt hätte, so würde ich den Fehltritt gewiß nicht gethan haben, der mich mit ihr in eine so erniedrigende Parallele setzt. Hätte ich ihn aber doch gethan, so würde ich wenigstens nicht zehn Jahre darin verharrt sein. Es ist ganz etwas anderes, aus Unwissenheit auf das Laster treffen, und ganz etwas anderes, es kennen und dem ungeachtet mit ihm vertraulich werden. — Ach, Lady, wenn Sie es wüß-

ten, was für Reue, was für Gewissensbisse, was für Angst mich mein Irrthum gekostet! Mein Irrthum, sag' ich; denn warum soll ich länger so grausam gegen mich sein und ihn als ein Verbrechen betrachten? Der Himmel selbst hört auf, ihn als ein solches anzusehen: er nimmt die Strafe von mir und schenkt mir einen Vater wieder. — Ich erschrecke, Lady; wie verändern sich auf einmal die Züge Ihres Gesichts? Sie glühen; aus dem starren Auge schreckt Wuth und des Mundes knirschende Bewegung — Ach! wo ich Sie erzürnt habe, Lady, so bitte ich um Verzeihung. Ich bin eine empfindliche Närrin; was Sie gesagt haben, war ohne Zweifel so böse nicht gemeint. Vergessen Sie meine Uebereilung. Wodurch kann ich Sie besänftigen? Wodurch kann auch ich mir eine Freundin an Ihnen erwerben, so wie sie Marwood an Ihnen gefunden hat? Lassen Sie mich, Lady, lassen Sie mich fußfällig darum bitten — (indem sie niederfällt), um Ihre Freundschaft, Lady — und wo ich diese nicht erhalten kann, um die Gerechtigkeit wenigstens, mich und Marwood nicht in einen Rang zu setzen.

Marwood (die einige Schritte stolz zurücktritt nnd die Sara liegen läßt). Diese Stellung der Sara Sampson ist für Marwood viel zu reizend, als daß sie nur unerkannt darüber frohlocken sollte. — Erkennen Sie,

Miß, in mir die Marwood, mit der Sie nicht verglichen zu werden, die Marwood selbst fußfällig bitten.

Sara (die voller Erschrecken aufspringt und sich zitternd zurückzieht). Sie, Marwood? — Ha! Nun erkenn' ich sie — nun erkenn' ich sie, die mörderische Retterin, deren Dolche mich ein warnender Traum Preis gab. Sie ist es! Flieh unglückliche Sara! Retten Sie mich, Mellefont, retten Sie Ihre Geliebte! Und du, süße Stimme meines geliebten Vaters, erschalle! Wo schallt sie? wo soll ich auf sie zueilen? — hier? — da? — Hülfe, Mellefont, Hülfe, Betty! — Jetzt dringt sie mit tödtender Faust auf mich ein! Hülfe! (Eilt ab.)

Da ihr der Versuch, ihre Nebenbuhlerin zu entfernen, mißglückt, sie sich wie eine gemeine Buhlerin verachtet sieht, so vergiftet sie Sara, das unglückliche Opfer empörter Eifersucht und betrogener Liebe, nachdem sie von dem Wege nach Dover aus Mellefont geschrieben, daß sie das Gericht der Vergeltung gegen ihn ausgeübt habe. Als Sara im Sterben liegt, tritt ihr Vater ein, — Sara bittet, daß dieser

Arabella's sich annehmen möge und stirbt; Mellefont ersticht sich. „Ach er war mehr unglücklich, als lasterhaft," sagt Sir William zu seinem alten Diener Waitwell. „Ein Grab soll beide umschließen, und dann laß uns auf Arabella denken. Sie sei, wer sie sei, sie ist ein Vermächtniß meiner Tochter!" —

Auch auf den französischen Bühnen erschien „Miß Sara Sampson" und Diderot, der Vater des bürgerlichen Trauerspiels in Frankreich, stellt sie den besten bürgerlichen Trauerspielen des englischen Theaters gleich. In Wien mußte das Stück sich freilich allerlei seltsame Verbesserungen gefallen lassen, wie folgender Theaterzettel darthun wird: Wien. Neues bürgerliches Trauerspiel von fünf Handlungen aus dem Englischen gezogen, betitelt Missara Sampson mit Hanswurst, des Mellefont getreuen Bedienten u. s. w.

Der allgemeine Beifall, welchen dies Drama erhielt, machte in Lessing den Wunsch rege, auf's Neue in eine Verbindung mit einem guten Theater zu treten und er ging deswegen noch in demselben Jahre nach Leipzig. Aber bald fühlte er in der Gesellschaft der Schauspieler, wo er auch Koch und Brückner noch antraf, sich nicht mehr recht heimisch.

es fehlte ihm auch die rechte Lust, schriftstellerisch zu arbeiten. — Daher kam es ihm recht erwünscht, daß ihm durch Weiße die Stelle eines Reisegesellschafters bei dem jungen und reichen Kaufmann Winkler angetragen wurde. Wenn gleich seine und seines Reisegefährten Grundsätze und Ansichten sehr abweichend waren und wenig Genuß eines freundschaftlichen Zusammenlebens erwarten ließen, so hoffte er doch während der Reise seine Menschenkenntniß vermehren zu können. Alle Einrichtungen für dieselbe waren ihm überlassen; sie sollte durch die vorzüglichsten Städte Deutschlands und Hollands und dann nach England führen, und vier Jahre dauern. Contractlich waren ihm freie Station und jährlich zweihundert Thaler stipulirt. Der Ausbruch des siebenjährigen Kriegs aber macht ihr schon in Amsterdam ein Ende. Winkler, welchen die Besetzung Leipzigs durch die Preußen ängstlich machte, eilte zurück, und Lessing hatte den Verdruß, später seinen Reisegefährten durch einen Proceß zur Erfüllung der gegen ihn eingegangenen Verbindlichkeiten erst anhalten zu müssen.

Die Bekanntschaft mit dem preußischen Major von Kleist, welcher in Leipzig ein militärisches Commando hatte, entschädigte ihn reichlich für diese Aergerlichkeiten. Das innere Verhältniß beider Männer war bald ein sehr vertrauliches, beide Naturen

fühlten sich in gegenseitiger Ergänzung innig verwandt. Lessing's frischer Lebensmuth und frohe Laune weckten den ernstern Freund aus innerm Versunkensein und dem unbefriedigten Gefühle des Daseins, und gewannen ihn für manche Freude, so wie die Schwermuth in Kleist's Seele auf Lessing's offnen Sinn in gleichem Grade wohlthätig wirkte. Auf die zarteste Weise übte Kleist gegen seinen, oft in Bedrängniß sich befindenden Freund, Gastfreundschaft aus, um ihm jede Geldausgabe zu ersparen. Bald gesellte sich Weiße und ein Herr von Brawe zu ihnen, welcher seit anderthalb Jahren die Schulpforte verlassen und seine akademischen Studien in Leipzig begonnen hatte und erhöhten den Genuß des Umgangs. Brawe starb zu früh für die Hoffnung, welche er als dramatischer Dichter erregt hatte. Kleinere literarische Arbeiten Lessing's in dieser Zeit, und nur des Gelderwerbs wegen, waren vorzüglich: „Richardson's Sittenlehre für die Jugend in den auserlesensten äsopischen Fabeln" und ein „Erbauungsbuch für seine Schwester", sonst lebte er, wie er schreibt, „sehr oft in Müssiggang und Langeweile." Wichtiger ist, daß er auf Mendelssohn's und Nicolai's Aufforderung Antheil an der von diesen herausgegebenen „Bibliothek der schönen Wissenschaften" nahm (1757), der ersten Zeit-

schrift, mit welcher eine bessere Kritik beginnt und welche Preise für die besten poetischen Werke aussetzte.

Die Marschordre, welche den Major von Kleist Leipzig zu verlassen nöthigte, so wie sein unsteter Geist, welcher ihm nirgends lange an einem Orte Ruhe ließ, trieben Lessing, zur Freude seiner Freunde, wieder nach Berlin zurück (1758), „weil er an keinem andern großen Orte leben konnte." — Die erste Frucht seines Fleißes war das im antiken Stil gehaltene kleine Trauerspiel „Philotas". — Philotas, ein junger Königssohn, thatendurstig und begeistert für Thron und Vaterland, wird in einer heißen Schlacht von dem König Aridäus gefangen, dessen Sohn in die Gefangenschaft von Philotas' Vater gerathen ist. Um nun eine schimpfliche Auswechselung, oder für sein Vaterland durch seine Gefangenschaft nachtheilige Folgen zu verhüten, tödtet Philotas sich selbst. — Das ganze Stück, eine mit jedem Auftritt rasch vorwärts schreitende Handlung, durchweht ein edler Geist und ist, weil wahrhafte Poesie, ergreifend. Es ist ein eigentliches Kriegsstück, vermuthlich durch den damals wüthenden großen Kampf Europa's gegen Friedrich II., die interessanten Persönlichkeiten in demselben und die ihn begleitenden Umstände und Verhältnisse veranlaßt.

Je reifer Lessing's Geistesbildung wird, um so mehr verschwistern sich seine Kritik und Polemik, werden beide immer unzertrennlicher, sie arbeiten durch Zweifel und Prüfung, durch umsichtiges Suchen nach schärferer Bestimmtheit wissenschaftlicher Begriffe, von Ansichten über Literatur, darauf hin, von Vorurtheilen zu entbinden, ungründliche Herkömmlichkeit oder gedankenlose Nachbeterei zu bekämpfen, sie bahnen den Weg zu eigner Arbeit, oder deuten ihn an; sie haben etwas Schöpferisches, die Selbstthätigkeit anregendes, frische Kraftanstrengung herausforderndes in sich. Allen kritisch-polemischen Schriften ist, bei großer Verschiedenheit ihres Stoffes und Gehaltes, das gemeinsame Gepräge seines eigenthümlichen Geistes aufgedrückt. Vor Allem hervorragend und eigenthümlich bezeichnet Lessing's schriftstellerischen Charakter der Trieb zu erobern; denn er erwächst aus tiefer, nie beruhigter und gestillter Sehnsucht nach dem, was der Wahrheit näher führt. Und überall herrscht eine, durch Einfalt, Kraft und Neuheit zauberische Schönheit der Sprache. Seine Urtheile hat größtentheils die Zeit bewährt. Was damals scharf hieß, nennt man jetzt recht; was hart schien, heißt jetzt Wahrheit. Dabei unterstützte ihn ein Umfang der Belesenheit, wie selten einen Gelehrten wieder. Ihm war fast kein Buch unbekannt, man konnte auf ihn

in gewissem Sinne das Wort aus seinem „jungen Gelehrten“ anwenden: „er hat alle Bücher gelesen, nur kein Komplimentirbuch.“ — Wenn die obige Schilderung von allen kritisch-polemischen Schriften Lessing's überhaupt gilt, so findet jedoch eine, der wachsenden Gediegenheit des innern Lebens entsprechende Steigerung der Meisterschaft des Tones statt. Wie unübertrefflich sind seine „Briefe, die neueste Literatur betreffend“ (1759), eine Sammlung von Urtheilen über deutsche Literatur. Sie machten Epoche, mit ihnen begann eine neue Zeit für die deutsche ästhetische Kritik. In ihnen zeigt sich, mehr als früher, Lessing's großartiger kritischer Geist. Vor diesem Tribunal ging die Mittelmäßigkeit und Seichtheit zu Grunde. Durch sie wurde besonders Shakspeare, durch die Dramaturgie später noch mehr, in Deutschland als der größte Dichter bekannt; durch sie wurde Wieland aus seiner überschwänglichen, ätherischen und frömmelnden Periode heraus in die Bahn getrieben, auf welcher er ein Lieblingsschriftsteller der Nation wurde, durch sie wurde die deutsche Nation auf manchen Mann von ungewöhnlichem Talent aufmerksam gemacht.

Lessing war in dieser Zeit überaus fleißig. Es folgten seine „Drei Bücher äsopischer Fabeln“, mit Ramler gab er „Logau's Sinngedichte“

heraus und arbeitete an dem Leben des Sophokles, was leider ein Bruchstück geblieben, aber durch den großen Forschergeist mit unendlicher Gelehrsamkeit ausgestattet ist. Auch übersetzte er das wegen seiner populären Charakteristik beliebte „Theater Diderot's“, und läugnet es nicht, daß Diderot's Schriften einen entschiedenen Einfluß auf ihn gehabt haben. Er fühlte, daß seine Miß Sara Sampson ein deutsches Familiendrama mit englischen Sitten sei, Diderot dagegen einen Naturalismus, den Sitten seiner Nation gemäß, gezeigt habe und daß er dadurch auf seine Fehler aufmerksam gemacht sei. Darum war auch sein nächstes Stück, „Minna von Barnhelm“ ein echt deutsch-nationales. -- Großen Fleiß verwendete er ebenfalls in dieser Zeit auf ein Trauerspiel: „Dr. Faust.“ — Nachdem dieser Stoff lange Zeit nur für Farcen- und Marionetten-Theater war benutzt worden, faßte Lessing die Idee, dies zu höheren Zwecken zu thun. Leider besitzen wir davon aber nur noch ein kurzes, aber sehr meisterhaftes Fragment, welches ein den Ton der höheren Poesie treffendes Meisterstück ist, da das vollendete Manuscript wahrscheinlich mit einer, von einem unehrlichen Diener veräußerten Bücherküste verloren ging. — Von welcher Idee Lessing ausgegangen ist, mag folgende Scene zeigen: Satan hält eine Versammlung der

höllischen Geister in den Ruinen einer Kirche, er selbst auf dem zerstörten Hauptaltare thronend, während die übrigen Teufel auf den übrigen Altären Platz genommen haben. Er fordert Rechenschaft von ihren Thaten und ist mit diesem zufrieden, mit jenem unzufrieden; nachdem drei ihren Bericht erstattet, frägt

Satan. Sag' an, du vierter Teufel, was hast Du für Thaten gethan?

Teufel. Keine, Satan, aber einen Gedanken gedacht, der, wenn er That würde, aller Jener Thaten zu Boden schlüge.

Satan. Der ist? —

Teufel. Gott seinen Liebling zu rauben. Einen denkenden einsamen Jüngling, ganz der Weisheit ergeben, ganz nur für sie athmend, für sie empfindend; jeder Leidenschaft absagend, außer der einzigen, für die Wahrheit, die uns aber gefährlich, wenn er einst Lehrer des Volkes würde, — den ihm zu rauben.

Satan. Trefflich! Herrlich! und Dein Entwurf? —

Teufel. Siehe, ich knirsche, ich habe keinen. Ich schlich von allen Seiten um seine Seele, aber ich fand keine Schwäche, bei der ich ihn fassen könnte.

Satan. Thor! Hat er nicht Wißbegierde?

Teufel. Mehr, als irgend ein Sterblicher.

Satan. So überlaß ihn nur mir, das ist genug zum Verderben.

In seinem siebenzehnten Literaturbriefe (16. Febr. 1759) gab Lessing, wenn auch nicht diese, sondern die dritte Scene des zweiten Aufzugs (in welcher Faust die Schnelligkeit von sieben Teufeln prüft, und dem den Vorzug giebt, welcher so schnell ist, als der Uebergang von dem Guten zum Bösen) für die Arbeit eines Freundes aus, und fügt hinzu! „Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wünschten ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch!

Fünfter Abschnitt.

Lessing in Breslau. 1760—1765.

Man kann sich das Erstaunen der Freunde Lessing's vorstellen, als dieser, ohne sie sein mögliches Vorhaben durch irgend einen Wink oder ein Wort ahnen zu lassen und während sie ihn mit literarischen Arbeiten überhäuft glaubten, von Berlin eben so unerklärlich als plötzlich verschwunden war. Erst durch seine Briefe erfuhren sie, daß er durch den Gouverneur von Breslau, den General Tauenzien, eine Anstellung erhalten habe. Der Dichter und Kritiker war Gouvernementssekretär geworden und bei dem Münzwesen, oder vielmehr bei der von Friedrich II. angeordneten Münzverschlechterung beschäftigt. Mendelssohn billigte den Schritt durchaus nicht, die ganze Finanzoperation war ihm ein Gräuel, „denn

das Geld ist so herzlich schlecht, daß man sich ein Gewissen daraus machen muß, seine alten Schulden damit zu bezahlen." — Die Gründe, welche Lessing, seinen Schritt zu rechtfertigen, angab, waren: Erholung für Körper und Geist, die er Beide durch anhaltende Studien erschöpft habe, Erwerbung größerer Welt- und Menschenkenntniß und die Sicherstellung eines unabhängigen und sorgenfreien Lebens für die Zukunft, wogegen ein paar Jahre Zwang und Unterwürfigkeit nicht in Betracht kommen könnten.

Die eigentlichen Gründe aber verschwieg Lessing seinen Berliner Freunden. — Er hatte schon längst erkannt, daß das Verhältniß zu ihnen nicht eng und vertraut genug mehr war, um mit ihnen auf gleichem Boden der Literatur zu bleiben. Er fühlte, daß er mit der Zeit andre Ansichten erhalten habe, und andre Zwecke verfolgen müsse, als nur im Sinne Nicolai's zu arbeiten. Es wuchs eine allmählig klarere und bewußter werdende, wenn auch den äußern freundlichen Verkehr nicht störende Empfindung der Selbstständigkeit, der Ueberlegenheit in ihm auf, — er wollte sich von beiden Freunden nicht mehr in ihrem Sinne gängeln, von Nicolai nicht mehr seine Feder für dessen herrschsüchtige Pläne, in der Literatur das Wort anzugeben, gebrauchen lassen. — Wollte er ganz Lessing, er selbst bleiben und kein Factor einer andern

Tendenz sein, seinen Zunftgenossen nicht allzuähnlich werden, so mußte er, und daran erinnerte ihn jener Instinkt, den er, wenigstens in den jüngern Jahren, hatte, zu rechter Zeit abbrechen.

Anfangs mochten ihn die neuen Lebensverhältnisse und Beschäftigungen nicht recht ansprechen. An Ramler schrieb er (6. Decbr. 1760): „er habe jeden Tag wenigstens eine Viertelstunde, wo er über seine Entschlüsse sich wundere.“ „Aber“, fährt er fort, „wollen Sie wissen, was ich dann zu mir sage? Narr, sag' ich zu mir, und schlage mich an die Stirn, wann wirst du anfangen, mit dir selbst zufrieden zu sein? Freilich ist es wahr, daß dich eigentlich nichts aus Berlin trieb, daß du die Freunde hier nicht findest, die du dort verlassen, daß du wenig Zeit haben wirst, zu studiren. Aber war nicht Alles dein freier Wille? Warest du nicht Berlin's satt? Glaubtest du nicht, daß deine Freunde deiner satt sein müßten? Daß es bald wieder einmal Zeit sei, mehr unter Büchern als unter Menschen zu leben? Daß man nicht blos den Kopf, sondern, nach dem dreißigsten Jahre, auch den Beutel zu füllen bedacht sein müsse? Geduld! dieser ist geschwinde gefüllt. Und alsdann, alsdann bist du wieder in Berlin, bist du wieder bei deinen Freunden und studirst wieder. O, wenn dieses alsdann schon Morgen wäre. So, liebster

Freund, macht mich die Hoffnung allgemach wieder ruhig, macht, daß ich meinen gethanen Schritt billige, daß ich mir schmeichle, auch meine Freunde würden ihn billigen.“ An Mendelssohn schrieb er (7 Dcbr.): „Ich reis'te mit allem Bedachte aus Berlin, ohne von Ihnen Abschied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, die Thorheit meines Entschlusses auf einmal in ihrem völligen Lichte zu sehen. Die Reue wird ohnehin nicht ausbleiben, eine so gänzliche Veränderung meiner Lebensart, in der Absicht, mein sogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben. Wie nahe ich dieser Reue bereits bin, weiß ich eigentlich selbst nicht.“ — Wie sehr er ein paar Monate später Reue und Unmuth über seinen Schritt empfand, zeigt die Stelle eines Briefes an Mendelssohn (30. März 1761): „Ach, bester Freund, Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe, — sie so, ich weiß nicht, was für Absichten, aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?“ —

Mit der Zeit gewöhnte sich Lessing etwas besser

an die Beschäftigungen, zu welchen ihn sein Amt verpflichtete, — er nannte sie „münzen", und welche er anfangs mit großem Widerwillen verrichtete, und die Neuheit seines Lebens im bunten Verkehr mit vielen Menschen, das gesellschaftliche Herumtreiben, was damals, wie noch jetzt, als Ton der großen Welt galt, sprachen ihn angenehm an; dabei vergaß er aber auch nicht, seinen natürlichen Hang zu befriedigen, fleißig nach alten, interessanten Büchern in Auctionen oder Bibliotheken umher zu stöbern, so wie täglich sich mit gebildeten Freunden über Literatur, Kunst und Wissenschaft zu unterhalten. Wie glücklich machte es ihn, als ihm seine Freunde, der Rektor Arlet zu der Auffindung der Gedichte des Andreas Scultetus, eines der besten Dichter aus Opitz' Schule, und der Rektor Klose in den Besitz der ersten Ausgabe von Logau's Sinngedichten zu kommen, behülflich waren, oder wenn in dem Büchersaale zu St. Bernhard ein interessantes Buch aus dem vorigen Jahrhundert ihm in die Hände fiel, dessen Titel kaum noch bekannt war, und in dem er Goldkörner fand, welchen er das schönste Gepräge zu geben wußte. Er sammelte sich hier auch eine auserlesene Bibliothek, das damalige schlechte Geld machte den Ankauf der Bücher wohlfeiler. Sie sind auch das einzig Erhebliche, was er aus Breslau nach Ber-

lin zurückbrachte, — denn Geld ersparte er nicht. Das Sprichwort: Geben ist seliger, denn Nehmen, war der Wahlspruch seines Lebens; seine Eltern, seine Geschwister, Bekannte und Fremde haben dies oft genug erfahren.

Täglich ward Lessing zu der Tafel des Generals Tauenzien gezogen, von welchem er, um die hohe Meinung, in welcher dieser ausgezeichnete Krieger selbst bei einem Friedrich II. stand, oft sagte: „Wäre der König so unglücklich geworden, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, Tauenzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden." Dort fand er gewöhnlich eine ausgewählte zahlreiche Gesellschaft von Offizieren und gebildeten Männern aus dem höheren bürgerlichen Beamtenstand. Sein Wunsch ward erfüllt, er erwarb sich eine mannigfaltige Welt- und Menschenkenntniß, — aber nicht blos in den Kreisen der haute volée, sondern auch in seinem Amte, welches ihn mit Leuten von allerlei Stand und Beruf, von allerlei Art und Volk in häufigen Verkehr brachte, — an den öffentlichen Vergnügungsörtern, die er fleißig besuchte, — überall öffnete sich seinem Beobachtungsgeiste ein weites Feld. Und überall machte ihn seine liebenswürdige Persönlichkeit, seine geistige Begabtheit, seine feinen gesellschaftlichen Talente zu einem sehr angenehmen, gern gesehenen

Gesellschafter, denn überall zeigte er neben frischer Beweglichkeit des Geistes und guter Laune, eine gedankenreiche, scharfsinnige Art der Unterredung und eine natürliche Gabe des witzigen Urtheils und lebendiger Auffassung. Nirgends zeigte er auch nur die geringste Professorenpedanterie, obgleich er gründlich gelehrt war; und nur in gewissen Fällen, wenn ihn der Widerspruch der Dummheit oder einer seichten Vielwisserei oder literarische Klopffechterei reizte, wenn man es an ihn brachte, verrieth er seine große Ueberlegenheit des Geistes, oft in scharfer, ungeschminkter Rede, — sonst trug seine Belehrung und seine Berichtigung nur die Form der frischesten Unterhaltung.

Seltsam traf es sich, daß er grade jetzt, wo er in amtlichem und militärischem Gewühle lebte, zum Ehrenmitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin ernannt wurde (1760). Er selbst legte auf diese Ehre, die er erst als „wahre Neuigkeit" aus der Zeitung erfuhr, so wenig Gewicht, daß er sie nicht einmal seinem alten Vater meldete, — vielleicht ärgerte es ihn auch, daß seine Aufnahme, obschon sein Name in der literarischen Welt mit dem größten Ruhme genannt wurde, von einem engherzigen Mitgliede darum Widerspruch erfahren hatte, — weil man nicht wisse, unter welchem Titel man ihn wählen solle. —

Es mochte wohl bis dahin noch nie vorgekommen sein, daß ein Berliner Akademiker ein solches Amt bekleidet hatte, zu welchem eine ganz andre, als eine grundgelehrte Vorbildung nöthig war, zu dessen Geschäften das Bekanntsein mit eigenthümlich technischen Ausdrücken und das genaue Verstehen derselben, — zu dessen zufriedenstellender Ausführung ein eigenthümliches Geschäftsverfahren gehörte. — Lessing hatte sich sehr bald eingearbeitet, erwarb sich mehr als einmal des Generals Lob eines höchst brauchbaren, achtsamen und fleißigen Arbeiters, obgleich dieser es selbst fühlte, daß das demselben anvertraute Geschäft für einen solchen Geist höchst trocken und unbefriedigend sein mußte, und gab dadurch den Beweis, daß sein bisher nur wissenschaftlich thätiger Geist auch für bürgerliche Geschäfte geschickt war, daß der Gelehrte, wenn sein Wissen nicht blos ein zwischen den vier Mauern seiner Studirstube ausgebrütetes und sich in schwer verständlichen Büchern breitmachendes, wenn sein Wissen auch ein die bürgerlichen und socialen Verhältnisse umfassendes ist, — er sehr bald ein praktischer Geschäftsmann werden kann. —

Uebrigens gereichten einzelne Partien in Lessing's Leben selbst seinen Freunden in Berlin zum Aergerniß. Er sollte seine Erholungs-Zeit, so hieß es, nur am

Farotische zubringen — und auf eine unsinnige, leichtsinnige Weise sein Geld verlieren, — er wäre auch sonst noch ein Verschwender und treibe sich in den leichtfertigsten Gesellschaften umher. Diese Vorwürfe sind jedoch, genau genommen, unbegründet, oder treffen ihn nur zum Theil, denn Lessing war von Jugend auf an die frugalste Lebensweise gewöhnt, und fühlte bei dem sogenannten Vergnügen der großen und kleinen Welt bald Ueberdruß und Mißbehagen. Nur aus Neugierde und weil er, wie wir schon gesagt haben, über alle menschlichen Verhältnisse sich gern unterrichtete, sich Menschenkenntniß sammeln wollte, nahm er Theil an geräuschvollen, oft wildheiteren Versammlungen. In diesem Sinne sagte er auch einst in Leipzig zum Dichter Major Kleist: „Sie müssen alle Tage spazieren gehn und ich alle Tage auf das Kaffeehaus, wenn wir unsere Erholungsstunden zweckmäßig anwenden wollen." Aus Leidenschaft spielte er eigentlich nicht; doch läßt sich nicht läugnen, daß er ohne den rechten Spielgeist zu haben, zuweilen ein hohes Spiel spielte. Er spielte nur, wie er seinen Derwisch von Saladin sagen läßt, mit dem Spiele; spielte hoch, weil er glaubte, daß das hohe Spiel die Aufmerksamkeit erhalte, das kleine aber sie leicht zerstreue. Seine Leidenschaftlichkeit am grünen Tische war oft so groß, daß er Nächte hindurch spielte, daß eine

glühende Röthe sein Gesicht färbte und ihm die hellen Schweißtropfen auch beim glücklichen Spiele auf der Stirn perlten. Einem Freunde, welcher ihn deshalb tadelte, daß er seine Börse, aber was noch mehr sei, seine Gesundheit ruinire, erwiederte er: „Gerade das Gegentheil! Wenn ich kaltblütig spielte, würde ich gar nicht spielen; ich bin aber aus Gründen so leidenschaftlich. Die heftige Bewegung setzt meine stockende Maschine in Thätigkeit und bringt die Säfte in Umlauf; sie befreit mich von einer körperlichen Angst, an der ich zuweilen leide!" Umsonst suchte ihn Mendelssohn sogar auf dem Wege der Publicität von dieser Klippe abzuschrecken. Der Briefwechsel nämlich mit diesem, so wie überhaupt mit seinen Berliner Freunden, wurde von Lessing nur sehr lässig geführt; Briefe Mendelssohns waren nicht beantwortet. Die Arbeiten seines Amtes, das Durchstöbern der reichhaltige Schätze enthaltenden städtischen Büchereien, die zuweilen mit den vielwissenden Gelehrten Arlet und Klose gepflogene literarische Unterhaltung, nahmen, wie Mendelssohn erfahren hatte, seine Zeit nur in den Stunden des Tages in Anspruch, — dagegen brachte er die Stunden des Abends und der Nacht in Wirthshäusern und am Farotisch zu, — daher die plötzliche Veränderung in der sonst so fleißigen Correspondenz. — Dies veranlaßte Mendelssohn, den diese Vernachlässigung,

noch mehr aber das wüste Leben des Freundes schmerzte, ihn zu warnen. Er ließ deswegen vor einige Exemplare der zweiten Auflage seiner philosophischen Schriften eine „Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen" drucken. Beim Eingange dieser Dedication beklagt er sich, daß das Publikum gegen die Schriftsteller eine taube Gottheit sei, welche sich verehren lasse und anflehen vom Morgen bis am Mittag, aber da wäre keine Stimme noch Antwort. „Ich lege nun," heißt es in der Zuneigungsschrift weiter, „meine Blätter zu den Füßen eines Götzen, der den Eigensinn hat, eben so harthörig zu sein. Ich habe gerufen und er antwortet nicht. Jetzt verklage ich ihn vor dem tauben Richter, dem Publiko, das sehr oft gerechte Urtheile fällt, ohne zu hören.

Die Spötter sagen: Rufe laut! Er dichtet, hat zu schaffen, ist über Feld, oder schläft, vielleicht — daß er erwache. O nein! Dichten kann er, aber leider! will er ja nicht. Reisen möchte er, aber das kann er ja nicht. Zum Schlafen ist sein Geist zu munter und zu Geschäften zu faul. Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen und sein Spott eine Ruthe auf den Rücken der Thoren; aber jetzt ist das Orakel verstummt und die Narren trotzen ungezüchtigt. Er hat seine Geißel Andern übergeben, aber sie

streichen zu sanft, denn sie fürchten Blut zu sehen. Und Er? —

„Wenn er nicht hört, noch spricht, noch fühlt,
Noch sieht; was thut er denn? — Er spielt!"

Auch Lessing erhielt ein solches Exemplar und erschrak Anfangs nicht wenig, bis er erfuhr, daß die Dedication nicht allen Exemplaren vorgedruckt sei. — Er aber — spielte fort. Selbst die Ohrfeige eines Freundes brachte ihn von seiner Leidenschaft für das Spiel nicht zurück. Er hatte nämlich im Gefühl seiner moralischen Schwäche dem Schauspieler Döbbelin das Recht eingeräumt, ihm beim Wiederantreffen am Spieltisch den vorher benannten fühlbaren Beweis seiner Freundschaft zu geben. Lange hatte ihn der Freund durch seine Gegenwart zu schrecken gesucht. Eines Tages aber, als Lessing wieder in ungeheurer Aufregung an dem Spieltische saß, trat er zu ihm heran und vollzog die selbstgeforderte Strafe so derb, daß Lessing zur Seite schwankte und die Karten aus den Händen verlor. Nachdem er sich jedoch wieder gesammelt hatte, rief er heiter: „Die Ohrfeige habe ich schon lange erwartet; nun kann ich doch, Gott Lob! wieder ruhig fortspielen!"

Es wird nicht uninteressant sein, hier einen Traum einzuschalten, den Lessing in seiner Spielperiode hatte

und den er oft erzählte. Wahrscheinlich, denn man nimmt ja an, daß nur die Erinnerung Stoff gebe zu der Seelenthätigkeit im Schlafe, war der Traum die Wiederholung der strafenden Gedanken, welche er vor dem Einschlafen gehabt, der Vorwürfe, welche er sich gemacht hatte, und die nun in ein Traumbild eingerahmt waren, oder war es eine jener höheren Mahnungen durch den Traum, welche der theils zu leichtsinnige, theils zu zweifelsüchtige und kritisirende Geist, der nichts zugeben will, als was er sich wie einen mathematischen Satz beweisen kann, verwirft? — „Nach einer beim Farotisch und Becher verbrachten Nacht kehrte Lessing mit leerer Börse, aber wüstem Kopfe aufgeregt und erschöpft gegen Morgen in seine Wohnung zurück. Ohne sich auszukleiden, warf er sich auf einen Sessel und entschlief. Da träumte ihm, sein Pudel lege ihm sanft eine der Pfoten auf seine Hand und spreche zu ihm mit vorwurfsvollem Blick: „„Was wird das Ende Deines Treibens sein? Du verschwendest Kraft, Gesundheit, Geld, und verlierst die Achtung der Menschen. Die Erwartungen der treuen Pfleger Deiner Jugend verwandelst Du in Gram, die Hoffnung Deiner Geschwister in Beschämung. Gönner und Freunde werden irre an Dir, und das Gesindel, unter welches Du Dich mischest, hält Dich nicht einmal für seines Gleichen, weil der

Betrüger immer den Betrogenen verachtet. Was wird Dir bleiben? Nicht die Theilnahme redlicher Seelen, welche Du zurückweisest, nicht einmal die wenigen, welche die Natur an Dich bindet, denn ich werde mich niederlegen und sterben, wenn ich Dich leiden sehe. Weil ich noch das einzige Wesen bin, an dessen Treue Du nichst zweifelst, so löst Dein Schutzgeist das Band meiner Zunge. Wer soll Dir nun zeugen, daß ich zu Dir gesprochen habe? Die Bibel."" — Der Pudel nannte nun eine Stelle und Lessing erwachte. Wirklich stand der Hund vor ihm, die eine Pfote auf sein Knie gestützt, die andere, gleichsam warnend, emporhaltend. Der Bibelspruch, den der Erwachte sogleich nachschlug, enthielt: Ich will meine Worte in seinen Mund legen." — Wie weit die Erzählung wahr ist, läßt sich schwerlich ermitteln. —

Uebrigens war Lessing, bei allem scheinbaren literarischen Müssiggange, nicht unthätig, sondern trug, um uns eines Bildes seines Bruders Carl Gotthelf zu bedienen, wie eine fleißige Biene Honig von Blumen zusammen. Am liebsten beschäftigte er sich mit kritischen, antiquarischen, dramatischen und literarischen Gegenständen. Damals arbeitete er auch in heiteren Frühlings- und Sommerstunden im Göllnerschen Garten auf der Bürgerwerder den Plan zu seiner „Minna von Barnhelm" (1763) aus, unter den günstig-

sten Einflüssen seines Umganges mit einem bis dahin nur sehr einseitig betrachteten Stande, in dessen Reihen er wohl mehr als einen „Tellheim“ kennen gelernt hatte. — Zum größten Mißbehagen seiner soldatischen Freunde hatte er sich um eben so viel aus den Gesellschaften des Wirthshauses zurückgezogen, als er im wieder erwachten Drange nach geistiger Arbeit häuslich und fleißig geworden war. Aber eine gefährliche Krankheit unterbrach seine Lieblingsbeschäftigungen. In Folge seiner früheren unordentlichen Lebensweise und der großen Aufregung, womit er bis tief in die Nacht am Spieltische zugebracht hatte, befiel ihn ein hitziges Fieber. Er litt viel dabei, am meisten quälten ihn aber die Unterhaltungen seines alten Arztes, deren Hauptthema sein alter Gegner Gottsched war. Als die Krankheit den höchsten Grad erreicht hatte, fand ihn der Doctor eines Tages zwar ruhig, aber mit gedankenvoller Miene vor sich hin blickend. Dies fiel Jenem auf. — Vertraulich fragte er ihn: an was er denn jetzt dächte. Lessing erwiederte: „Eben bin ich begierig, zu erfahren, was in meiner Seele beim Sterben vorgehen wird“. Als ihm nun der Arzt die Unmöglichkeit dieser Absicht zu beweisen suchte, unterbrach ihn Lessing mit schwacher zitternder Stimme: „Intriguiren Sie mich nicht!“ — Lessing litt noch lange an den Folgen dieser Krankheit.

Ich schmeichle mir, schrieb er damals an Ramler (5. Aug. 1764), daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verraset habe. Glückliche Krankheit! .. Ihre Liebe wünscht mich gesund, aber sollte sich wohl ein Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Phantasie, der Empfindung, nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher sein? Die Horaze und Ramler wohnen in schwächlichen Körpern. Die gesunden Theophile (Döbbelin) und Lessinge werden Spieler und Säufer. Wünschen Sie mich also gesund, liebster Freund, aber wo möglich mit einem kleinen Pfahl im Fleische, der den Dichter von Zeit zu Zeit an den hinfälligen Menschen erinnere... Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in dem ich selten gewesen bin, und ich kann noch nicht recht wieder hineinkommen."

Aber kaum hatte er sich wieder erholt, als er wieder in diesen „Train" kam, Lebenslust und Trieb zu wirken wieder mächtig in ihm wurde. — An der Minna von Barnhelm ward fortgearbeitet; außerdem beschäftigte er sich mit theologischen Untersuchungen und machte einen Entwurf zu einer großen Abhandlung von den Verfolgungen und Märtyrern der Christen; Winckelmanns Geschichte der Kunst bot ihm Stoff zu noch tieferen Untersuchungen und erzeugte die

Vorarbeiten zu seinem Laokoon; er las viel, auch des großen Spinoza's Schriften, diesen Codex der Aufklärer der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und fühlte sich durch die Kühnheit, Rüstigkeit und Schärfe dieses Geistes angezogen; auch las er die Schriften aller Gegner des Spinoza — will man ihm nun bei solchen Arbeiten einige am Farotisch oder beim Becher zugebrachte Nächte vorwerfen? Hat ihm der böse Leumund etwa mehr nachsagen können? Aber, wie Heine sagt, Lessing war ein Genie und gegen ein Genie ist man unerbittlich. —

Nur zweimal war Lessing während der fünf Jahre von Breslau entfernt gewesen. Als General von Tauenzien das Blokadecorps von Schweidnitz befehligte (1762), mußte Lessing ihn dorthin begleiten. Er schrieb damals aus dem Hauptquartier („Peile, in Eile. — Wissen Sie, wo das Ding liegt? Ich wollte, daß ich es auch nicht wüßte.") einen äußerst heitern Brief (22. Oct.) an Nicolai und dessen Frau, worin er dem Ersteren Aufträge giebt, in einer Auction für ihn Bücher zu erstehen. Die Stelle des Briefes: „die ich mit einem * notirt habe, müssen Sie mir um Gotteswillen nicht weglassen, ich muß sie absolut haben," kam Lessing theuer zu stehen. In der Zerstreuung hatte er vorher schon einem anderen Freunde denselben Auftrag gegeben. Dieser und

Nicolai überboten sich nun und trieben sich namentlich bei einem Buche bis auf siebenzig Thaler. —

Im Jahre 1763, nachdem er im Auftrage seines Generals die Freude gehabt hatte, den Hubertusburger Frieden in Breslau feierlich zu proclamiren, und Begleiter Tauenziens auf dessen Reise nach Potsdam zum König gewesen war, nahm er einige Tage Urlaub, um seine Freunde in Berlin zu besuchen. —

So angenehm und sorgenfrei Lessing's Stellung in Breslau war, so wurde er ihrer doch mit der Zeit überdrüssig. Sein freier Geist wollte sich nur eine Zeit lang in Fesseln halten lassen, weil er damit Höheres gewann. Mit dem Gewahrwerden, daß er an der Quelle des Reichthums dennoch arm geblieben, und daß der Vorsatz, sich einige Jahre als Münzsekretär für künftige Zeiten zu versorgen, ein seiner Natur ganz fremder und gewaltsam aufgedrungener Wahn gewesen sei, sein Widerwille gegen vorgeschriebene Arbeiten — hatte er doch aus dem letztern Grunde eine Professur der Beredtsamkeit in Königsberg einige Jahre zuvor blos darum ausgeschlagen, weil die jährliche Abhaltung eines Panegyricus (Lobrede) damit verbunden war —, brachten ihn zu dem festen Entschlusse, den Wirkungskreis wieder zu erwählen, welcher die Bedürfnisse seines Geistes: dichterische Production und Kritik, allein befriedigte. Dieser gegen

seinen Vater ausgesprochene Wille gab zu neuen Kämpfen mit seinen Eltern Veranlassung, die sich noch immer nicht der Sorge für seine Zukunft entschlagen konnten. Daher schrieb er (Juni 1764), zur Zeit als Tauenzien gefährlich krank lag: „Es sollte mir leid thun, wenn sich meine liebsten Eltern durch unrichtig eingezogene Nachrichten von meinen bisherigen Umständen einen falschen Begriff sollten gemacht haben. Ich habe meinestheils gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, vielmehr mehr als einmal geäußert, daß mein jetziges Engagement von keiner Dauer sein könne, daß ich meinem alten Plan zu leben nicht aufgegeben und daß ich mehr als jemals enschlossen sei, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach meinem Sinne ist, zu abstrahiren. Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf dem kürzeren Reste desselben zum Sklaven zu machen. — Ich schreibe Ihnen dieses, liebster Vater, und muß Ihnen dieses schreiben, damit es Ihnen nicht befremdet, wenn Sie mich in Kurzem wiederum von allen Hoffnungen und Ansprüchen auf ein fixirtes Glück, wie man es nennt, weit entfernt sehen sollten. Ich brauche nur noch einige Zeit, mich aus allen den Rechnungen und Verwirrungen, in die ich verwickelt gewesen, herauszusetzen, und alsdann verlasse ich Breslau ganz gewiß. Wie es weiter wer-

den wird, ist mein geringster Kummer. Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Sich langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umstände befürchten, die einen außer Stand zu arbeiten setzen könnten, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsicht. Ich habe ein besseres und habe Freunde."

1765 gab er seine Entlassung bei dem General Tauenzien ein, obgleich dieser ihn ersuchte, noch länger zu bleiben, auch ihm durch seine Empfehlung eine vortheilhafte Stelle verschaffen wollte. Aber Friedrichs des Großen Grundsatz: karger Gehalt und viel Arbeit, — überhaupt derselbe Grund, weswegen er die Königsberger Professur ausgeschlagen hatte, „der Widerwille gegen vorgeschriebene Arbeiten", die mit einem Amte verbundene Abhängigkeit, schreckten ihn ab. — Er reiste über Camenz. Welch ein rührendes Wiedersehen zwischen den greisen Eltern und ihm, — und wie berichtigte der Vater so manche Befürchtung, als er den hochgebildeten ächt deutsch gesinnten Sohn mit Begeisterung von dem sprechen hörte, wozu er sich berufen glaubte: Vorurtheile zu beseitigen, der freien Entfaltung des menschlichen Geistes nützlich zu werden, das Volk durch Veredlung des Geschmackes und Läuterung des Guten vom Schlechten zu bessern, — ein Luther für die deutsche Literatur zu werden. Der

Aufenthalt in dem elterlichen Hause gab ihm auch die Ueberzeugung, daß, Lessing und seine Brüder hatten viel gekostet, Vater und Mutter wohl manchmal Sorgen, wie sie Bedürfnisse des Lebens bestreiten, gemachte Schulden abbezahlen sollten, und in ihrem hohen Alter um so drückender fühlen müßten; — es war ihm daher das größte Glück seines Herzens, eine von Breslau mitgebrachte nicht unbedeutende Summe mit ihnen theilen zu können. Zugleich aber nahm er sich auch vor, eine Stellung zu erringen, die, indem sie möglichst seinem geistigen Wollen entspräche, auch ihm die Mittel gewähren solle, seine Eltern zu unterstützen.

Sein Plan aber, den er schon einige Jahre vor seiner Abreise von Breslau sich gemacht: zuerst nach Wien zu gehen und daselbst die kaiserliche Bibliothek zu nutzen, von da nach Italien zu reisen und die Antiken zu studiren, vielleicht auch seinen Lieblingsgedanken auszuführen, nach Griechenland zu gehen, um die klassischen Gegenden und die noch übrig gebliebenen Denkmale dieses in seiner Art einzigen Volkes näher kennen zu lernen, — Alles Aussichten, die ihm manche Stunde in Breslau erheiterten, — diesen Plan konnte er jetzt nicht, später nur zum kleinsten Theile ausführen.

Wie sehr sein Herz, bei dem überwiegenden Hange

zur Großmuth, nicht frei von der Uebertreibung in Ausübung desselben war, mag folgender Fall zeigen.

Er hatte einige Wochen vor seiner Abreise von Breslau seinen Bedienten mit Büchern und Meubeln vorausgeschickt. Dieser gab sich bei dem Hauswirth seines Herrn für dessen Bruder aus, und um Glauben und Credit zu verdienen, trug er auch Lessing's Wäsche und Kleider. Als dieser es erfuhr, entließ er ihn zwar, doch ohne sich sonderlich zu ereifern. — Ein anderer Bediente verkaufte ihm heimlich einen Theil seiner seltensten Bücher, ohne daß er ihn bestrafen ließ. — Als ein Freund ihm einst erzählte, daß einer seiner Bedienten, den er in Breslau hatte, ihn so betrogen, daß er sich eine Kaffeeschenke gekauft habe, erwiederte Lessing lachend: „Nun, der hat es doch gut angewendet.“ Es ist dies hier nur gelegentlich angeführt, um das Verhältniß Lessing's zu seinen Dienstboten kennen zu lernen und dann die ächt komische Bedientenscene in Minna von Barnhelm mit eigentlichem Behagen zu lesen.

Sechster Abschnitt.

Lessing's letzter Aufenthalt in Berlin (1765—1766). — Getäuschte Hoffnung. — Laokoon 1766. — Minna von Barnhelm 1767.

Wir sagten in dem Vorworte: „Was hätte Friedrich II. mit diesem Lessing ausrichten können, wenn er diesen Genius erkannt und ihn in seine Umgebung gezogen hätte. Aber Lessing war ein ächt deutscher Genius und diese ächt deutsche Größe entging dem großen Friedrich." Wir kommen auf dies Wort hier darum wieder zurück, da sich Friedrich II. durch die Anwesenheit Lessing's in Berlin die unabweisbarste erwünschteste Gelegenheit darbot, ihn an Preußen zu fesseln, und ihm dadurch zugleich eine seinen Wünschen durchaus zusagende Stellung zu geben.

Der königliche Bibliothekar la Croze war in Berlin grade in derselben Zeit gestorben, als Lessing von

Breslau hierher zurückkehren wollte. Der König gab dem Obersten Quintus Icilius (Guischard), einem seiner wenigen Vertrauten, den Auftrag, ihm einen neuen Bibliothekar vorzuschlagen. Guischard, Chef eines jener aufgelös'ten Freiregimenter, deren Schicksal Lessing in Minna von Barnhelm behandelt, hatte wahrscheinlich durch Tauenzien von diesem seinem hochgebildeten ehemaligen Münzsekretär, der zugleich Mitglied der Akademie in Berlin war, gehört, — und schlug ihn dem König vor. Man hätte wohl glauben können, daß Friedrich, außer dem hohen Rufe, in welchem Lessing stand, auch das berücksichtigt haben würde, daß dieser gewissermaßen in preußischen Diensten gestanden, daß er Tauenzien werth gewesen war, daß er bis zu seinem reifen Mannesalter in Berlin zugebracht, seine bedeutendsten, Deutschland mit seinem Namen erfüllende Werke hier geschrieben hatte, daß er, es kannten ja schon viele die Tendenz seiner Minna von Barnhelm, in dieser ein den Kriegerstand und die Gerechtigkeit des großen Friedrich's ehrendes und darum ächt preußisches Nationalgedicht, geliefert hatte, — Friedrich II. jedoch in seinem Vorurtheile gegen deutsche Gelehrsamkeit lehnte Guischard's Vorschlag, Lessing die Stelle eines königlichen Bibliothekar's zu geben, ab. — Anfangs wurde Winckelmann dazu vorgeschlagen, — auch gab der König seine Einwilligung,

— doch die Unterhandlung zerschlug sich an der geringen Höhe des Gehaltes, — denn der Grundsatz des Königs: dat paullulum ut multa faciant sollte auch hier zur Geltung kommen, während er seine französischen Gelehrten königlich besoldete und beschenkte. — Jetzt brachte Guischard Lessing von Neuem in Vorschlag. Er sagte dem König nicht ohne Heftigkeit: „Lessing sei einer der gelehrtesten Männer in Deutschland, und überhaupt könne der König, wolle er einen brauchbaren, wissenschaftlich gebildeten, tüchtigen Bibliothekar haben, nur einen Deutschen nehmen." — Das nahm ihm Friedrich II. sehr übel, und verschrieb sich den französischen Benedictiner Roanne, einen für sein Amt völlig untauglichen und so altweiber-abergläubischen Mann, doß er dem aufgeklärten Berlin zum Gespötte diente. —

Lessing war von diesem Ausgang tief betroffen. Er wußte, daß seine Freunde, schon durch Kleist (1757) in Bewegung gesetzt, sich die möglichste Mühe gaben, ihn für Preußen zu gewinnen. Wenn er auch zuweilen an der Erfüllung seines Wunsches und daran zweifelte, daß die Bestrebungen seiner Freunde mit Glück gekrönt werden würden, so daß er das Land verlassen wollte, ja einmal nahe daran war, aus Unmuth nach Moskau zu gehn, um dort vielleicht eine Stelle bei der Universität zu erhalten, — so hoffte er

doch noch immer auf einen glücklichen Ausfall seiner Wünsche, — bis Roanne das Bibliothekariat erhielt. — Und zum demüthigen Petitionär, oder dazu sich zu erniedrigen, bei einflußreichen Personen in allerunterthänigsten Aufwartungen hündisch zu schweifwedeln, hätte er nimmer vermocht, kam ihm auch, im Gefühl seines Werthes, gar nicht in den Sinn. Seine damalige Lage schildert er in der Dramaturgie (Stück 101 bis 104. 17. April 1768): „Ich stand eben am Wege, Niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel, weil mich Niemand zu brauchen wußte." — Aber er setzt auch hinzu: „Nie habe ich mich zu einer Beschäftigung gedrungen, oder nur erboten." —

Wie contrastirt dieser herrliche Lessing in seiner armen, aber stolzen Unabhängigkeit mit jenem feilen, elenden Haufen deutscher Gelehrten und Künstler, die, um Gunst oder Gold der Machthaber sich zu erbuhlen, ihre von Gott ihnen verliehenen Geistesgaben preisgaben oder noch preisgeben, welche die große Angelegenheit der Menschheit, die sie mächtig fördern könnten, die große Sache der Befreiung der Geister aus den Fesseln religiöser und politischer Bedrückung schmählich aufgebend, Bedienten wurden der Macht, und diese Macht hatte nicht einmal, wie in Frankreich unter Ludwig XIV. und Napoleon I., wenigstens einen großen, äußern Nimbus um sich. — Er

verließ Berlin, und folgte einem Theaterrufe nach Hamburg. — Preußen hatte diesen gesunden, kräftigen, universellen Geist von der außerordentlichsten, umfassendsten Gelehrsamkeit in den verschiedenartigsten Disciplinen für immer verloren, diesen Geist, in Philosophie, Geschichte, Theologie, Poesie, Kunst, in alter, wie in neuer Literatur vollkommen zu Hause, ähnlich hierin dem großen Leibnitz, aber größer, als dieser, weil er deutsch schrieb, und, weil er unmittelbar mit seiner literarischen Arbeit in das Leben eingriff, weit praktischer war. „Ich bin von Berlin weggegangen," schrieb er an seinen alten Vater, der um die Zukunft seines Sohnes bekümmert war (Hamburg, 21. Dcbr., 1767), „nachdem mir das einzige, worauf ich so lange gehofft, und worauf man mich so oft vertröstet, fehlgeschlagen!" Wie bitter mag seinem stolzen Herzen dies Geständniß geworden sein! — —

Während seines Aufenthaltes in Berlin arbeitete Lessing sehr fleißig. Er mußte dies thun, denn sein Aufwand war jetzt ein doppelter, da er seinen jüngsten Bruder zu sich genommen hatte. Fünf Jahre hatte man nichts Gedrucktes von ihm gesehn, — da erschien sein, schon in Breslau vorbereiteter: Laokoon, oder über die Gränzen der Malerei und Poesie (1766). Lessing versprach dem Werke keine sehr allgemeine Verbreitung, oder großen Beifall, deswegen

sollte sein Verleger auch nur einige hundert Exemplare abziehen lassen, — aber bald erregte dies für den Kritiker, den Alterthumsforscher, den Philosophen und Kunstkenner gleich interessante Werk, allgemeines Aufsehen. Winckelmann (ermordet 1768), der um Kritik und Geschichte der Kunst, so wie um das Studium der Antiken unsterblich verdiente Gelehrte, hatte durch seine Geschichte der Kunst den Blick der Denkenden auf's klassische Alterthum, als Wiege des Schönen, gelenkt, und hatte dadurch große Theilnahme für die Kunstschätze der Alten erregt, — eine wahre Kunstmanie hervorgebracht. Alles sollte Kunst lernen, das Kind in den Schulen, der Jüngling auf der Universität, der Mann im Amte. Aus Statuen sollte der Geistliche predigen, aus Münzen der Jurist Urtheil sprechen, aus Gemmen und Pasten der Maler malen, der Dichter dichten. Hier trat nun Lessing mit seinem L a o k o o n auf, und lieferte in demselben eine interessante Vergleichung der Poesie und der bildenden Kunst. Ein ungemein fruchtbar behandelter, mit eben so viel Scharfsinn, als imponirender Gelehrsamkeit bewiesener Hauptsatz des L a o k o o n ist: „Die Zeitfolge ist das Gebiet des Dichters, wie der Raum das Gebiet des Malers, oder was dasselbe sagt: Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften sind die eigentlichen Gegenstände der Malerei, Handlungen der eigent-

liche Gegenstand der Poesie. Dieser aus den besten und größten Mustern, eben so wie aus der Natur der Sache abgeleitete Satz, wird dann zur Verbesserung des falschen, entarteten Geschmacks angewendet. — Ein anderer wichtiger Satz ist der: „Schönheit ist der höchste Entzweck der bildenden Kunst, mithin nicht blos Nachahmung der Natur; der Dichter hat einen weiteren und freiern Spielraum, weil er selbst das Häßliche in seine Darstellung ziehen, was er aber durch den Gesammtausdruck wieder verlöschen, oder durch den Contrast zur Hervorhebung des Schönen benutzen kann. — Lessing beweis't, daß durch Winckelmann's Begeisterung für die Antike die Gränze der Poesie noch mehr verwirrt sei, als durch die blendende Antithese des Simonides: „Die Malerei ist eine stumme Poesie, und die Poesie eine redende Malerei." — Hinter die verschiedenen Gattungen legt Lessing die höchste poetische Kunst im Epos und im Drama, vor Allem erwies er, daß Alles, was bisher für Poesie gegolten, nur Versmacherei oder gereimte Rhetorik gewesen sei, und findet die Poesie, die nur unterhalten will, verachtungswerth, — er fordert, daß alle Poesie sittliche Folgen habe. — Dabei urtheilte er und ohne Ziererei von seinen eignen poetischen Producten höchst bescheiden. —

Mit Laokoon brach ein neuer Tag an für die Kritik des Schönen und für die freiere und tiefere Betrachtung der Kunst. Wer für Kunstanschauung und für Nachdenken darüber empfänglich war, wurde in eine reiche Gedankenwelt eingeführt; der Unterschied zwischen bildender und redender Kunst mußte sich verdeutlichen, oder gewiß mit hellern Ahnungen aufgefaßt werden; so viel leuchtete ein, daß beide Eine Grundlage haben, in ihren eigenthümlichen Richtungen und Bestrebungen sich trennen und daher ihrem Umfange und ihren Wirkungen nach eigenthümliche gesetzliche Forderungen und Bestimmungen zulassen. — Das Buch fand, wenn auch erst später, durch seinen hinreißenden Stil ein sehr großes Publikum, es wird niemals dem Schicksal des Veraltens ausgesetzt werden; — Laokoon gehört zu den Schriften, welche den größten und nachhaltigsten Einfluß auf Aesthetik und Geschmack in Deutschland ausgeübt haben. Wirklich ist auch Vieles davon in das allgemeine Bewußtsein übergegangen. — Lessing hatte die Absicht, so wie er jetzt die Gränzen der Poesie und Malerei vorgezeichnet hatte, denselben Gang später über die Gränzen anderer Künste zu vollenden. Er hat ihn nicht vollendet, der Laokoon ist ein Fragment geblieben, — aber er steht wie ein philosophisches Kunstwerk da, welches der Künstler mit Fleiß unvollführt

gelassen, damit man sich erinnere, daß man ihn nicht mehr habe. —

Winckelmann zählt in Deutschland eine zahlreiche Schaar Anhänger. Sie waren unwillig, daß Lessing ihrem Meister, der ihnen, wie einst Pythagoras seinen Schülern, unfehlbar war, nicht überall beistimmte. Wie achtend aber und anerkennend Winckelmann selbst über Lessing's Ansichten urtheilte, bezeugt ein Brief an einen Freund: „Lessing," sagt er, „schreibt, wie man geschrieben zu haben wünschen möchte; und wenn ich nicht von Ihnen seine Reise erfahren hätte, so wäre ich demselben mit einem Schreiben zuvorgekommen. Es verdient derselbe also, wo man sich vertheidigen kann, eine würdige Antwort. Wie es rühmlich ist, von würdigen Leuten gelobt zu werden, so kann es auch rühmlich werden, ihrer Beurtheilung würdig geachtet zu sein." Wie hoch übrigens Winckelmann in Lessing's Augen stand, zeigt eine Stelle aus einem Briefe an Nicolai (Hamburg, 5. Juli 1768): „Wie ich aus den Zeitungen sehe, so bestätigt sich die Nachricht von Winckelmann's Tode. Das ist seit kurzem der zweite Schriftsteller, dem ich mit Vergnügen ein paar Jahre von meinem Leben geschenkt hätte. Das kömmt aber daraus, wenn man Kaiser besucht, und Schätze sammeln will." —

Aber der gewaltige geistige Anlauf, den Lessing

bei seinem Laokoon nahm, stand zu sehr im schroffsten Gegensatze zu seiner früher in Breslau geführten, freieren, nicht immer sitzenden Lebensweise, als daß er sogleich in diese Veränderung sich hätte finden können. Dazu war er körperlich beleibter geworden, lange sitzen, um eine bestimmte Arbeit zur bestimmten Zeit abzuschließen, konnte er nicht mehr. Dann stand er von seinem Arbeitssessel auf, ging in der Stube umher, mit dem Vorsatz, sich bald wieder zu setzen, um dann ununterbrochen weiter zu arbeiten. Da fiel ihm der Titel eines Buches in die Augen; er schlug es auf, durchblätterte es, und stieß auf einen Gedanken, der zwar mit seiner Arbeit in gar keiner Verbindung stand, aber er war doch so schön, so vortrefflich, daß er ihn aufschreiben mußte, und im Aufschreiben wurden durch diese Gedanken wieder andre Gedanken angeregt. Diese führten ihn wieder auf etwas Andres, dem er nachforschen mußte, — er hätte es sonst vergessen können, — kurz, wenn er auch außerhalb seiner Studirstube keine Zerstreuung und Abhaltung mehr hatte, so hatte er sie innerhalb derselben, und diese kehrten so oft wieder, daß er, obgleich er sich gewöhnlich nach einer solchen Selbststörung bestimmt vornahm, nun ganz gewiß ununterbrochen zu arbeiten, nur langsam ein begonnenes Werk vollendete. „Karl," sagte er einmal ver-

drießlich zu seinem bei ihm wohnenden Bruder, „die Schriftstellerei ist die ekelhafteste, die abgeschmackteste Beschäftigung. Nimm Dir ein Beispiel an mir!" — Diesem Zustande innerer Zerwürfniß und äußerer Nothwendigkeit sich zu entreißen, machte er Pläne über Pläne. Bald wollte er von Berlin fort, aber die Hoffnung, daß ihn Friedrich II. doch wohl seinen Wünschen gemäß noch verwerthen könnte, hielt ihn zurück; einmal wollte er nach Dresden, ein ander Mal sich in die ländliche Einsamkeit zurückziehen, dann wieder einmal nur Komödien schreiben, und diese, mit einer Truppe von Ort zu Ort ziehend, aufführen lassen. Nur der Ruf der Unsittlichkeit, mit welcher diese Lebensart belastet war, hielt ihn davon zurück. Einmal machte er auch in Gesellschaft eines Hausgenossen eine Reise nach Pyrmont, damit der Anblick noch nicht gesehener Gegenden, der Umgang mit ihm fremden Menschen ihn erheitern solle. —

Die wichtigste Arbeit, welche er in Berlin vollendete (1767), war: „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück", ein Lustspiel. —

Das Stück ist ganz auf jene soldatische Zeiten und auf den braven preußischen Krieger berechnet. Lessing wollte durch dasselbe für das Schicksal der nach Beendigung des Kriegs meist entlassenen Freibataillone,

unter welchen sich, namentlich unter den Officieren, die edelsten, hochherzigen Männer befanden — und wann wäre das preußische Officiercorps arm an solchen gewesen —, die durch jene Entlassung oft in große Bedrängniß gerathen waren, ein allgemeines Interesse erwecken. Dabei ist das Stück eine aus den engen Schranken häuslichen Zufalls und kleinlicher Verwickelungen herausgehende Handlung des Nationallebens, dessen Hintergrund eine weltbewegende Handlung und ihr Hauptträger der große König ist. Der Stoff war also nicht gesucht, er war aus der Wirklichkeit empfangen, denn Lessing hatte diese mit offenen Augen und Ohren in Breslau durchlebt. — So wurde „Minna von Barnhelm" das erste Nationalschauspiel, das bedeutendste Volksdrama seiner Zeit, dessen specifisch deutscher Gehalt zum erstenmale der deutschen Dichtung eine ganz neue Richtung gab und die Bedeutung des Franzosenthums in Deutschland zertrümmerte. Wie auf die Sara Sampson das Heer bürgerlicher Trauerspiele, so folgten der „Minna von Barnhelm" Soldatenstücke, welche bis in unsere Tage hinabreichen. — Aber es läßt sich auch Nichts ihr nur von Weitem Aehnliches entgegensetzen, so durchaus gehaltvoll, so lebendig, dramatisch, so rein deutsch an Charakteren und Sitten, war noch kein Lustspiel auf der vaterländischen Bühne erschienen. Es belebt das-

selbe ein Geist der Beweglichkeit und Anziehung, eine Jugendfrische des Dialogs, es ist ein Meisterwerk an Charakterzeichnung und ächtem Witze, wie noch kein Drama dagewesen war. Der Stand der Krieger, bis dahin nur ein Gegenstand der Furcht, der Scheu oder des Spottes, erschien hier von der Achtung gebietendsten Seite und so wahr aus dem Leben, aus der Wirklichkeit hervorgehoben, daß jeder Leser, jeder Zuschauer mit dem Prinzen in der Emilia Galotti ausrufen mußte: „Bei Gott, wie aus dem Spiegel gestohlen!" — Göthe sagt von diesem Drama: „Die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction, von specifisch-temporärem Gehalte, ist „Minna von Barnhelm". Das Stück ist erzeugt zwischen Krieg und Frieden, zwischen Haß und Neigungen. Diese Production war es, die den Blick in eine höhere bedeutende Welt aus dem Literarischen und Bürgerlichen glücklich eröffnete. Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während des Krieges gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht die Wunden, die ihm der überstolze Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dies aber

sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeiten der Sachsinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen; und sowohl an den Hauptpersonen wie an den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt.

Lessing selbst fühlte sich bei dieser Kunstschöpfung recht auf seiner Höhe, daher konnte er bei der letzten Ueberarbeitung an Ramler, dem er, wie Nicolai erzählt, Act für Act zur etwaigen Verbesserung gab, schreiben (20. Aug. 1764): „Wenn es nicht besser, als alle meine bisherigen dramatischen Stücke wird, so bin ich fest entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben."

Anfangs stellten sich der Aufführung des Lustspiels zu Berlin Hindernisse entgegen; die Polizei war damals schon mächtig, sie verhinderte jene, „weil über Polizei und über Regierung nicht dramatisirt werden dürfe". — Endlich gelang es, die Erlaubniß auszuwirken. Am 21. März 1768 kam „Minna von Barnhelm" zum erstenmale zur Aufführung, — und binnen zweiundzwanzig Tagen wurde sie im März und April neunzehnmal gegeben. Berlin war von einer wahren Minnawuth befallen. Grabstichel und Pinsel stellten die Hauptpersonen dar, —

an allen Schaufenstern hingen Minna und Tellheim oder Scenen aus dem Stücke selbst, — auf Kaffeetassen und Punschbowlen prangte das Bild der Hauptpersonen. —

Aber ungeachtet dieser günstigen Aufnahme — Tantièmen gab es damals noch nicht —, brachte das Stück dem Dichter nichts ein, während schon damals „die Pariser Poeten“, wie Ramler an Knebel schreibt, „von einem einzigen solcher Stücke gespeiset und getränkt, gekleidet und beherbergt wurden“. —

Gehen wir nun zu dem Drama selbst über.

Major von Tellheim, ein braver, zugleich verwundeter Officier aus dem Heere Friedrichs II., hat, ohne ihn zu fordern, wie viele Andere seinen Abschied erhalten. — Dadurch ist er in finanzielle große Verlegenheit gerathen, doch würde dies nicht der Fall sein, wenn ihm nicht die Regierung „eine edle Handlung zum Verbrechen“ gemacht hätte. So mittellos und wie er glaubt ehrlos geworden, hat er seiner Braut, Minna von Barnhelm, welche eben durch jene Großthat ihn liebgewonnen hatte, geflissentlich lange nicht geschrieben, vielleicht damit das Verhältniß zwischen dem nun Armen, Verkrüppelten, scheinbar ehrlos Gewordenen und der reichen, schönen, geachteten jungen Dame sich ohne Aufsehen löse. — Minna beschließt, den Geliebten aufzusuchen. Sie steigt zufälliger Weise

auf ihrer Reise in dem Wirthshause ab, in welchem Tellheim schon seit einem Jahre wohnt, der eben in Sorge ist, wovon er den Wirth bezahlen soll. — Bei der Ankunft der fremden Dame nöthigt dieser den Major, das Zimmer, welches er bis jetzt bewohnt hat, abzutreten und „hinten am Taubenschlage", wie Just sagt, ein anderes zu beziehen. Tellheim will ausziehn, erläßt aber, obgleich selbst in der größten Noth, der Wittwe eines Kameraden das ihm von diesem schuldige Geld.

Erster Aufzug.

Fünfter Auftritt.

Eine Dame in Trauer. v. Tellheim. Just.

Die Dame. Ich bitte um Verzeihung, mein Herr! —

v. Tellheim. Wen suchen Sie, Madame? —

Die Dame. Eben den würdigen Mann, mit welchem ich die Ehre habe zu sprechen. Sie kennen mich nicht mehr? Ich bin die Wittwe Ihres ehemaligen Stabsrittmeisters —

v. Tellheim. Um des Himmels willen, gnädige Frau! welche Veränderung! —

Die Dame. Ich stehe von dem Krankenbette auf, auf das mich der Schmerz über den Verlust meines Mannes warf. Ich muß Ihnen früh beschwerlich fallen, Herr Major. Ich reise auf das Land, wo mir eine gutherzige, aber eben auch nicht glückliche Freundin eine Zuflucht für's erste angeboten. —

v. Tellheim (zu Just). Geh, laß uns allein. —

Sechster Auftritt.

Die Dame. v. Tellheim.

v. Tellheim. Reden Sie frei, gnädige Frau! Vor mir dürfen Sie sich Ihres Unglücks nicht schämen. Kann ich Ihnen worin dienen?

Die Dame. Mein Herr Major —

v. Tellheim. Ich beklage sie, gnädige Frau! Worin kann ich Ihnen dienen? Sie wissen, Ihr Gemahl war mein Freund; mein Freund, sage ich; ich war immer karg mit diesem Titel.

Die Dame. Wer weiß es besser als ich, wie werth Sie seiner Freundschaft waren, wie werth er der Ihrigen war? Sie würden sein letzter Gedanke, Ihr Name der letzte Ton seiner sterbenden Lippen ge-

wesen sein, hätte nicht die stärkere Natur dieses traurige Vorrecht für seinen unglücklichen Sohn, für seine unglückliche Gattin gefordert —

v. Tellheim. Hören Sie auf, Madame! Weinen wollte ich mit Ihnen gern, aber ich habe heute keine Thränen. Verschonen Sie mich! Sie finden mich in einer Stunde, wo ich leicht zu verleiten wäre, wider die Vorsicht zu murren. — O mein rechtschaffener Marloff! Geschwind, gnädige Frau, was haben Sie zu befehlen? Wenn ich Ihnen zu dienen im Stande bin, wenn ich es bin —

Die Dame. Ich darf nicht abreisen, ohne seinen letzten Willen zu vollziehen. Er erinnerte sich kurz vor seinem Ende, daß er als Ihr Schuldner sterbe, und beschwor mich, diese Schuld mit der ersten Baarschaft zu tilgen. Ich habe seine Equipage verkauft und komme seine Handschrift einzulösen. —

v. Tellheim. Wie, gnädige Frau? darum kommen Sie?

Die Dame. Darum. Erlauben Sie, daß ich das Geld aufzähle.

v. Tellheim. Nicht doch, Madame! Marloff mir schuldig? das kann schwerlich sein. Lassen Sie doch sehen. (Er zieht sein Taschenbuch heraus und sucht.) Ich finde nichts.

Die Dame. Sie werden seine Handschrift ver-

legt haben, und die Handschrift thut nichts zur Sache. — Erlauben Sie —

v. Tellheim. Nein, Madame! so etwas pflege ich nicht zu verlegen. Wenn ich sie nicht habe, so ist es ein Beweis, daß ich nie eine gehabt habe, oder daß sie getilgt und von mir schon zurückgegeben worden.

Die Dame. Herr Major! —

v. Tellheim. Ganz gewiß, gnädige Frau. Marloff ist mir nichts schuldig geblieben. Ich wüßte mich auch nicht zu erinnern, daß er mir jemals etwas schuldig gewesen wäre. Nicht anders, Madame; er hat mich vielmehr als seinen Schuldner hinterlassen. Ich habe nie etwas thun können, mich mit einem Manne abzufinden, der sechs Jahre Glück und Unglück, Ehre und Gefahr mit mir getheilt. Ich werde es nicht vergessen, daß ein Sohn von ihm da ist. Er wird mein Sohn sein, sobald ich sein Vater sein kann. Die Verwirrung, in der ich mich jetzt selbst befinde —

Die Dame. Edelmüthiger Mann! Aber denken Sie auch von mir nicht zu klein. Nehmen Sie das Geld, Herr Major; so bin ich wenigstens beruhigt. —

v. Tellheim. Was brauchen Sie zu Ihrer Beruhigung weiter, als meine Versicherung, daß mir dieses Geld nicht gehört? Oder wollen Sie, daß ich die unerzogene Waise meines Freundes bestehlen soll? Bestehlen, Madame; das würde es in dem eigentlichsten

Verstande sein. Ihm gehört es, für ihn legen Sie es an. —

Die Dame. Ich verstehe Sie; verzeihen Sie nur, wenn ich noch nicht recht weiß, wie man Wohlthaten annehmen muß. Woher wissen es denn aber auch Sie, daß eine Mutter mehr für ihren Sohn thut, als sie für ihr eigen Leben thun würde? Ich gehe —

v. Tellheim. Gehen Sie, Madame, gehen Sie! Reisen Sie glücklich! Ich bitte Sie nicht, mir Nachricht von Ihnen zu geben. Sie möchte mir zu einer Zeit kommen, wo ich sie nicht nutzen könnte. Aber noch eins, gnädige Frau; bald hätte ich das Wichtigste vergessen. Marloff hat noch an der Kasse unseres ehemaligen Regiments zu fordern. Seine Forderungen sind so richtig wie die meinigen. Werden meine bezahlt, so müssen auch die seinigen bezahlt werden. Ich hafte dafür. —

Die Dame. O! mein Herr — Aber ich schweige lieber. — Künftige Wohlthaten so vorbereiten, heißt sie in den Augen des Himmels schon erwiesen haben. Empfangen Sie seine Belohnung und meine Thränen! (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim.

Armes, braves Weib! Ich muß nicht vergessen, den Bettel zu vernichten. (Er nimmt aus seinem Taschenbuche Briefschaften, die er zerreißt.) Wer steht mir dafür, daß eigener Mangel mich nicht einmal verleiten könnte, Gebrauch davon zu machen.

Auch seinen treuen Diener Just will er verabschieden.

Achter Auftritt.

Just. v. Tellheim.

v. Tellheim. Bist du da?

Just (indem er sich die Augen wischt.) Ja!

v. Tellheim. Du hast geweint?

Just. Ich habe in der Küche meine Rechnung geschrieben, und die Küche ist voll Rauch. Hier ist sie, mein Herr!

v. Tellheim. Gieb her.

Just. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr. Ich weiß wohl, daß die Menschen mit Ihnen keine haben; aber —

v. Tellheim. Was willst du?

Just. Ich hätte mir eher den Tod, als meinen Abschied vermuthet.

v. Tellheim. Ich kann dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (Schlägt die Rechnung auf und liest.) „Was der Herr Major mir schuldig: Drei und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht 21 Thlr. Seit dem ersten dieses an Kleinigkeiten ausgelegt 1 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf.“ Gut, und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monat ganz bezahle.

Just. Die andere Seite, Herr Major. —

v. Tellheim. Noch mehr? (Liest) „Was dem Herrn Major ich schuldig: An den Feldscheer für mich bezahlt, 25 Thaler. Für Wartung und Pflege während meiner Kur für mich bezahlt, 39 Thlr. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater, auf meine Bitte, vorgeschossen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt, 50 Thaler. Summa Summarum 114 Thaler. Davon abgezogen vorstehende 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. bleibe dem Herrn Major schuldig 91 Thlr. 16 Gr. 3 Pf.“ — Kerl, du bist toll!

Just. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koste. Aber es wäre verlorene Dinte, es dazu zu schreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen,

und wenn Sie mir vollends die Livree nehmen, die ich auch nicht verdient habe, — so wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem Lazareth krepiren lassen.

v. Tellheim. Wofür siehst du mich an? Du bist mir nichts schuldig, und ich will dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bei dem du es besser haben sollst, als bei mir.

Just. Ich bin Ihnen nichts schuldig, und doch wollen Sie mich verstoßen?

v. Tellheim. Weil ich dir nichts schuldig werden will.

Just. Darum? nur darum? — So gewiß ich Ihnen schuldig bin, so gewiß Sie mir nichts schuldig werden können, so gewiß sollen Sie mich nun nicht verstoßen. — Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major; ich bleibe bei Ihnen! ich muß bei Ihnen bleiben.

v. Tellheim. Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes ungestümes Wesen gegen alle, von denen du meinest, daß sie dir nichts zu sagen haben, deine tückische Schadenfreude, deine Rachsucht —

Just. Machen Sie mich so schlimm, wie Sie wollen; ich will darum doch nicht schlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter ging ich in der Dämmerung an dem Kanale, und hörte etwas winseln. Ich stieg herab und griff nach der

Stimme, und glaubte ein Kind zu retten, und zog einen Pudel aus dem Wasser. Auch gut; dachte ich. Der Pudel kam mir nach; aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umsonst; ich prügelte ihn von mir, umsonst. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thür auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, stieß ich ihn mit dem Fuße; er schrie, sahe mich an, und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Bissen Brod aus meiner Hand bekommen, und doch bin ich der einzige, dem er hört, und der ihn anrühren darf. Er springt vor mir her, und macht mir seine Kunst unbefohlen vor. Es ist ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger treibt, so höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu sein.

v. Tellheim (bei Seite.). So wie ich ihm! Nein, es giebt keine völlige Unmenschen! — Just, wir bleiben beisammen.

Just. Ganz gewiß! — Sie wollten sich ohne Bedienten behelfen? Sie vergessen Ihrer Blessuren, und daß Sie nur eines Armes mächtig sind. Sie können sich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich; und bin — — ohne mich selbst zu rühmen, Herr Major — und bin ein Bedienter, der

— wenn das Schlimmste zum Schlimmsten kömmt, — für seinen Herrn betteln und stehlen kann.

v. Tellheim. Just, wir bleiben nicht beisammen.

Just. Schon gut!

Das Fräulein, welches sein Zimmer erhalten, läßt den Major um Verzeihung bitten, er eilt aber, aus dem Hause zu kommen. Sie wird darauf von dem Wirth für die Polizei, „die Alles wissen will, besonders Geheimnisse", vergebens examinirt, dabei entdeckt sie, daß der Wirth ihren Verlobungsring hat, den sie Tellheim geschenkt und den Dieser bei Jenem verpfändete.

Zweiter Aufzug.

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Die Vorigen.

Der Wirth (den Kopf voranstreckend). Ist es erlaubt, meine gnädige Herrschaft? —

Franziska. Unser Herr Wirth? — Nur vollends herein.

Der Wirth (eine Feder hinter dem Ohre, ein Blatt Papier und Schreibzeug in der Hand). Ich komme, gnädidiges Fräulein, Ihnen einen unterthänigen guten Morgen zu wünschen, — (zur Franziska) und auch Ihr, mein schönes Kind.

Franziska. Ein höflicher Mann!

Das Fräulein. Wir bedanken uns.

Franziska. Und wünschen Ihm auch einen guten Morgen.

Der Wirth. Darf ich mich unterstehen zu fragen, wie Ihro Gnaden die erste Nacht unter meinem schlechten Dache geruht?

Franziska. Das Dach ist so schlecht nicht, Herr Wirth; aber die Betten hätten können besser sein.

Der Wirth. Was höre ich? Nicht wohl geruht? Vielleicht daß die gar zu große Ermüdung von der Reise —

Das Fräulein. Es kann sein.

Der Wirth. Gewiß, gewiß! denn sonst — Indeß sollte etwas nicht vollkommen nach Ihro Gnaden Bequemlichkeit gewesen sein, so geruhen Ihro Gnaden nur zu befehlen.

Franziska. Gut, Herr Wirth, gut! Wir sind auch nicht blöde, und am wenigsten muß man im Gast-

hofe blöde sein. Wir wollen schon sagen, wie wir es gern hätten.

Der Wirth. Hiernächst komme ich zugleich — (indem er die Feder hinter dem Ohre hervorzieht.)

Franziska. Nun?

Der Wirth. Ohne Zweifel kennen Ihro Gnaden schon die weisen Verordnungen unserer Polizei.

Das Fräulein. Nicht im geringsten, Herr Wirth.

Der Wirth. Wir Wirthe sind angewiesen, keinen Fremden, weß Standes und Geschlechts er auch sei, vier und zwanzig Stunden zu behausen, ohne seinen Namen, Heimath, Charakter, hiesige Geschäfte, vermuthliche Dauer des Aufenthalts und so weiter, gehörigen Orts schriftlich einzureichen.

Das Fräulein. Sehr wohl.

Der Wirth. Ihro Gnaden werden also sich gefallen lassen — (indem er an einen Tisch tritt, und sich fertig macht, um zu schreiben).

Das Fräulein. Sehr gern. — Ich heiße

Der Wirth. Einen kleinen Augenblick Geduld! — (er schreibt) „Dato, den 22. August a. c. allhier zum Könige von Spanien angelangt.“ — Nun Dero Namen, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Das Fräulein von Barnhelm.

Der Wirth (schreibt). „Von Barnhelm.“ — Kommend? woher, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Von meinen Gütern aus Sachsen.

Der Wirth (schreibt). „Gütern aus Sachsen.“ — Aus Sachsen! Ei, ei, aus Sachsen, gnädiges Fräulein? aus Sachsen?

Franziska. Nun? warum nicht? Es ist doch wohl hier zu Lande keine Sünde, aus Sachsen zu sein?

Der Wirth. Eine Sünde? Behüte! das wäre ja eine ganz neue Sünde! — Aus Sachsen also? Ei, ei! aus Sachsen! das liebe Sachsen; — Aber wo mir recht ist, gnädiges Fräulein, Sachsen ist nicht klein, und hat mehrere — wie soll ich es nennen? — Distrikte, Provinzen. — Unsere Polizei ist sehr exact, gnädiges Fräulein.

Das Fräulein, Ich verstehe: von meinen Gütern aus Thüringen also.

Der Wirth. Aus Thüringen! Ja, das ist besser, gnädiges Fräulein, das ist genauer. — (Schreibt und lies't.) „Das Fräulein von Barnhelm, kommend von ihren Gütern aus Thüringen, nebst einer Kammerfrau und zwei Bedienten.“ —

Franziska. Einer Kammerfrau? das soll ich wohl sein?

Der Wirth. Ja, mein schönes Kind.

Franziska. Nun, Herr Wirth, so setzen Sie anstatt Kammerfrau, Kammerjungfer. — Ich höre, die Polizei ist sehr exact; es möchte ein Mißverständniß geben, welches mir bei meinem Aufgebote einmal Händel machen könnte. Denn ich bin wirklich noch Jungfer und heiße Franziska, mit dem Geschlechtsnamen Willig; Franziska Willig. Ich bin auch aus Thüringen. Mein Vater war Müller auf einem von den Gütern des gnädigen Fräuleins. Es heißt Klein-Rammsdorf. Die Mühle hat jetzt mein Bruder. Ich kam sehr jung auf den Hof und ward mit dem gnädigen Fräulein erzogen. Wir sind von einem Alter; künftige Lichtmeß einundzwanzig Jahre. Ich habe Alles gelernt, was das gnädige Fräulein gelernt hat. Es soll mir lieb sein, wenn mich die Polizei recht kennt.

Der Wirth. Gut, mein schönes Kind, das will ich mir auf weitere Nachfrage merken. — Aber nunmehr, gnädiges Fräulein, Dero Verrichtungen allhier? —

Das Fräulein. Meine Verrichtungen?

Der Wirth. Suchen Ihro Gnaden etwas bei des Königs Majestät?

Das Fräulein. O nein!

Der Wirth. Oder bei unseren hohen Justiz-Collegiis?

Das Fräulein. Auch nicht.

Der Wirth. Oder —

Des Fräulein. Nein, nein. Ich bin lediglich in meinen eigenen Angelegenheiten hier.

Der Wirth. Ganz wohl, gnädiges Fräulein; aber wie nennen sich diese eigenen Angelegenheiten?

Das Fräulein. Sie nennen sich —. Franziska, ich glaube, wir werden vernommen.

Franziska. Herr Wirth, die Polizei wird doch nicht die Geheimnisse eines Frauenzimmers zu wissen verlangen?

Der Wirth. Allerdings, mein schönes Kind: die Polizei will Alles wissen, und besonders Geheimnisse.

Fräulein. Ja nun, gnädiges Fräulein; was ist zu thun? — So hören Sie nur, Herr Wirth; — aber daß es ja unter uns und der Polizei bleibt!

Das Fräulein. Was wird ihm die Närrin sagen?

Franziska. Wir kommen, dem Könige einen Offizier wegzukapern —

Der Wirth. Wie? was? Mein Kind! mein Kind!

Franziska. Oder uns von dem Offizier kapern zu lassen. Beides ist eins.

Das Fräulein. Franziska, bist du toll? — Herr Wirth, die Naseweise hat Sie zum Besten.

Der Wirth. Ich will nicht hoffen. Zwar mit meiner Wenigkeit kann sie scherzen so viel sie will; nur mit einer hohen Polizei —

Das Fräulein. Wissen Sie was, Herr Wirth? — Ich weiß mich in dieser Sache nicht zu nehmen. Ich dächte, Sie ließen die ganze Schreiberei bis auf die Ankunft meines Oheims. Ich habe Ihnen schon gestern gesagt, warum er nicht mit mir zugleich angekommen. Er verunglückte, zwei Meilen von hier, mit seinem Wagen, und wollte durchaus nicht, daß mir dieser Zufall eine Nacht mehr kosten sollte. Ich mußte also voran. Wenn er vierundzwanzig Stunden nach mir eintrifft, so ist es das Längste.

Der Wirth. Nun ja, gnädiges Fräulein, so wollen wir ihn erwarten.

Das Fräulein. Er wird auf Ihre Fragen besser antworten können. Er wird wissen, wem und wie weit er sich zu entdecken hat; was er von seinen Geschäften anzeigen muß, und was er davon verschweigen darf.

Der Wirth. Desto besser! Freilich, freilich kann man von einem jungen Mädchen (die Franziska mit

einer bedeutenden Miene ansehend) nicht verlangen, daß es eine ernsthafte Sache, mit ernsthaften Leuten, ernsthaft traktire —

Das Fräulein. Und die Zimmer für ihn sind doch in Bereitschaft, Herr Wirth?

Der Wirth. Völlig, gnädiges Fräulein, völlig, bis auf das eine —

Franziska. Aus dem Sie vielleicht auch noch erst einen ehrlichen Mann vertreiben müssen?

Der Wirth. Die Kammerjungfern aus Sachsen, gnädiges Fräulein, sind wohl sehr mitleidig?

Das Fräulein. Doch, Herr Wirth, das haben Sie nicht gut gemacht. Lieber hätten Sie uns nicht einnehmen sollen.

Der Wirth. Wie so, gnädiges Fräulein, wie so?

Das Fräulein. Ich höre, daß der Offizier, welcher durch uns verdrängt worden —

Der Wirth. Ja nur ein abgedankter Offizier ist, gnädiges Fräulein.

Das Fräulein. Wenn schon! —

Der Wirth. Mit dem es zu Ende geht.

Das Fräulein. Desto schlimmer! Es soll ein sehr verdienter Mann sein.

Der Wirth. Ich sage Ihnen ja, daß er abgedankt ist.

Das Fräulein. Der König kann nicht alle verdiente Männer kennen.

Der Wirth. O gewiß, er kennt sie, er kennt sie alle.

Das Fräulein. So kann er sie nicht alle belohnen.

Der Wirth. Sie wären alle belohnt, wenn sie danach gelebt hätten. Aber so lebten die Herren während des Krieges, als ob ewig Krieg bleiben würde, als ob das Dein und Mein ewig aufgehoben sein würde. Jetzt liegen alle Wirthshäuser und Gasthöfe von ihnen voll, und ein Wirth hat sich wohl mit ihnen in Acht zu nehmen. Ich bin mit diesem noch so ziemlich weggekommen. Hatte er gleich kein Geld mehr, so hatte er noch Geldes Werth, und zwei, drei Monate hätte ich ihn freilich noch ruhig können sitzen lassen. Doch besser ist besser. — Apropos, gnädiges Fräulein, Sie verstehen sich doch auf Juwelen? —

Das Fräulein. Nicht sonderlich.

Der Wirth. Was sollten Ihro Gnaden nicht? — Ich muß Ihnen einen Ring zeigen, einen kostbaren Ring. Zwar, gnädiges Fräulein, Sie haben da auch einen sehr schönen am Finger, und je mehr ich ihn betrachte, je mehr muß ich mich wundern, daß er dem meinigen so ähnlich ist. — O! sehen Sie doch, sehen

Sie doch! (indem er ihn aus dem Futteral herausnimmt, und dem Fräulein zureicht). Welch ein Feuer! der mittelste Brillant allein wiegt über fünf Karat.

Das Fräulein (ihn betrachtend). Wo bin ich? was seh' ich? Dieser Ring —

Der Wirth. Ist seine fünfzehnhundert Thaler unter Brüdern werth.

Das Fräulein. Franziska! — Sieh' doch! —

Der Wirth. Ich habe mich auch nicht einen Augenblick bedacht, achtzig Pistolen darauf zu leihen.

Das Fräulein. Erkennst du ihn nicht, Franziska?

Franziska. Der nämliche! — Herr Wirth, wo haben Sie diesen Ring her?

Der Wirth. Nun, mein Kind, Sie hat doch wohl kein Recht daran?

Franziska. Wir kein Recht an diesem Ringe? — Inwärts auf dem Kasten muß des Fräuleins verzogener Name stehen. — Weisen Sie doch, Fräulein.

Das Fräulein. Er ist's, er ist's! — Wie kommen Sie zu diesem Ringe, Herr Wirth?

Der Wirth. Ich? auf die ehrlichste Weise von der Welt. — Gnädiges Fräulein, gnädiges Fräulein, Sie werden mich nicht in Schaden und Unglück bringen wollen. Was weiß ich, wo der Ring sich eigentlich herschreibt? Während des Krieges hat Manches

seinen Herrn sehr oft, mit und ohne Vorbewußt des Herrn, verändert. Und Krieg war Krieg. Es werden mehr Ringe aus Sachsen über die Grenze gegangen sein. — Geben Sie mir ihn wieder, gnädiges Fräulein, geben Sie mir ihn wieder!

Franziska. Erst geantwortet: von wem haben Sie ihn?

Der Wirth. Von einem Manne, dem ich so was nicht zutrauen kann; von einem sonst guten Manne —

Das Fräulein. Von dem besten Manne unter der Sonne, wenn Sie ihn von seinem Eigenthümer haben. — Geschwind bringen Sie mir den Mann! Er ist es selbst, oder wenigstens muß er ihn kennen.

Der Wirth. Wer denn? wen denn, gnädiges Fräulein?

Franziska. Hören Sie denn nicht? unsern Major.

Der Wirth. Major? Recht, er ist Major, der dieses Zimmer vor Ihnen bewohnt hat, und von dem ich ihn habe.

Das Fräulein. Major von Tellheim.

Der Wirth. Von Tellheim; ja! Kennen Sie ihn?

Das Fräulein. Ob ich ihn kenne? Er ist hier? Tellheim ist hier? Er? er hat in diesem Zimmer gewohnt? Er! er hat Ihnen diesen Ring versetzt? Wie kommt der Mann in diese Verlegenheit? Wo ist er?

Er ist Ihnen schuldig? — — Franziska, die Schatulle her! Schließ auf! (Indem sie Franziska auf den Tisch setzt und öffnet.) Was ist er Ihnen schuldig? Wem ist er mehr schuldig? Bringen Sie mir alle seine Schuldner. Hier ist Geld. Hier sind Wechsel. Alles ist sein!

Der Wirth. Was hör' ich?

Das Fräulein. Wo ist er? wo ist er?

Der Wirth. Noch vor einer Stunde war er hier?

Das Fräulein. Häßlicher Mann, wie konnten Sie gegen ihn so unfreundlich, so hart, so grausam sein?

Der Wirth. Ihro Gnaden verzeihen —

Das Fräulein. Geschwind, schaffen Sie mir ihn zur Stelle.

Der Wirth. Sein Bedienter ist vielleicht noch hier. Wollen Ihro Gnaden, daß er ihn aufsuchen soll?

Das Fräulein. Ob ich will? Eilen Sie, laufen Sie; für diesen Dienst allein will ich es vergessen, wie schlecht Sie mit ihm umgegangen sind. —

Franziska. Fix, Herr Wirth, hurtig, fort, fort! (Stößt ihn hinaus.)

Dies führt zu der Entdeckung, daß Tellheim in demselben Wirthshause ist. Just in seiner Rauhheit will den Herrn nicht rufen, da bringt ihn der Wirth herbei.

Zweiter Aufzug.

Achter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirth. Die Vorigen.

v. Tellheim (tritt herein, und indem er sie erblickt, fliegt er auf sie zu). Ah! meine Minna!

Das Fräulein (ihm entgegen fliegend). Ah! mein Tellheim!

v. Tellheim (stutzt auf einmal, und tritt wieder zurück). Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, — das Fräulein von Barnhelm hier zu finden —

Das Fräulein. Kann Ihnen doch so gar unerwartet nicht sein? — (Indem sie ihm näher tritt, und er mehr zurück weicht.) Ich soll Ihnen verzeihen, daß ich noch Ihre Minna bin? Verzeih Ihnen der Himmel, daß ich noch das Fräulein von Barnhelm bin!

v. Tellheim. Gnädiges Fräulein! — (Sieht starr auf den Wirth, und zuckt die Schultern.)

Das Fräulein (wird den Wirth gewahr, und winkt der Franziska.) Mein Herr, —

v. Tellheim. Wenn wir uns beiderseits nicht irren —

Franziska. Je, Herr Wirth, wen bringen Sie uns denn da? Geschwind kommen Sie, lassen Sie uns den rechten suchen.

Der Wirth. Ist es nicht der rechte? Ei ja doch!

Franziska. Ei nicht doch! Geschwind kommen Sie; ich habe Ihrer Jungfer Tochter noch keinen guten Morgen gesagt.

Der Wirth. O! viel Ehre — (Doch ohne von der Stelle zu gehen.)

Franziska (faßt ihn an). Kommen Sie, wir wollen den Küchenzettel machen. — Lassen Sie sehen, was wir haben werden —

Der Wirth. Sie sollen haben, für's erste —

Franziska. Still, ja stille! Wenn das Fräulein jetzt schon weiß, was sie zu Mittag speisen soll, so ist es um ihren Appetit geschehen. Kommen Sie, das müssen Sie mir allein sagen. (Führt ihn mit Gewalt ab.)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein.

Das Fräulein. Nun? irren wir uns noch?

v. Tellheim. Daß es der Himmel wollte! — Aber es giebt nur Eine, und Sie sind es.

Das Fräulein. Welche Umstände! Was wir uns zu sagen haben, kann Jedermann hören.

v. Tellheim. Sie hier? Was suchen Sie hier, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Nichts suche ich mehr. (Mit offnen Armen auf ihn zugehend.) Alles, was ich suchte, habe ich gefunden.

v. Tellheim (zurückweichend). Sie suchten einen glücklichen, einen Ihrer Liebe würdigen Mann, und finden — einen Elenden.

Das Fräulein. So lieben Sie mich nicht mehr? — Und lieben eine Andere?

v. Tellheim. Ah! der hat Sie nie geliebt, mein Fräulein, der eine Andere nach Ihnen lieben kann.

Das Fräulein. Sie reißen nur einen Stachel aus meiner Seele. — Wenn ich Ihr Herz verloren habe, was liegt daran, ob mich Gleichgültigkeit oder

mächtigere Reize darum gebracht? Sie lieben mich nicht mehr, und lieben auch keine Andere? — Unglücklicher Mann, wenn Sie gar nichts lieben!

v. Tellheim. Recht, gnädiges Fräulein, der Unglückliche muß gar nichts lieben. Er verdient sein Unglück, wenn er diesen Sieg nicht über sich selbst zu erhalten weiß; wenn er es sich gefallen lassen kann, daß die, welche er liebt, an seinem Unglück Antheil nehmen dürfen. — Wie schwer ist dieser Sieg! Seitdem mir Vernunft und Nothwendigkeit befehlen, Minna von Barnhelm zu vergessen; was für Mühe habe ich angewandt! Eben wollte ich anfangen zu hoffen, daß diese Mühe nicht ewig vergebens sein würde: — und Sie erscheinen, mein Fräulein! —

Das Fräulein. Versteh' ich Sie recht? — Halten Sie, mein Herr; lassen Sie sehen, wo wir sind, ehe wir uns weiter verirren! — Wollen Sie mir die einzige Frage beantworten?

v. Tellheim. Jede, mein Fräulein —

Das Fräulein. Wollen Sie mir auch ohne Wendung, ohne Winkelzug antworten? Mit Nichts, als einem trocknen Ja, oder Nein?

v. Tellheim. Ich will es, — wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können es. — Gut: ungeachtet der Mühe, die Sie angewendet, mich zu vergessen, — lieben Sie mich noch, Tellheim?

v. Tellheim. Mein Fräulein, diese Frage —

Das Fräulein. Sie haben versprochen, mit nichts, als Ja oder Nein zu antworten.

v. Tellheim. Und hinzugesetzt: wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können, Sie müssen wissen, was in Ihrem Herzen vorgeht. — Lieben Sie mich noch, Tellheim? — Ja, oder Nein.

v. Tellheim. Wenn mein Herz —

Das Fräulein. Ja, oder Nein!

v. Tellheim. Nun, Ja!

Das Fräulein. Ja?

v. Tellheim. Ja, ja! — Allein —

Das Fräulein. Geduld! — Sie lieben mich noch: genug für mich. — In was für einen Ton bin ich mit Ihnen gefallen! Ein widriger, melancholischer ansteckender Ton. — Ich nehme den meinigen wieder an. — Nun, mein lieber Unglücklicher, Sie lieben mich noch, und haben Ihre Minna noch, und sind unglücklich? Hören Sie doch, was Ihre Minna für ein eingebildetes, albernes Ding war, — ist. Sie ließ, sie läßt sich träumen, Ihr ganzes Glück sei sie. — Geschwind kramen Sie Ihr Unglück aus. Sie mag versuchen, wie viel sie dessen aufwiegt. — Nun?

v. Tellheim. Mein Fräulein, ich bin nicht gewohnt zu klagen.

Das Fräulein. Sehr wohl. Ich wüßte auch nicht, was mir an einem Soldaten, nach dem Prahlen, weniger gefiele, als das Klagen. Aber es giebt eine gewisse kalte, nachlässige Art, von seiner Tapferkeit und von seinem Unglück zu sprechen.

v. Tellheim. Die im Grunde doch auch geprahlt und geklagt ist.

Das Fräulein. O, mein Rechthaber, so hätten Sie sich auch gar nicht unglücklich nennen sollen. — Ganz geschwiegen oder ganz mit der Sprache heraus. — Eine Vernunft, eine Nothwendigkeit, die Ihnen mich zu vergessen befiehlt? — Ich bin eine große Liebhaberin von Vernunft, ich habe sehr viel Ehrerbietung für die Nothwendigkeit. — Aber lassen sie doch hören, wie vernünftig diese Vernunft, wie nothwendig diese Nothwendigkeit ist.

v. Tellheim. Wohl denn, so hören Sie, mein Fräulein. — Sie nennen mich Tellheim; der Name trifft ein. — Aber Sie meinen, ich sei der Tellheim, den Sie in Ihrem Vaterlande gekannt haben; der blühende Mann, voller Ansprüche, voll Ruhmbegierde; der seines ganzen Körpers, seiner ganzen Seele mächtig war; vor dem die Schranken der Ehre und des Glücks eröffnet standen; der Ihres Herzens

und Ihrer Hand, wenn er schon Ihrer noch nicht würdig war, täglich würdiger zu werden hoffen durfte. — Dieser Tellheim bin ich eben so wenig, — als ich mein Vater bin. Beide sind gewesen. — Ich bin Tellheim, der verabschiedete, der an seiner Ehre gekränkte, der Krüppel, der Bettler. — Jenem, mein Fräulein, versprachen Sie sich: wollen Sie diesem Wort halten?

Das Fräulein. Das klingt sehr tragisch! — Doch, mein Herr, bis ich jenen wieder finde, — in die Tellheims bin ich nun einmal vernarrt — dieser wird mir schon aus der Noth helfen müssen. — Deine Hand, lieber Bettler! (Indem sie ihn bei der Hand ergreift.)

v. Tellheim (der die andere Hand mit dem Hute vor das Gesicht schlägt, und sich von ihr abwendet). Das ist zu viel! — Wo bin ich? — Lassen Sie mich, Fräulein! Ihre Güte foltert mich! — Lassen Sie mich.

Das Fräulein. Was ist Ihnen? wo wollen Sie hin?

v. Tellheim. Von Ihnen!

Das Fräulein. Von mir? (Indem sie seine Hand an ihre Brust zieht.) Träumer!

v. Tellheim. Die Verzweiflung wird mich todt zu Ihren Füßen werfen.

Das Fräulein. Von mir?

v. Tellheim. Von Ihnen. — Sie nie, nie wieder zu sehen. — Oder doch so entschlossen, so fest entschlossen, — keine Niederträchtigkeit zu begehen, — Sie keine Unbesonnenheit begehen zu lassen. — Lassen Sie mich, Minna! (Reißt sich los, und ab.)

Das Fräulein (ihm nach). Minna Sie lassen? Tellheim! Tellheim!

Nach einigen Zwischenacten mit dem neugierigen Wirth will der brave Werner, ehemaliger Wachtmeister des Majors, diesem sein Geld aufdringen.

Dritter Aufzug.

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Paul Werner.

v. Tellheim. So in Gedanken, Werner?

Werner. Da sind Sie ja; ich wollte eben gehen, und Sie in Ihrem neuen Quartiere besuchen, Herr Major.

v. Tellheim. Um mir auf den Wirth des alten die Ohren voll zu fluchen. Gedenke mir nicht daran.

Werner. Das hätte ich beiher gethan; ja. Aber eigentlich wollte ich mich nur bei Ihnen bedanken, daß Sie so gut gewesen, und mir die hundert Louisd'or aufgehoben. Just hat mir sie wiedergegeben. Es wäre mir wohl freilich lieb, wenn Sie mir sie noch länger aufheben könnten. Aber Sie sind in ein neues Quartier gezogen, das weder Sie, noch ich kennen. Wer weiß, wie es da ist. Sie könnten Ihnen da gestohlen werden und Sie müßten mir sie ersetzen; da hülfe nichts davor. Also kann ich's Ihnen freilich nicht zumuthen.

v. Tellheim (lächelnd). Seit wann bist du so vorsichtig, Werner?

Werner. Es lernt sich wohl. Man kann heut zu Tage mit seinem Gelde nicht vorsichtig genug sein. — Darnach hatte ich noch was an Sie zu bestellen, Herr Major; von der Rittmeisterin Marloff; ich kam eben von ihr her. Ihr Mann ist Ihnen ja vierhundert Thaler schuldig geblieben, hier schickt sie Ihnen auf Abschlag hundert Dukaten. Das Uebrige will sie künftige Woche schicken. Ich möchte wohl selber Ursache sein, daß sie die Summe nicht ganz schickt. Denn sie war mir auch ein Thaler achtzig schuldig; und weil sie dachte, ich wäre gekommen, sie zu mahnen — wie es denn auch wohl wahr war; — so

gab sie mir sie, und gab sie mir aus dem Röllchen, das sie für Sie schon zurecht gelegt hatte. — Sie können auch schon eher Ihre hundert Thaler ein Acht Tage noch missen, als ich meine paar Groschen. — — Da nehmen Sie doch! (Reicht ihm die Rolle Dukaten.)

v. Tellheim. Werner!

Werner. Nun? warum sehen Sie mich so starr an? So nehmen Sie doch, Herr Major! —

v. Tellheim. Werner!

Werner. Was fehlt Ihnen! Was ärgert Sie?

v. Tellheim (bitter, indem er sich vor die Stirn schlägt, und mit dem Fuße auftritt.) Daß es — die vierhundert Thaler nicht ganz sind!

Werner. Nun, nun, Herr Major! Haben Sie mich denn nicht verstanden?

v. Tellheim. Eben weil ich dich verstanden habe! — Daß mich doch die besten Menschen heut am meisten quälen müssen!

Werner. Was sagen Sie?

v. Tellheim. Es geht dich nur zur Hälfte an! — Geh, Werner! (Indem er die Hand, mit der ihm Werner die Dukaten reicht, zurückstößt.)

Werner. Sobald ich das los bin.

v. Tellheim. Werner, wenn du nun von mir hörst: daß die Marloffin heute ganz früh selbst bei mir gewesen ist.

Werner. So?

v. Tellheim. Daß sie mir nichts mehr schuldig ist?

Werner. Wahrhaftig?

v. Tellheim. Daß sie mich bei Heller und Pfennig bezahlt hat: was wirst du dann sagen?

Werner (der sich einen Augenblick besinnt). Ich werde sagen, daß ich gelogen habe, und daß es eine hundsfött'sche Sache um's Lügen ist, weil man darüber ertappt werden kann.

v. Tellheim. Und wirst dich schämen?

Werner. Aber der, der mich so zu lügen zwingt, was sollte der? Sollte der sich nicht auch schämen? Sehen Sie, Herr Major; wenn ich sagte, daß mich Ihr Verfahren nicht verdrösse, so hätte ich wieder gelogen, und ich will nicht mehr lügen.

v. Tellheim. Sei nicht verdrießlich, Werner! Ich erkenne dein Herz und deine Liebe zu mir. Aber ich brauche dein Geld nicht.

Werner. Sie brauchen es nicht? Und verkaufen lieber, und versetzen lieber, und bringen sich lieber in der Leute Mäuler?

v. Tellheim. Die Leute mögen es immer wissen, daß ich nichts mehr habe. Man muß nicht reicher scheinen wollen, als man ist.

Werner. Aber warum ärmer? — Wir haben, so lange unser Freund hat.

v. Tellheim. Es ziemt sich nicht, daß ich dein Schuldner bin.

Werner. Ziemt sich nicht? — Wenn an einem heißen Tage, den uns die Sonne und der Feind heiß machte, sich Ihr Reitknecht mit den Kantinen verloren hatte, und Sie zu mir kamen und sagten: Werner, hast du nichts zu trinken? und ich Ihnen meine Feldflasche reichte, nicht wahr, Sie nahmen und tranken? — Ziemte sich das? — Bei meiner armen Seele, wenn ein Trunk faules Wasser damals nicht oft mehr werth war, als aller der Quark! (Indem er auch den Beutel mit den Louisd'or herauszieht, und ihm beides hinreicht.) Nehmen Sie, lieber Major! Bilden Sie sich ein, es ist Wasser. Auch das hat Gott für alle geschaffen.

v. Tellheim. Du marterst mich; du hörst es ja, ich will dein Schuldner nicht sein.

Werner. Erst ziemte es sich nicht; nun wollen Sie nicht? Ja, das ist was anderes. (Etwas ärgerlich.) Sie wollen mein Schuldner nicht sein? Wenn sie es denn aber schon wären, Herr Major? Oder sind Sie dem Manne nichts schuldig, der einmal den Hieb auffing, der Ihnen den Kopf spalten sollte, und ein andermal den Arm vom Rumpfe hieb, der eben los-

drücken und Ihnen die Kugel durch die Brust jagen wollte? — Was können Sie diesem Manne mehr schuldig werden? Oder hat es mit meinem Halse weniger zu sagen, als mit meinem Beutel? — Wenn das vornehm gedacht ist, bei meiner armen Seele, so ist es auch sehr abgeschmackt gedacht!

v. Tellheim. Mit wem sprichst du so, Werner? Wir sind allein; jetzt darf ich es sagen; wenn uns ein Dritter hörte, so wäre es Windbeutelei. Ich bekenne es mit Vergnügen, daß ich dir zweimal mein Leben zu danken habe. Aber, Freund, woran fehlte mir es, daß ich bei Gelegenheit nicht eben so viel für dich würde gethan haben? He!

Werner. Nur an der Gelegenheit! Wer hat daran gezweifelt, Herr Major? Habe ich Sie nicht hundertmal für den gemeinsten Soldaten, wenn er in's Gedränge gekommen war, Ihr Leben wagen sehen?

v. Tellheim. Also!

Werner Aber —

v. Tellheim. Warum verstehst du mich nicht recht? Ich sage: es ziemt sich nicht, daß ich dein Schuldner bin; ich will dein Schuldner nicht sein. Nämlich in den Umständen nicht, in welchen ich mich jetzt befinde.

Werner. So, so! Sie wollen es versparen bis

auf bessere Zeiten; Sie wollen ein andermal Geld von mir borgen, wenn Sie keines brauchen, wenn Sie selbst welches haben, und ich vielleicht keines.

v. Tellheim. Man muß nicht borgen, wenn man nicht wieder zu geben weiß.

Werner. Einem Mann, wie Sie, kann es nicht immer fehlen.

v. Tellheim. Du kennst die Welt! — Am wenigsten muß man sodann von Einem borgen, der sein Geld selbst braucht.

Werner. O ja, so Einer bin ich! Wozu braucht' ich's denn? — Wo man einen Wachtmeister nöthig hat, giebt man ihm auch zu leben.

v. Tellheim. Du brauchst es, mehr als Wachtmeister zu werden; dich auf einer Bahn weiter zu bringen, auf der ohne Geld auch der Würdigste zurück bleiben kann.

Werner. Mehr als Wachtmeister zu werden? daran denke ich nicht. Ich bin ein guter Wachtmeister, und dürfte leicht ein schlechter Rittmeister und sicherlich noch ein schlechterer General werden. Die Erfahrung hat man.

v. Tellheim. Mache nicht, daß ich etwas Unrechtes von dir denken muß, Werner! Ich habe es nicht gern gehört, was mir Just gesagt hat. Du hast Dein Gut verkauft und willst wieder herum schwärmen.

Laß mich nicht von dir glauben, daß du nicht so wohl das Metier, als die wilde, liederliche Lebensart liebst, die unglücklicher Weise damit verbunden ist. Man muß Soldat sein für sein Land, oder aus Liebe zu der Sache, für die gefochten wird. Ohne Absicht heute hier, morgen da dienen, heißt wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts.

Werner. Nun ja doch, Herr Major; ich will Ihnen folgen. Sie wissen besser, was sich gehört. Ich will bei Ihnen bleiben. — Aber, lieber Major, nehmen Sie doch auch derweile mein Geld. Heut oder morgen muß Ihre Sache aus sein. Sie müssen Geld die Menge bekommen. Sie sollen mir es sodann mit Interessen wieder geben. Ich thu' es ja nur der Interessen wegen.

v. Tellheim. Schweig davon!

Werner. Bei meiner armen Seele, ich thu' es nur der Interessen wegen! — Wenn ich manchmal dachte: wie wird es mit dir auf's Alter werden? wenn du zu Schanden gehauen bist? wenn du nichts haben wirst? wenn du wirst betteln gehen müssen? So dachte ich wieder: Nein, du wirst nicht betteln gehen; du wirst zum Major Tellheim gehen; der wird seinen letzten Pfennig mit dir theilen; der wird dich zu Tode füttern; bei dem wirst du als ein ehrlicher Kerl sterben können.

v. Tellheim (indem er Werner's Hand ergreift). Und, Kamerad, das denkst du nicht noch?

Werner. Nein, das denk' ich nicht mehr. — Wer von mir nichts annehmen will, wenn er's bedarf und ich's habe, der will mir auch nichts geben, wenn er's hat und ich's bedarf. — Schon gut! (Will gehen.)

v. Tellheim. Mensch, mache mich nicht rasend! Wo willst du hin? (Hält ihn zurück.) Wenn ich dich nun auf meine Ehre versichere, daß ich noch Geld habe; wenn ich dir auf meine Ehre verspreche, daß ich dir es sagen will, wenn ich keines mehr habe; daß du der erste und einzige sein sollst, bei dem ich mir etwas borgen will: — bist du dann zufrieden?

Werner. Muß ich nicht? — Geben Sie mir die Hand darauf, Herr Major.

v. Tellheim. Da, Paul! — Und nun genug davon. Ich kam hieher, um ein gewisses Mädchen zu sprechen.

Franziska, welche mit ihrem leicht beweglichen Frohsinn, ihrem gemüthlichen Muthwillen das Ganze be-

seelt, scheint Werner zu gefallen. Einen prächtigen Gegensatz zu dem hochherzigen, edeln Tellheim, bildet der französische Glücksritter Riccaut. — Vortrefflich ist die Scene, in welcher Tellheim sich gegen Minna mit Bitterkeit über die ihm widerfahrenen Kränkungen ausspricht, weshalb er nicht der Ihrige werden kann, die Mittheilung derselben würde jedoch hier zu viel Raum einnehmen. — Da giebt ihm Minna seinen Ring zurück, spiegelt ein eignes schweres Unglück vor, weshalb sie auch nie die Seinige werden könne und verläßt ihn mit dem Worte: Verräther. Nachdem nun Tellheim von Franziska hört, Minna sei vom Oheim, dem Grafen Bruchsal, enterbt und entflohen, ändert sich sein Sinn. Er kehrt zu Minna zurück. Diese will jedoch seine Großmuth nicht annehmen, und ihren Ring, welcher aber der seinige ist, eben den, welchen sie von dem Wirth eingelös't hatte, sich nicht anstecken lassen.

Fünfter Aufzug.

Vierter Auftritt.

v. Tellheim (ihr nachrufend) Melde mich ihr! — Sprich für mich, Franziska! — Ich folge dir sogleich! — Was werde ich ihr sagen? — Wo das Herz reden

darf, braucht es keiner Vorbereitung. — Das einzige möchte eine studirte Wendung bedürfen: ihre Zurückhaltung, ihre Bedenklichkeit, sich als unglücklich in meine Arme zu werfen; ihre Beflissenheit, mir ein Glück vorzuspiegeln, das sie durch mich verloren hat. Dieses Mißtrauen in meine Ehre, in ihren eigenen Werth vor ihr selbst zu entschuldigen, vor ihr selbst. — Vor mir ist es schon entschuldigt! — Ha! hier kommt sie. —

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franziska. v. Tellheim.

Das Fräulein (im Heraustreten, als ob sie den Major nicht gewahr würde). Der Wagen ist doch vor der Thüre, Franziska? — Meinen Fächer! —

v. Tellheim (auf sie zu). Wohin, mein Fräulein?

Das Fräulein (mit einer affectionirten Kälte). Aus, Herr Major. — Ich errathe, warum Sie sich nochmals her bemüht haben: mir auch meinen Ring wieder zurück zu geben. — Wohl, Herr Major; haben Sie nur die Güte, ihn der Franziska einzuhändigen. —

Franziska, nimm dem Herrn Major den Ring ab! — Ich habe keine Zeit zu verlieren. (Will fort.)

v. Tellheim (der ihr vortritt). Mein Fräulein! — Ah, was habe ich erfahren, mein Fräulein! Ich war so vieler Liebe nicht werth.

Das Fräulein. So, Franziska? Du hast dem Herrn Major —

Franziska. Alles entdeckt.

v. Tellheim. Zürnen Sie nicht auf mich, mein Fräulein. Ich bin kein Verräther. Sie haben um mich in den Augen der Welt viel verloren, aber nicht in meinen. In meinen Augen haben Sie unendlich durch diesen Verlust gewonnen. Er war Ihnen noch zu neu; Sie fürchteten, er möchte einen allzu nachtheiligen Eindruck auf mich machen; Sie wollten mir ihn für's erste verbergen. Ich beschwere mich nicht über dieses Mißtrauen. Es entsprang aus dem Verlangen, mich zu erhalten. Dieses Verlangen ist mein Stolz! Sie fanden mich selbst unglücklich, und Sie wollten Unglück nicht mit Unglück häufen. Sie konnten nicht vermuthen, wie sehr mich Ihr Unglück über das meinige hinaussetzen würde.

Das Fräulein. Alles recht gut, Herr Major! Aber es ist nun einmal geschehen. Ich habe Sie Ihrer

Verbindlichkeit entlassen; Sie haben durch Zurücknehmung des Ringes —

v. Tellheim. In nichts gewilligt! — Vielmehr halte ich mich jetzt für gebundener, als jemals. — Sie sind die Meinige, Minna, auf ewig die Meinige. (Zieht den Ring heraus.) Hier, empfangen Sie es zum zweitenmale, das Unterpfand meiner Treue —

Das Fräulein. Ich diesen Ring wieder nehmen? diesen Ring?

v. Tellheim. Ja, liebste Minna, ja!

Das Fräulein. Was muthen Sie mir zu? diesen Ring?

v. Tellheim. Diesen Ring nahmen Sie das erstemal aus meiner Hand, als unser beider Umstände einander gleich und glücklich waren. Sie sind nicht mehr glücklich, aber wiederum einander gleich. Gleichheit ist immer das festeste Band der Liebe. — Erlauben Sie, liebste Minna! — (Ergreift ihre Hand, um ihr den Ring anzustecken.)

Das Fräulein. Wie? mit Gewalt, Herr Major? — Nein, da ist keine Gewalt in der Welt, die mich zwingen soll, diesen Ring wieder anzunehmen! — — Meinen Sie etwa, daß es mir an einem Ringe fehlt? — O, Sie sehen ja wohl (auf ihren Ring zeigend),

daß ich hier noch einen habe, der Ihrem nicht das Geringste nachgiebt? —

Franziska. Wenn er es noch nicht merkt! —

v. Tellheim (indem er die Hand des Fräuleins fahren läßt). Was ist das? — Ich sehe das Fräulein von Barnhelm, aber ich höre es nicht. — Sie zieren sich, mein Fräulein. — Vergeben Sie, daß ich Ihnen dieses Wort nachbrauche.

Das Fräulein (in ihrem wahren Ton). Hat Sie dieses Wort beleidigt, Herr Major?

v. Tellheim. Es hat mir weh gethan.

Das Fräulein (gerührt). Das sollte es nicht, Tellheim. — Verzeihen Sie mir, Tellheim.

v. Tellheim. Ha, dieser vertrauliche Ton sagt mir, daß Sie wieder zu sich kommen, mein Fräulein; daß Sie mich noch lieben, Minna. —

Franziska (herausplatzend). Bald wäre der Spaß auch zu weit gegangen —

Das Fräulein (gebieterisch). Ohne dich in unser Spiel zu mengen, Franziska, wenn ich bitten darf! —

Franziska (bei Seite und betroffen). Noch nicht genug?

Das Fräulein. Ja, mein Herr, es wäre weibliche Eitelkeit, mich kalt und höhnisch zu stellen. Weg

damit! Sie verdienen es, mich eben so wahrhaft zu finden, als Sie selbst sind. — Ich liebe Sie noch, Tellheim, ich liebe Sie noch; aber dem ungeachtet —

v. Tellheim. Nicht weiter, liebste Minna, nicht weiter! (Ergreift ihre Hand nochmals, ihr den Ring anzustecken.)

Das Fräulein (die ihre Hand zurückzieht). Dem ungeachtet, — um so viel mehr werde ich dieses nimmermehr geschehen lassen; nimmermehr! — Wo denken Sie hin, Herr Major? — Ich meinte, Sie hätten an Ihrem eigenen Unglücke genug. — Sie müssen hier bleiben; Sie müssen sich die allervollständigste Genugthuung — ertrotzen. Ich weiß in der Geschwindigkeit kein ander Wort. — Ertrotzen, — und sollte Sie auch das äußerste Elend vor den Augen Ihrer Verleumder darüber verzehren!

v. Tellheim. So dacht' ich, so sprach ich, als ich nicht wußte, was ich dachte und sprach. Aergerniß und verbissene Wuth hatten meine ganze Seele umnebelt; die Liebe selbst, in dem vollsten Glanze des Glückes, konnte sich darin nicht Tag schaffen. Aber sie sendet ihre Tochter, das Mitleid, die, mit dem finstern Schmerze vertrauter, die Nebel zerstreut und alle Zugänge meiner Seele den Eindrücken der Zärtlichkeit wiederum öffnet. Der Trieb der Selbst-

erhaltung erwacht, da ich etwas Kostbareres zu erhalten habe, als mich, und es durch mich zu erhalten habe. Lassen Sie sich, mein Fräulein, das Wort Mitleid nicht beleidigen. Von der unschuldigen Ursache unseres Unglücks können wir es ohne Erniedrigung hören. Ich bin diese Ursache: durch mich, Minna, verlieren Sie Freunde und Anverwandte, Vermögen und Vaterland. Durch mich, in mir müssen Sie alles dieses wiederfinden, oder ich habe das Verderben der Liebenswürdigsten Ihres Geschlechts auf meiner Seele. Lassen Sie mich keine Zukunft denken, wo ich mich selbst hassen müßte. — Nein, nichts soll mich hier länger halten. Von diesem Augenblicke an will ich dem Unrechte, das mir hier widerfährt, nichts als Verachtung entgegensetzen. Ist dieses Land die Welt? Geht hier allein die Sonne auf? Wo darf ich nicht hinkommen? Welche Dienste wird man mir verweigern? Und müßte ich sie unter dem entferntesten Himmel suchen: folgen Sie mir nur getrost, liebste Minna; es soll uns an nichts fehlen. — Ich habe einen Freund, der mich gern unterstützt. —

Da kömmt ein Feldjäger und bringt Tellheim ein königliches Handschreiben, worin er vollständig gerecht-

fertigt und ihm von neuem der Diensteintritt angeboten wird. Nun ist ein großmüthiger Wetteifer, der verderblich zu werden droht, da wird die Ringangelegenheit aufgeklärt, der Graf Bruchsal kömmt, es entwirrt sich Alles. — Tellheim beruhigt noch den Wachtmeister Werner, welchen er in seiner Heftigkeit mit dem Gelde von sich gewiesen hatte. Werner und das Frauenzimmerchen Franziska verständigen sich.

Funfzehnter Auftritt.

Werner. Franziska.

Franziska (vor sich). Ja gewiß, es ist ein gar zu guter Mann! — So einer kommt mir nicht wieder vor. — Es muß heraus! (Schüchtern und verschämt sich Wernern nähernd.) Herr Wachtmeister —

Werner (der sich die Augen wischt). Nu?

Franziska. Herr Wachtmeister!

Werner. Was will Sie denn, Frauenzimmerchen?

Franziska. Seh' Er mich einmal an, Herr Wachtmeister. —

Werner. Ich kann noch nicht; ich weiß nicht, was mir in die Augen gekommen.

Franziska. So seh' Er mich doch an!

Werner. Ich fürchte, ich habe Sie schon zu viel angesehen, Frauenzimmerchen! — Nun, da seh' ich Sie ja! Was giebt's denn?

Franziska. Herr Wachtmeister, — — braucht Er keine Frau Wachtmeisterin?

Werner. Ist das Ihr Ernst, Frauenzimmerchen?

Franziska. Mein völliger.

Werner. Zöge Sie wohl auch mit nach Persien?

Franziska. Wohin Er will!

Werner. Gewiß? — Holla! Herr Major! nicht groß gethan! Nun habe ich wenigstens ein eben so gutes Mädchen, und einen eben so redlichen Freund, als Sie! — Geb' Sie mir Ihre Hand, Frauenzimmerchen! Topp! — Ueber zehn Jahr ist Sie Frau Generalin oder Wittwe!

Siebenter Abschnitt.

Lessing in Hamburg. 1767—1770. — Dramaturgie (1768). — Antiquarische Briefe (1768). — Wie die Alten den Tod gebildet (1769).

Mit Minna von Barnhelm hatte Lessing Preußen und Berlin auf immer Lebewohl gesagt; es war ihm erwünscht, eine Einladung nach Hamburg zu erhalten, wo man den großen Gedanken einer Nationalbühne verwirklichen wollte, und er durch seine Einsicht, seinen leitenden Rath und belehrendes Urtheil die dramatische und theatralische Kunst Deutschlands fördern sollte. Es wurden ihm vortheilhafte Bedingungen gemacht und er ging den Contract ein. Die Hamburger Bühne hatte damals die vorzüglichsten Schauspieler, z. B. Ackermann, welcher sich durch sein

Talent sowohl, als durch seinen Eifer, die Bühne zu heben und zu vervollkommnen, in der Geschichte der dramatischen Kunst auszeichnete; seine Gattin war durch ihr durchdachtes, und den feinsten Tact für das Schickliche und eine veredelte Natur zeigendes Spiel der hochgeachtete Liebling des Publikums. Mit Ackermann wetteiferte Eckhoff, der im Tragischen, wie im Komischen gleich starker Meister der Deklamation und Action war. Doch gab es auch viele mittelmäßige Schauspieler und Schauspielerinnen, deren gekränkte Eitelkeit, wie wir später sehen werden, Lessing vielen Aerger machte. Nach der Vollziehung des Contractes war er noch einmal auf eine kurze Zeit wieder nach Berlin gegangen und fand bei seiner Rückkehr nach Hamburg zu seinem Verdruß die Gesinnungen mancher der früher für die Theaterunternehmung Begeisterten verändert, — was für das glückliche Gedeihen desselben von den nachtheiligsten Folgen sein mußte. Es ging Lessing mit diesem Bühnenengagement, wie mit dem ehelichen des gemeinen Lebens. Selten taugt es, wenn eine solche Verbindlichkeit allzu lange vor ihrer Vollziehung abgeschlossen wird. Mit der Zeit ändern sich so manche Verhältnisse, der Enthusiasmus stirbt noch vor der wirklichen Verbindung und das kalte Motiv der Pflicht vermag sich nun nicht einmal durch die Erinnerung an die ersten Flittermonate zu erwär-

men. — Es wurde über das Wie? der neuen Einrichtung so viel hin und her geredet, — daß, als Lessing nun wirklich Hand an die Veredelung der Bühne legte, die geizigen und gewinnsüchtigen, oder von schönen, gefälligen Actricen gewonnenen Theateractionäre eine Partei gegen ihn bildeten, welche das Ganze über den Haufen werfen mußte. Lessing scheiterte an dem Kaufmannsgeiste. Als er nun, wie er dies klar fühlte, auch klar darthat, daß ein Volk nur dann ein Nationaltheater haben könne, wenn die Bühnenstücke nicht blos Leben, sondern das Leben des jedesmaligen Volkes darstellten, nachweist, wie jedes gesittete Volk *seine* Bühne, die *sein* Leben abbildete, gehabt hätte, — die französischen Stücke, welche seither über die deutschen Bühnen gegangen seien, nur fremde Sitten darstellten, die nicht einmal natürlich seien, weil er von der Bühne forderte, daß sie innerhalb der allgemeinen *menschlichen Natur* auch die besondere *Volksnatur* darstellen solle, — so war dies Alles den Hamburger Kaufleuten zu wunderlich und zu hoch; sie konnten es nicht begreifen, feindeten ihn an, hinderten ihn in seinem Werke; es ging ihnen Alles zu langsam, — sie wunderten sich, daß ein Nationaltheater nicht in den ersten acht Tagen fix und fertig war, — und Lessing verzichtete doch selbst auf die Möglichkeit eines solchen. Er äußert selbst (Drama-

turgie 17. Aug. 1768): „Die Schranken sind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber schon bei dem Ziele sehn, bei einem Ziele, daß ihnen alle Augenblicke immer weiter und weiter hinausgesteckt wird? Wenn das Publikum fragt, was ist denn nun eigentlich geschehn? und mit einem höhnischen: Nichts! sich selbst antwortet, so frage ich wiederum: und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geschehen könne? Auch nichts; ja noch etwas schlimmeres, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht fördert, es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eignen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen, alles was uns von jenseit dem Rheine kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verläugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden, — als daß wir im geringsten an der Superiorität zweifeln sollten, welches dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen

pflegt, in allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat.“ — Um nur die letzten Worte in das Auge zu fassen, — ist es heute viel anders?

In dem Contracte hatte Lessing sich verbindlich gemacht, durch seine Kritik jeden Schritt zu begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters als des Schauspielers, in Hamburg thun würde. —

So entstand seine „Dramaturgie“, die aus einer Theaterzeitung ein für Dichter und Schauspieler klassisches und für alle Zeiten geltendes Lehrbuch geworden ist. Sie enthält die vielseitigsten Untersuchungen, Prüfungen, Berichtigungen und Widerlegungen. Siegreich, und es bleibt zweifelhaft ob mit mehr Gelehrsamkeit oder mit überlegenerm Scharfsinn und Witz, werden herkömmliche Vorurtheile bekämpft, am nachdrücklichsten und erfolgreichsten die unziemliche Herrschaft des französischen Geschmackes auf der deutschen Bühne; Voltaire und Corneille werden mit beißender Lauge gewaschen; diese tragischen Götzen der französischen Bühne büßten sehr viel von ihrer Oberherrlichkeit ein, — der Pathos der Franzosen, ihr Versgeklingel wurden lächerlich gemacht. Lessing beweist, daß die Franzosen in Wahrheit gar kein tragisches Theater hätten, daß die Coryphäen der französischen Tragödie nichts seien, als Nachgaukler der griechischen

Tragiker, die von dem Baum der Erkenntniß, welchen Aristoteles durch seine Poetik in den Garten der tragischen Göttinnen gepflanzt, nur die Blätter, nicht die Früchte gepflückt hätten. Er weist ihnen eine Menge Versündigungen gegen Natur und Wahrheit nach, und die so oft gegen alle Erfahrung und Menschenkenntniß streitende Darstellung der Leidenschaften. — Und wie gab ihm jedes Urtheil über einzelne Schauspiele und Schauspieler immer wieder Veranlassung, sich über die Quellen der Schauspielkunst, über das Wesen der Tragödie und der Komödie von den Zeiten der Griechen herab bis zu uns zu verbreiten. — Einer Anekdote, die Dramaturgie betreffend, erwähnt Lessing's Bruder. Ein junger Mensch, welchem die scharfen Beurtheilungen der Voltaire'schen Tragödien große Freude machten, vielleicht auch, weil er von der früheren Ungezogenheit des damaligen Großkophta in der französischen Literatur gegen Lessing gehört hatte, hatte die Bosheit, demselben die „Dramaturgie" mit einem im miserablen Deutsch-Französisch geschriebenen Briefe zuzusenden und ihn um die Mittheilung seiner Ansichten über das Werk zu bitten. Voltaire antwortete auch wirklich, aber: „Ich bin zu alt, noch Deutsch zu lernen, um meinen Gegner zu verstehen. Sie melden mir, daß Herrn Lessing's Blätter gut geschrieben sind. In der That, wenn er so gut Deutsch schreibt,

wie Sie Französisch, so müssen sie ganz vortrefflich sein."

Ein großes Verdienst erwarb sich Lessing dadurch an Deutschland, daß er es auf die Größe, auf das Genie Shakspeare's aufmerksam machte, diesen genialsten Dichter der neuen Welt, den Rafael und zugleich den Michel Angelo und Titian der Poesie. Lessing fühlte sich zu ihm hingezogen, mit ihm verwandt, denn Shakspeare ist der Dichter der Menschennatur in ihrem Innersten und Tiefsten, wie sie zu jeder Zeit ist; kaum Jemandem steht die Ausdrucksweise so zu Gebote, als ihm; was er innerlich gefühlt, geschaut hat, das weiß er vollkommen auszudrücken, das innere Bild und das äußere Wort entsprechen einander bei ihm auf das vollkommenste. Seine Sprache ist durchaus edel und markig. Er ist vorzugsweise der Dichter der Geschichte, er steht weit höher als die dramatischen Dichter der Griechen in dieser Beziehung, das Wesen seiner Dramen ist das Leben der Geschichte, die Dramen der Griechen, z. B. des Sophokles, hatten nur die That dargestellt. So groß hatte Niemand die Geschichte aufgefaßt, — und wie liebte er die Unabhängigkeit und die Freiheit seines Englands, und wie kräftig wirkte er auf Ausbildung und Festhaltung des tüchtigen, kräftigen Mannessinnes der Engländer ein! Friedrich II., Napoleon und Voltaire,

der absolute Philosoph, der allein an sich glaubte, konnten sich mit dem ungeheuerlichen Shakespeare gar nicht befreunden, weil er so ungebunden frei, wie ein wahrer Mann dahergeht. Wie liebt ihn dagegen Lessing, dieser erste freie Deutsche in der neuern unfreien Zeit; wie hoch stellt er diesen Dichterriesen, der wie Wenige zu den Quellen einer solchen dramatischen Poesie hinweist, die ein Nationaltheater als Volkseigenthum begründen soll zu der Sage und Geschichte, besonders des eignen Volkes. — Mag hier ein schönes Wort aus seiner Dramaturgie (73. Stück, 12. Januar 1768) wiederholt werden, um den Beweis zu geben, was Lessing über Shakespeare dachte. Weiße hatte einen „Richard der Dritte" auf die Bühne gebracht, aber er erinnerte sich nicht eher, daß auch der britische Dichter diesen Stoff behandelt habe, als bis sein Werk fertig war, und sagte darum: „Sollte ich also bei der Vergleichung schon viel verlieren, so wird man doch wenigstens finden, daß ich kein Plagium begangen habe; — aber vielleicht wäre es ein Verdienst gewesen, an dem Shakespeare ein Plagium zu begehen." Darauf bemerkt Lessing: „Vorausgesetzt, daß man eins an ihm begehen kann. Aber was man von dem Homer gesagt hat, es lasse sich eher dem Hercules seine Keule, als ihm einen Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch von Shakespeare sagen. Auf die ge-

ringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeare! Und wehe der fremden Schönheit, welche das Herz hat, sich neben ihn zu stellen! — Shakespeare will studirt, nicht geplündert sein. Haben wir Genie, so muß uns Shakespeare das sein, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist; er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf eine Fläche projectirt; aber er borge nichts daraus! — ... Ich wüßte auch wirklich in dem ganzen Stücke des Shakespeare keine einzige Scene, nicht einmal eine Tirade, die Herr Weiß hätte brauchen können, ... denn Shakespeare's „Richard der Dritte" verhält sich zu seiner, im französischen Geschmack geschriebenen Tragödie, wie ein weitläufiges Frescogemälde gegen ein Miniaturbild für einen Ring. Was kann man zu diesem aus jenem nehmen, als etwa ein Gesicht, eine einzelne Figur, höchstens eine kleine Gruppe, die man sodann als ein eigenes Ganze ausführen muß? Eben so würden aus einzelnen Gedanken beim Shakespeare ganze Scenen, und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Aermel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nützen will, so muß man ihm nicht wieder einen Aermel, sondern einen ganzen Rock machen....

Dabei erklärte sich Lessing selbst, einem solchen

Dichterfürsten gegenüber, mit seltener Bescheidenheit für gar keinen, auch für keinen dramatischen Dichter, nur Kritik sei sein eigentliches Fach. „Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter", urtheilt er in seiner Dramaturgie über sich selbst. „Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht Jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren erträglich ist, davon bin ich mir selbst bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken,

und ich schmeichle mir, etwas von ihr erhalten zu haben, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann. Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hilfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es Einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, so kostet es auch so viel Zeit, ich muß von anderen Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, Niemand in der Welt ungeschickter sein kann, wie ich." — Das ist freilich ein strenges Urtheil über sich selbst, allein es ist in Augenblicken des Unmuths niedergeschrieben, wo er seine Hoffnungen zertrümmert sah und von seinem Volke wie von sich selbst geringer dachte, und seine Emilia Galotti und sein Nathan noch nicht geschrieben waren. Den Ehrenplatz, den ihm die Nation unter ihren dramatischen Dichtern, so wie überhaupt in der Literatur zuerkennt — denn wir haben keinen zweiten

Lessing in unserer Literatur — und für alle Zeiten zuerkennen wird, hätte er nicht erlangt, wäre nicht mit dieser Kritik, der er Alles zu verdanken vorgiebt, auch eine ungewöhnliche produktive Kraft vereint gewesen. —

Wahr ist es, wenig Schriftsteller waren so zum Kritiker gemacht wie er, — wir haben schon früher einmal angedeutet, daß neben seinen polemischen auch seinen kritischen Schriften die erste Stelle einzuräumen ist. Er war es, der zu einer Zeit, wo deutsche Kunst und Wissenschaft in die entschiedenste Plattheit versunken waren, mit gewaltiger Kraft und schneidender Schärfe des Geistes das Nichtige in seiner Nichtigkeit darstellte, der Erste unter den Deutschen, der den universellen Geist der Forschung und Kritik zeigte, welcher in Wissenschaft und Kunst die Eigenthümlichkeit unsres Volkes macht. Er war durch und durch ein Mann, er war durchaus kraftvoll, wahr und klar, Kraft aber war es gerade, was in Deutschland fehlte, und zum Theil noch fehlt, er wies deshalb mit allem Nachdruck auf Shakespeare hin, den kraftvollsten Dichter, den es je gegeben hat. Er sagte ohne Umstände die Wahrheit mit der scharfen Spitze des Worts, um seiner verdorbenen Zeit zur Ader zu lassen und die hochgestellte Thorheit in den Staub darniederzutreten, und widmete sich, wie Luther, offen und ehrlich mit der

größten Uneigennützigkeit jener großen Angelegenheit der Menschen, die Fesseln des unerträglichen Joches der Geister zu zerbrechen. Solche Fesseln lagen aber viele auf dem deutschen Volke. Dieses Volk, eingekeilt in's Binnenland, vom Welthandel ausgeschlossen, einem dumpfen vielsitzenden Leben hingegeben, allzu behendem Nachtreten der Fremden, fast entdeutscht, gedrückt von seinen vielen großen und kleinen Tyrannen, hatte etwas so Träumerisches, Verschworenes, Charakterloses, Verflachtes angenommen, wie es sich deutlich abspiegelt in den poetischen Geistesprodukten, den Gedichten und Romanen vor und zur Zeit Lessings. — Was daraus geworden wäre, wenn Lessing mit seinem Scharfblick, seinem Freimuth und seiner Belesenheit in Geschichte und Literatur, und bei seinem Streben, das Volk aus den Fesseln der Knechtschaft zu erlösen, der Kritik andere Felder erobert und z. B. den Staat, seine Verfassung und Fortschritte kritisch beleuchtet hätte, läßt sich nicht absehen. Ein Glück für die bevorrechteten Stände, daß Lessing nur auf der Bühne mit ihnen sich etwas zu schaffen machte, wie er z. B. in der Emilie Galotti Sachen des weltlichen Regiments zur Sprache brachten, die den Despoten und Tyrannen zu Leibe rückte. — Göthe sagt von ihm: „Ein Mann wie Lessing thät uns noth, — denn wo ist ein solcher Cha-

rakter." — Und wie viel verdankt ihm die deutsche Sprache. Man kann ihn mit Luther vergleichen. Luther ist Schöpfer der neuhochdeutschen, Lessing ist Erzeuger der modernen deutschen Prosa geworden. Seine Darstellung bleibt ein Muster, so lang es deutsche Sprache giebt. Man gestatte hier eine Einschaltung. Ludwig Börne ist einer der herrlichsten Schüler Lessing's. Er steht, was Ueberlegenheit und Adel der Gesinnung, Kraft und Energie im Gegensatz gegen die Schlaffheit der Zeit, klaren markigen Stil betrifft, wesentlich auf Lessing, nur ist er in seiner aristophanischen tollen Laune, die aber doch immer einen tiefernsten Hintergrund hat, allerdings um ein Beträchtliches extravaganter, als dieser. — Börne hatte den Lessing studirt und wieder studirt und viel andere Schriftsteller studirt, und doch kann er fragen: „Was heißt Stil?" und antwortet selbst: „Ich weiß es nicht, und wünsche sehr darüber belehrt zu werden." Als ob er nicht gewußt hätte, daß der Mensch der Stil selbst ist, sein eigenstes Wesen, seine ganze ihm gehörende Seele, welche sich in Folge und Stellung der Worte ausdrückt. Lessing's Stil ist er selbst. Seine Grundlage ist die natürliche Sprache des wirklichen Lebens. Was irgend Affectation oder Pedantismus genannt werden kann, ist ihm völlig fremd. Aber kein Stil kann auch weiter entfernt sein von matter Schön-

geisterei und oberflächlicher Geschwätzigkeit. Tief, aber nicht nach angenommenen Schulbegriffen, in den Gegenstand einer Untersuchung einzudringen, jeden Begriff so klar und so bestimmt als möglich dem gesunden Verstande zu vergegenwärtigen, mit strenger Consequenz ein geprüftes Urtheil an ein anderes zu knüpfen, aber auch dem Witze die Freiheit zu gönnen, einen Gedanken, während er immer klarer und überzeugender hervortritt, fast muthwillig, wie einen Federball hin- und herzuwerfen und den Leser, der Belehrung sucht, so zu unterhalten, daß er wie im Spiele zu dem Resultat geleitet wird, — das war das Ziel, nach welchem Lessing, wenn er eine Abhandlung schrieb, nicht sowohl geflissentlich, als aus unwillkürlicher Neigung strebte, weil es der Natur seines Geistes gemäß war, so und nicht anders seine eigenen Gedanken zu verdeutlichen. Ob dieser Stil auch zuweilen Schattenseiten hatte? Lessing sagt im Anti-Götze (ZWEITER 1778) selbst darüber, nachdem ihn der Hauptpastor getadelt hatte: „Vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpastor, eine Schwachheit (nämlich den Gebrauch der Wortspiele, Metaphern u. s. w.), die mir zur andern Natur geworden ist. Jeder Mensch hat seinen eignen Stil, so wie seine eigene Nase, und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum Besten zu haben, wenn sie auch

noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, wenn ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe. — Es kommt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch nicht behaupten, daß unter verblümten bilderreichen Worten nothwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß! — Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuzuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile desselben zuschreiben! — Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnte. Wahrheit allein giebt ächten Glanz. — Ich gebe meinen Stil aller Welt preis, und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Fehler sehr wohl, — der ihn vor so manchen andern Stilen auszeichnen soll; — das ist aber nicht sein Fehler, es ist seine Erbsünde. Nämlich er verweilt sich bei Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen, und malt

gar zu gern mitunter eine Allegorie aus, wodurch er sich nicht selten in allzu entfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Diesen Fehler mögen meine dramatischen Arbeiten mit verstärkt haben. . . Aber das ist mein Stil und nicht meine Logik u. s. w.“

Aber nicht blos durch seinen Stil allein verdankt ihm die Ausbildung unserer Muttersprache viel, — er suchte auch ihre geschichtlichen Denkmäler dem Volke zugänglich zu machen, wie wir später dies darstellen werden.

Die „Dramaturgie“ sollte, wie Lessing sich verpflichtet hatte, nicht blos die Dichter und deren Werke, sondern auch die Schauspieler beurtheilen. Aber die Kritik dieser, so schonend, mild und sanft sie auch war, mußte Lessing bald aufgeben, weil er verzweifelte, an ihnen etwas bessern zu können. Wie in unserer Zeit, hielten sich namentlich die hübschen Actricen für ein noli me tangere (natürlich nur der Kritik gegenüber), aber auch der größte Theil der übrigen Schauspieler glaubte die Ohren nur empfangen zu haben, um Lobhudeleien zu hören. Alle hielten sich, wie die Erfahrung in unseren Tagen dies auch wohl nicht selten zeigt, für die Hauptpersonen in der Stadt und im Staate, und ihre Thaten auf den Brettern für die höchsten Actionen im Staate, und waren in ihren Lobesprätensionen äußerst empfindlich,

so daß Lessing manchen Aerger hatte. Endlich ließ er ihre Beurtheilung aus seiner „Dramaturgie" hinwegfallen, er überließ sie ihrer Unverbesserlichkeit und ihrem eignen Gefallen, statt künstlerisch in Geberdung, Mienenspiel, Gesticulation und Deklamation sein zu wollen, wozu Lessing die trefflichste Anleitung gab, nur Komödianten, Spieler zur Schau zu sein. —

Lessing sah bald ein, daß die Theaterunternehmung in Hamburg nicht von langer Dauer sein werde, und um seinen Aufenthalt hier nicht von dieser abhängig zu machen, trat er mit dem spätern weimarischen Legationsrath Bode in ein Buchhändlergeschäft. Bode hatte nämlich zu Hamburg einen Buchhandel und eine Buchdruckerei etablirt und wünschte einen Compagnon neben sich zu sehen, der eignes Interesse am Geschäfte und an dem von ihm projectirten Plane fände und durch seinen Einfluß und Betrieb dem Unternehmen förderlich wäre. Gewinn und Verlust sollte zu gleichen Theilen getragen werden. Der Plan war aber dieser: die von ihnen verlegten Bücher nicht selbst auf den Messen zu verkaufen, sondern sie noch vor jeder Messe nach den bescheinigten Preisen mit zwanzig Procent Vortheil an einen Buchhändler zu verhandeln, der über die Summe seine Wechsel, auf billige Zahlungstermine gerichtet, geben sollte. Auch wollten sie nichts, als nur die Werke der anerkannt besten deutschen Schrift-

steller in einem Journale, wovon jede Messe zwei oder mehr Bände erscheinen sollten, drucken lassen. — Das Unternehmen fand Beifall. Gerstenberg's Ugolino, „das Werk von sehr großen und außerordentlichen Schönheiten", nach Lessing's Urtheil, Klopstock's Herrmann und Oden, ein Lustspiel von Zachariä waren die ersten von den Verfassern eingesendeten Werke. Als nun zu gleicher Zeit das Gerücht sich verbreitete, wie Kaiser Joseph II. eine, aus den berühmtesten Gelehrten Deutschlands zusammengesetzte Akademie in Wien zu gründen gedenke, da glaubten Lessing und Bode durch die Herausgabe des Klopstockschen Herrmanns und eine Dedication desselben an Joseph II. solchem großen Vorhaben den Weg zu bahnen. — Die Akademie wurde aber nicht gegründet, und die buchhändlerische Speculation mißglückte. So wünschenswerth es für die Förderung der Wissenschaften sein würde, wenn wissenschaftlich gebildete Männer häufiger die Unternehmer solcher Speculationen wären, so wird doch wohl nur selten bei einem und demselben Manne die erforderliche Gelehrsamkeit mit der eben so nöthigen kaufmännischen Klugheit und Vorsicht verbunden werden. Von beiden hatte Lessing aber Nichts, der doch viele, sonst nicht leicht zusammenbestehende Eigenschaften in sich vereinigte. Buchhandel, Buchdruckerei und die zuerst hier verlegte

„Dramaturgie", erreichte in einem und demselben Jahre ihr Ende (1769), und das Druckereizeichen, eine Maiblume, mit dem Motto: Ex utili gloria, — wird jetzt nur noch als Rarität in einigen aus jener Buchdruckerei hervorgegangenen Büchern gesehen. —

Seine kritische Richtung außerhalb seiner Sphäre als Dramaturg anzuwenden, erhielt Lessing damals auch Gelegenheit. Der Hallesche Professor Klotz († 1771), ein guter lateinischer Stilist, sonst Repräsentant jeder Mittelmäßigkeit, aber aufgeblasen und eitel, vorzüglich seit der von ihm eingenommene Friedrich II., um ihn abzuhalten, einen Ruf nach Warschau anzunehmen, an den Curator der Universität geschrieben hatte: „Man muß den Klotz flattiren, auch soll er Geheimderath werden," — überdieß von bösem Charakter, und um berühmt zu werden, auch die schlechtesten Mittel nicht verschmähend, denn wie ohne Gründlichkeit und Tiefe, so war er auch ohne sittliche Haltung, — machte schon seit längerer Zeit durch Streitigkeiten mit den gelehrtesten Männern seinen Namen auf unrühmliche Weise in Deutschland bekannt. Seine zahlreichen Schüler, die sogenannten Klotzianer, machten es wie ihr Meister, fuhren hoch daher, hofmeisterten, prunkten mit aus ihren Schulheften zusammengebettelter Weisheit, und befehdeten, was sie entweder nur halb, oder gar nicht verstanden. —

Klotz hielt sich u. A. auch für einen großen Kunstkenner, und erlaubte sich Lessing's Laokoon zu tadeln, wollte diesem Alterthumskenner, dessen gründliche und belehrende Forschungen selbst ein Winckelmann gebührend anerkannt hatte, Vorlesungen halten, und obendrein zurechtweisen. Das beschleunigte des Aufgeblasenen Fall; Lessing wurde der Rächer Vieler, welche dieser Intriguant in der Literatur durch seine „Recensionen“, in welche gewöhnlich die „diffamirendsten Persönlichkeiten“ eingeflochten waren, mit „Koth bewarf“. — „Lesen Sie,“ sagt Lessing in einer Charakteristik Klotz's, „wie er dem Dr. Conradi mitgespielt, und erstaunen Sie! Aber erstaunen Sie nicht sowohl über die Frechheit, als daß ihm die Frechheit ungenossen ausgegangen. Um seinen Lesern begreiflich zu machen, wie die neuesten Schriften dieses Gelehrten so schlecht ausfallen können, um zu verhüten, daß man nicht nach diesen neuesten Schriften die Wissenschaft des Verfassers schätze; — o des kritischen Biedermanns! erzählt er uns: „Dr. Conradi habe sich seit einiger Zeit auf den Weinhandel und auf's Saufen gelegt, habe seine Creditores, man versteht nicht recht, ob betrogen? oder mit Anderer Schaden bereichert? bis er endlich, um bei Ehren zu bleiben und sich des Hungers zu erwehren, von Leipzig nach Marburg habe entweichen müssen.“ Abscheulicher Recensent, wer ver-

langt das zu wissen? Sag' uns, ob das Buch gut, oder schlecht ist, und von dem Uebrigen schweig. Auch wenn Alles wahr ist, schweig, denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmale auf die Stirn des Unglücklichen zu drücken! Zwar hat Herr Klotz diesem Schandurthel die Buchstaben F. S. A. untersetzen lassen, um damit zu sagen, daß er es nicht selbst abgefaßt habe. Aber selbst, oder nicht selbst, es ist darum nichts desto weniger sein Werk. Denn der allgemeine Titel: „Acta literaria scripsit Klotzius“ macht es dazu, und der Wirth, der in seiner Kneipschenke wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser als der Mörder!“ —

Lessing ließ, wie Herder sich ausdrückt, in seinen beiden Bändchen: „Briefe antiquarischen Inhalts“, zwei Bären gegen Klotz und seine Meute los. Nie wohl sind mit so überlegener Kraft, solcher Beschämung und Demüthigung, jemals Unwissenheit, Naseweisheit, anmaßender Aberdünkel bis zur Vernichtung gezüchtigt worden. Aber der Streit war auch mit einem kaum glaublichen Uebermuthe und mit einer unaussprechbaren Frechheit begonnen worden. Lessing hätte keine Galle haben müssen, wenn er bei dem Gebaren des Professors Klotz diesen mit Glacéhandschuhen angefaßt hätte, und „Galle ist doch“, wie der Wachtmeister Werner in Minna von Barnhelm

sagt, „mit das Beste, was wir haben." — Und solche Meinung mußte Lessing von Klotz und seiner Clique haben. „Es ist unleidlich, was die Kerle sudeln! und in was für einem Tone!" schrieb er an Nicolai (2. Febr. 1768). — So wie in den „Dramaturgischen Blättern" alterthümliche Gelehrsamkeit und ästhetische Bemerkungen, Winke über Kunst und menschliche Sitten, Warnungen und Rathschläge, mit geschichtlichen Bruchstücken, Auszügen aus dramatischen Arbeiten und Vergleichungen derselben abwechseln, so gewähren auch diese antiquarischen Briefe eine Fülle des köstlichsten Inhalts über Malerei, Steinschneidekunst und Baukunst der Alten, — sie fesseln durch wissenschaftliche Reichhaltigkeit eben so, wie durch Trefflichkeit der Darstellung, Witzreichthum, Sprachgewandtheit, vollendet schneidende Schärfe des Tons, — deren Stärke man vorzüglich gegen das Ende derselben antrifft. Es soll hier nur ein Bruchstück davon gegeben werden: „Wer ist der Herr Klotz, der sich aufwirft, über einen Klopstock und Moses und Rammler und Gerstenberg Gericht zu halten? Es ist Herr Klotz, der Geheimderath. Sehr wohl; damit muß sich die Schildwache in einer preußischen Vestung begnügen, aber auch der Leser? Wenn der Leser fragt, wer ist der Herr Klotz? so will er wissen, was dieser Herr Klotz geschrieben hat und worauf sich sein Recht

gründet, über solche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht diese Männer nehmen ihn dieses Rechtes wegen in Anspruch, sondern das Publikum..... Und wenn Herr Klotz Staatsminister wäre, was geht das uns hier an. Hier wollen wir seine Verdienste um die schönen deutschen Wissenschaften kennen, und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz sein könnte? — Stolz? was sie sich nur nicht schämen dürften, aufzuweisen. — So steht es mit dem Haupte, wie mit den Gliedern? Es mögen sich mehr Geheimderäthe unter ihnen finden, oder nicht; Professoren, oder Studenten, Candidaten oder Pastoren sein, schale, platte Wäscher sind sie alle. Sie schreiben ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter sein kann, — jeder, selbst der schwächere Leser, kann sich nicht entwehren, eine geringschätzige Idee mit dem Namen solcher Männer zu verbinden, denen solche Stümper, solche Armseligkeiten unausgepfiffen vordociren dürfen.... Wenn jemals die Unart elender Kunstrichter .... einen Namen haben soll, so muß sie Klotzianismus heißen" (56. Brief). — „Was will Herr Klotz, der mich sonst immer nur schlechthin Lessing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister Lessing nennt? Was sonst, als mir zu verstehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen

uns befestigt habe? Er Geheimderath und ich nur Magister! Was ist dann Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist. Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimderathe, wie Er, und zwischen einem Magister befindet, für so unermeßlich eben nicht zu halten. .... Ich wüßte auch nicht, daß sein König ihn aus einer andern Ursache zum Geheimderathe ernannt habe, als weil er ihn für einen guten brauchbaren Magister gehalten. Der König hätte in ihm den Magister so geehrt und er selbst wollte den Magister verachten? Ja der Magister gilt in dem Falle, in welchem wir uns befinden, sogar noch mehr als der Geheimderath. Wenn der Herr Geheimderath Klotz nicht auch Herr Magister Klotz wäre, oder zu sein verdiente; so wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimderath zu schaffen haben könnte. Der Magister macht es, daß ich mich um den Geheimderath bekümmere; und schlimm für den Geheimderath, wenn ihn sein Magister im Stich läßt." (57. Brief.) — Ueber diesen ganzen Streit sagt Heine witzig: „Durch seine Polemik hat Lessing manchen Namen der wohlverdienten Vergessenheit entrissen. Mehrere winzige Schriftstellerinnen hat er mit dem geistreichsten Spott, mit dem köstlichsten Humor gleichsam umsponnen, und in den Lessing'schen Werken erhalten sie sich nun für ewige Zeiten, wie Insek-

ten, die sich in einem Stück Bernstein verfangen haben. Indem er seine Gegner tödtete, machte er sie zugleich unsterblich. Wer von uns hätte je von jenem Klotz erfahren, an welchem Lessing so viel Hohn und Scharfsinn verschwendete! Die Felsenblöcke, die er auf diesen armen Antiquar geschleudert und womit er ihn zerschmettert, sind jetzt dessen unverwüstliches Denkmal!“ ... —

An die „antiquarischen Briefe“ und gleichsam ihr das Dasein gebend, schloß sich die schöne Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet.“ In ihr beweis't er aus den Kunstwerken der Alten mit Bestimmtheit und Klarheit: daß die alten Künstler den Tod, die Gottheit des Todes, nicht unter dem Bilde eines Gerippes, sondern unter dem eines Jünglings, welcher eine Fackel umkehrt, dargestellt haben; und wenn sie ein Gerippe dargestellt, unter diesem die abgeschiedenen Seelen böser Menschen (larvae) verstanden wissen wollten. —

Lessing wurde auch in Hamburg Freimaurer. Wie viel er dadurch klüger oder besser geworden, — ob er dem Urtheile Friedrichs des Großen, der doch Großmeister der Logen in Preußen war, gegen d'Alembert, beistimmte: „Wissen Sie, daß die Freimaurer in ihren Logen eine religiöse Sekte bilden, die

absurder ist, als alle bekannten Sekten" — er hat dies eigentlich nie bekannt. Aber wir verdanken seiner Aufnahme in den Orden: „Ernst und Falk", meisterhafte fünf Gespräche über Freimaurerei (1778). Sie enthüllen in hochgelungenem Helldunkel, was nach Wahrscheinlichkeitsgründen von dem, vielleicht blos in geselliger Hinsicht, aber auch nur in dieser, nicht ganz überflüssigen Orden geschichtlich und abhandelnd gesagt werden kann, und enthalten in Andeutungen dessen, was sein sollte und könnte, und was nicht ist, Bestreitungen und Anklagen, welche nicht widerlegt werden konnten. — „Was ist denn," fragt Ernst, „diese nothwendige, diese unentbehrliche Maurerei? — Falk. Etwas, was selbst die, die es wissen, nicht sagen können. — Ernst. Was rühmen die Freimaurer denn von sich? — Falk. Ihre Thaten. — Ernst. Ich kenne keine andern als ihre Reden und Lieder, die meistentheils schöner gedruckt, als gedacht und gesagt sind. — Falk. Ei, ihre Thaten sind lauter solche, die man von jedem guten Menschen und jedem rechtschaffnen Bürger erwartet. — Falk. Ihre wahren Thaten sind Geheimnisse, — ich kann und darf Dir nur so viel sagen, — sie sind so groß, so weit aussehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man sagen kann: „Das haben sie gethan!" Gleichwohl haben sie alles Gute gethan, was noch in der Welt

ist, merke wohl, in der Welt! Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, merke wohl: in der Welt! — Ernst. O geh! Du hast mich zum Besten! — Falk. Geschwind sage ich Dir nur noch: die wahren Thaten der Freimaurer zielen dahin, um größtentheils Alles, was man gewöhnlich gute Thaten nennt, entbehrlich zu machen. — Ernst. Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu machen? — Das ist ein Räthsel."

Als Lessing die ersten drei Gespräche im Manuscript zum Drucken fertig liegen hatte, erhielt derselbe höheren Orts einen bittenden Wink, dieselben nicht bekannt zu machen. — Man muß diese, im hochgelungenen Helldunkel geschriebenen Gespräche jetzt grade lesen, wo, nach der Denunciation des Advokat Eckert in Dresden, die königlich sächsische Regierung den Austritt der Officiere aus den Logen in Sachsen verlangt, und wo die Evangelische Kirchenzeitung die Geistlichen in Preußen an die Verantwortlichkeit ihres Gewissens erinnert hat, welches den Eintritt in die Freimaurerlogen nicht gut heißen könne, — um zu finden, was Jeder, der Bekannte und Freunde unter den Ordensmitgliedern zählt, aus deren geistiger Individualität längst gefunden haben wird, daß die Freimaurerei ein höchst unschädliches, weder Kirche noch Staat ge-

fährdendes Institut sein kann, daß sie weiter nichts ist als ein aus dem Geselligkeitssinne der menschlichen Natur entspringendes Bedürfniß, dem die Neigung zur Seite geht, sich durch etwas unterscheidendes in Gruppen abzuschließen. —

Den Freunden Lessing's fiel es auf, daß er mit dem Hauptpastor der rechtgläubigen Gemeinde, dem Senior Götze, viel verkehrte, weil er seiner ganzen Natur und Anschauung nach in religiösen Dingen dem vernunftvollen, toleranten Prediger Alberti, gegen welchen Götze regelmäßig jeden Sonntag von der Kanzel fulminirte, sich anschließen müßte, denn diesem huldigte auch der aufgeklärte und gebildete Theil der Bevölkerung Hamburgs, während der gemeine und orthodoxe Pöbel an Götze hing. Obgleich aber Lessing den Senior, dessen Gelehrsamkeit er schätzte, oft besuchte, so verkehrte er auch eben so oft mit Alberti, und vertheidigte dort, was man seinem bekannten Widerspruchsgeist zu Gute hielt, des Seniors Gelehrsamkeit, selbst dessen Theologie. — Während die Gegner Lessing's in dem Rheinwein des Hauptpastors einen Grund der häufigen Besuche sahen, geschahen diese aus ganz andern Bewegungsgründen. Lessing fühlte für Jeden Achtung, der in dem klassischen Alterthume bewandert war, und diese Achtung vor dem eignen Lieblingswissen ließ ihn schnell jede andere Eigenschaft übersehen. Dies

war ein Grund des freundschaftlichen Umgangs zwischen zwei Männern, die eigentlich entschiedene Gegner hätten sein sollen, wie sie dies auch wirklich später wurden. — Wir kommen schon noch des Ausführlicheren darauf zurück. —

Dann riß die innere Unzufriedenheit Lessing's über getäuschte Hoffnungen und die ungewisse Aussicht in die Zukunft ihn in jene verdrüßliche Richtung nach dem andern Extreme. —

Durch die eingerissene Uneinigkeit der Theaterunternehmer, wodurch Lessing's dramaturgische Hoffnungen vereitelt waren, durch den verunglückten Versuch, sein bürgerliches Auskommen durch Errichtung einer Buchhandlung zu sichern, hatte Lessing's Unmuth und seine Unzufriedenheit mit seiner äußern Lage den höchsten Grad erreicht, und brachte ihn endlich, da er nirgends Abhilfe sah, zu dem Entschlusse, seine Bibliothek, sechs tausend Bände stark, zu verkaufen, um nach Italien zu gehen, und dort ganz für sich allein zu studiren. Der Himmel fügte es aber anders.

Der Professor Ebert in Braunschweig hatte dem damaligen Erbprinzen dieses Landes, dem Helden des siebenjährigen Krieges, einige der antiquarischen Briefe Lessing's vorgelesen. Der geistvolle Fürst fand Geschmack daran und Lessing erhielt von Ebert den Wink, auf seiner Reise nach Cassel und Göttingen, wo er,

ehe er nach Italien ging, sich ein paar Monate aufzuhalten gedachte, — doch den Weg über Braunschweig zu nehmen, — weil der Erbprinz seine persönliche Bekanntschaft zu machen wünsche, und ihm die, seinen Wünschen gewiß ganz entsprechende Aufsicht über die Wolfenbüttler Bibliothek, einen der reichsten Literaturschätze Deutschlands, übertragen wolle. Der Eingeladene folgte dem Winke. Im November 1769 reis'te er nach Braunschweig, und kam Ende Dezember nach Hamburg zurück, ohne, wie er glaubte, einen günstigen Eindruck hinterlassen zu haben. Er hatte sich geirrt; am 21. April 1770 trat er sein Amt an. Seinem Vater schrieb er:

(Wolfenbüttel, 27. Julius 1770). „Eigentlich hat mich der Erbprinz hierher gebracht. Er ließ mich auf die gnädigste Art zu sich einladen, und ihm habe ich es zu danken, daß die Stelle des Bibliothekars, welche gar nicht leer war, für mich eigentlich leer gemacht wurde. — Auch der regierende Herzog hat mir hierauf alle Gnade erwiesen, deren ich mich von dem gesammten Hause zu rühmen habe, welches aus den leutseligsten und besten Personen von der Welt besteht. Ich bin indessen der Mensch nicht, der sich zu ihnen drängen sollte, vielmehr suche ich mich von Allem, was Hof heißt, so viel möglich zu entfernen, und mich lediglich in den Zirkel meiner Bibliothek einzuschränken!“

„Die Stelle selbst ist so, als ob sie von jeher für mich gemacht wäre; und ich habe es um so viel weniger zu bedauern, daß ich bisher alle andern Anträge von der Hand gewiesen. Sie ist einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann, wenn ich nur erst wieder auf dem Trocknen, d. i. aus meinen Schulden, sein werde: Sechs Hundert Thaler Gehalt, nebst freier Wohnung und Holz auf dem fürstlichen Schlosse.“

„Das allerbeste aber dabei ist die Bibliothek, die Ihnen schon dem Ruhme nach bekannt sein muß, die ich aber noch weit vortrefflicher gefunden habe, als ich mir sie jemals eingebildet hätte. Ich kann meine Bücher, die ich aus Noth verkaufen müssen, nun sehr wohl vergessen. Ich wünschte, in meinem Leben noch das Vergnügen zu haben, Sie hier herum führen zu können, da ich weiß, was für ein großer Liebhaber und Kenner Sie von allen Arten von Büchern sind. Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabei keine andern, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen hat, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nützen solle. Indeß werde ich Beides zu verbinden suchen, oder eigentlich genommen, folget schon eins aus dem Andern.“ —

Aber der Wunsch, seinen greisen Vater zwischen

seinen literarischen Schätzen umherführen zu können, war ihm nicht vergönnt. Der Tod desselben (1770) versetzte Lessing in die tiefste Betrübniß. „Du warst ein so guter Mann, und zugleich ein so hitziger Mann!“ schrieb er, indem er das in großer Lebendigkeit vor ihm auftauchende Bild seines Vaters apostrophirte, der ihm wohlmeinend so manche bittere Stunde bereitet hatte. — Lebhaft stand auch die Bedrängniß vor seiner Seele, in welcher sich seine hochverehrte Mutter befinden mußte, und er schrieb, um sie über ihre Zukunft zu beruhigen, sogleich an sie, und übersendete ihr funfzig Thaler: (Wolfenbüttel, 7. Jul. 1771.) „Ich würde die Summe gern vermehrt haben, wenn es mir möglich gewesen wäre. Ich hoffe indessen, daß ich Ihnen in einigen Monaten wieder eine kleine Rimesse machen kann. Daß Sie es mit der Schwester nöthig haben werden, kann ich mir denken und Gott ist mein Zeuge, wie gern ich Sie auf einmal aus aller Verlegenheit setzen wollte..... Es ist unsre Schuldigkeit, daß die Schulden, in welche ein so guter Vater durch seine Kinder gerathen ist, auch von seinen Kindern bezahlt werden..... Beruhigen Sie sich also, meine liebste Mutter, über diesen Punkt! Die beste Ehre, die wir unserm verstorbenen Vater erzeigen können, ist, daß wir Sie um so viel mehr lieben und so sehr als möglich ist, unterstützen. Beides dieses

gelobe ich Ihnen hiermit von ganzem Herzen.“ — Lessing's Mutter starb hochbetagt 1777. —

Ehe Lessing Hamburg verließ, hatte er, der vielleicht früher nur zuweilen eine vorübergehende zärtliche Neigung für ein weibliches Wesen gefaßt hatte, sich mit einer eben so geistreichen, als verständigen Kaufmannswittwe, Madame König, welche ächte Weiblichkeit mit männlicher Thätigkeit und Entschlossenheit vereinigte, verlobt. Es wird dies hier nur erwähnt, da wir später Lessing in seinem häuslichen Kreise näher kennen lernen werden.

Achter Abschnitt.

Lessing in Wolfenbüttel (1770—1781). — Das Manuscript des Berengar von Tours (1770). — Emilia Galotti (1772).

Lessing schien bestimmt zu sein, aus literarischen Streitigkeiten nicht herauskommen zu sollen, — aber es waren jetzt nicht mehr Streitigkeiten über bildende Kunst, Theater, über schöne Literatur, — es wurden Kämpfe auf dem Felde der Theologie. Man muß über den großen Geist des Mannes erstaunen, welcher bei zahllosen poetischen Versuchen, kritischen, philosophischen und artistischen Untersuchungen aller Art auf die umfassendsten theologischen Streitigkeiten einging und auch hier ein noch unerreichtes Muster der Polemik aufstellte; aber wie mancher Tag wurde ihm dadurch

verbittert. — Zunächst schien er mit den Katholiken anzubinden. —

Als er den Anfang machte, die 6000 Handschriften in seiner berühmten Bibliothek zu ordnen, fiel ihm die verloren geglaubte Schrift des Berengarius von Tours († 1088) gegen Lanfranc aus Pavia zur Rechtfertigung seiner von der kirchlichen abweichenden Ansicht von der Transsubstantiation in die Hände. Paschasius Radbertus, Abt von Corvey, hatte (1050) das Dogma aufgestellt, daß bei dem Abendmahle das Brot und der Wein durch die Consecration in den Leib und das Blut Jesu Christi verwandelt werde; es bliebe auch nach der Weihung blos die Gestalt und die Figur des Brotes und Weines übrig, seine Substanz aber, sein Wesen sei ein anderes, sei die Substanz und das Wesen des Leibes Jesu Christi geworden. Aus diesem Dogma entsprang später theils die Anbetung der Hostie, indem man in ihr den gegenwärtigen Gott zu erblicken glaubte, theils die Gewohnheit, den Laien den Kelch zu versagen, indem man schloß, daß, wo der Leib Jesu Christi sei, auch sein Blut sei, und daher der Genuß des Weines nicht nothwendig zur Abendmahlsfeier gehöre. Dieses Dogma fand nun durch Berengar von Tours Widerspruch. Mehrere Schriften wurden zwischen ihm und Lanfranc, Erzbischof von Canterbury, gewechselt, in denen dieser,

welcher die Kirchenlehre vertheidigte, sich insbesondere dialectischer Gründe bediente, um seinen Gegner zu widerlegen. Das gelang ihm nun zwar nicht, — aber dennoch wurde Berengar von Seite der kirchlichen Gewalt zum Widerruf gezwungen. Neuere Kirchenhistoriker bezüchtigten ihn deswegen der Inconsequenz und der Schwäche, und glaubten der, von den Benedictinern niedergeschriebenen, aber entstellten Geschichte jenes Streits. Lessing's Auffindung des Berengarius beweist nun, daß dieser, was man bis jetzt nicht wußte, Lanfrancs Widerlegung seiner Ansicht siegreich beantwortet habe, — und daß diese die vollkommene Glaubensmeinung Luthers in der Lehre vom Abendmahle gewesen sei. Durch die vollständige Erläuterung der historischen Thatsachen, so wie der genauen Darstellung aller Gegner und Verketzerer des Befeindeten, reinigte Lessing die befleckte Ehre eines Jahrhunderte lang in der Kirchengeschichte Verdammten, zeigte die Verketzerungs- und lieblose Verdammungssucht in ihrer abscheulichen Gestalt, und bewieß, daß seinem Geiste nichts fremd blieb, wenn es darauf ankam, etwas erforschen und begründen zu wollen. — Die gesammte Lutherische Geistlichkeit triumphirte über diesen Fund und Ernesti in Leipzig erklärte: „Lessing habe dadurch die Creation zum Doctori theologiae verdient", und erhob denselben in seinen Vorlesungen als leben-

diges Beispiel: „daß das gründliche Studium der Humaniora die Fähigkeit gewähre, was man immer wolle, mit Ehren zu behandeln." — Der katholischen Kirche war nun erwiesen, daß ihre Behauptung, Berengar sei durch Lanfranc widerlegt, eine unwahre sei. Seinem Vater hatte Lessing kurz vor dessen Tode noch diesen Fund gemeldet. —

Mendelssohn besuchte Lessing in Wolfenbüttel und gratulirte ihm zu der Entdeckung, von welcher der Finder selbst wichtigere Folgen erwartete, als sie hatte. Dieser führte ihn in seiner Freude sogleich in die Bibliothek und zeigte ihm ihre Schätze. Mendelssohn rief theilweis verwundert, theils betrübt: „Welche Menge Bücher und wie wenig weiß man!" „Aber", wendete er sich heiter zu dem Bibliothekar, „lieber Freund, gehen wir! Ich bin nur um Ihretwillen da! Ihre Meinung will ich wissen, nicht, was da in den schönen Särgen enthalten ist!" —

Lessing schrieb einmal (25. Octbr. 1770) an seine Braut während ihres Aufenthaltes in Wien, wohin Geschäfte sie geführt hatten, einen Brief voller Humor, worin er ihr von Braunschweig, Wolfenbüttel und Hamburg, von dem Herrn und der Frau Hauptpastor Götze erzählt, — sie auch ermuntert, in der Lotterie zu spielen, aber ja die Nummern 9, 13, 21, 57, 88 zu besetzen, — auch über das Theater spricht: „von

den Theologen kam ich auf das Theater, von dem Theater auf die Lotterie, und so wäre ich ja wohl mit Allem fertig, was in diesem und jenem Leben frommen und vergnügen kann.“ — Er war, wie wir sehen, damals noch sehr heiter, aber nicht selten beschlich ihn kurz nachher eine seltsame geistige Verstimmung. Auch bot Wolfenbüttel seinen geselligen Bedürfnissen zu wenig. Das anhaltende Sitzen, unzertrennlich mit gelehrten Arbeiten verbunden, versetzte ihn in denselben kläglichen Zustand, wie der kurz vor seiner Abreise von Hamburg war. Er schrieb damals an Madame König, die viele Geschäftsverdrüßlichkeiten in Wien hatte: „Sie haben doch weiter nichts als Sorgen, die Sie absehen können, auf eine oder die andere Weise! Mir aber ist nicht selten jetzt das ganze Leben so ekel — so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umgangs — denn den Umgang, welchen ich habe, mag ich nicht haben) — unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige, liebe Einerlei: — das Alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Einfluß auf meine Seele und von da auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, macht mir ein Compliment wegen meines gesunden Aussehens, und ich

möchte dies Compliment lieber mit einer Ohrfeige beantworten! Denn was hilft es, daß ich noch so gesund aussehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines gesunden Menschen unfähig fühle? Kaum daß ich noch die Feder führen kann!" — Man sieht es, Lessing war der furchtbarste Hypochonder geworden! — Seinem Bruder Karl klagt er (14. November 1771): „nur immer unter Büchern begraben sein, dünkt mich wenig besser, als im eigentlichen Verstande begraben zu sein"; und ein andermal: „Es ist zwar recht gut, eine Zeit lang in einer großen Bibliothek studiren, aber sich darin vergraben ist eine Raserei. Ich merke es so gut als Andere, daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich stumpf machen." —

Da schien ihm das Schicksal einen Wink zu geben. Der Professor Sulzer fragte in Folge eines Auftrags bei ihm an, ob er nicht unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien gehen wolle. Lessing bejahte die Anfrage, nur setzte er voraus, daß er mit dem Theater nichts zu thun habe. Darauf eröffnete ihm Sulzer, daß die Anfrage von einem kaiserlichen Minister und das Theater dabei gar nicht in Betracht käme. Es hieß damals nämlich wieder, Joseph II. wolle eine Akademie der Wissenschaften gründen, welche ein großes wissenschaftliches Institut für ganz Europa, ganz besonders aber für Deutschland werden sollte. Ein

solches Institut wäre gewiß dem Interesse seiner Staaten, so wie für den späteren Gang der öffentlichen Meinung und die ganze Entwicklung des Zeitalters von dem entscheidendsten Einfluß gewesen. Es unterblieb, oder wurde doch nicht in der Art und Ausdehnung ausgeführt, wie es hätte geschehen können, weil der Kaiser nur die praktische Seite der Wissenschaften achtete. Lessing hoffte lange, nach Wien eingeladen zu werden, es war ihm dies nämlich angedeutet, um mündlich zu unterhandeln, — und der Aufenthalt der Madame König in dieser Residenz hätte ihn um so mehr bestimmt, seine jetzige Stellung mit einer an der neu zu begründenden Akademie zu vertauschen. — Aber der Plan dazu wurde leider! aufgegeben. —

Lessing's Verstimmung erreichte nach und nach einen solchen Höhegrad, daß er nicht einmal der Vorstellung seiner 1772 endlich vollendeten Emilie Galotti, Trauerspiel in fünf Aufzügen, in Braunschweig beiwohnen mochte. Man weiß, daß er den Entwurf zu diesem Drama schon in der Zeit machte, wo die Herausgeber der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", Mendelssohn und Nicolai, ein Honorar für das beste Trauerspiel bestimmten (1757). — Döbbelin, der Director des Braunschweigischen Theaters, wollte es zur Feier des Geburtstages der Herzogin (13. März) aufführen. Da Lessing aber fürchtete, daß das Stück

vielleicht dem Hofe anstößig sein möchte, so sandte er dem regierenden Herzog die vollendeten vier ersten Acte zu, um sich durch ihn die Genehmigung der Aufführung zu versichern. „Gewiß“, schrieb er, „werden diese schon hinreichend sein, einen Begriff von dem Ganzen zu machen, welches weiter nichts als die alte römische Geschichte der Virginia in einer modernen Einkleidung sein soll.“ „Ich weiß nicht“, fügte er hinzu, „ob es überhaupt schicklich ist, an einem so erfreulichen Tage eben ein Trauerspiel aufzuführen; noch weniger weiß ich, ob Ew. Durchlaucht nicht ganz etwas Anderes zu sehen wünschen könnten. Sollte dieses sein, so ist es zu einer Abänderung noch immer Zeit, und falls Ew. Durchlaucht dem Döbbelin nicht unmittelbar Dero Willensmeinung darüber wissen zu lassen geruhen wollen, so erwarte ich nur einen Wink, um unter irgend einem leicht zu findenden Vorwande die Aufführung dieses neuen Stückes zu hintertreiben.“

Die Aufführung wurde genehmigt, die Rollen wurden einstudirt, obgleich die letzten Scenen noch fehlten. Lessing säumte, obschon der Tag der Aufführung immer näher kam, und nur die Drohung Döbbelins, daß er die Schlußscene selbst machen würde, trieb Lessing zur Eile, so daß am Tage der Aufführung der Herzogin ein Abdruck überreicht werden konnte.

Emilia Galotti ist eine kunstreiche Verjüngung

einer altrömischen Geschichte. Lessing hatte, wie er dies auch dem Herzog schreibt, zuerst die Idee, den Virginius und die Virginia zum Vorwurf seines Drama zu machen. Nur das Ehrgefühl sollte die That des Virginius, die Ermordung seiner Tochter, begründen, Virginia nur als Opfer unverletzter Jungfräulichkeit fallen. Da er aber die Ueberzeugung gewann, daß diese Ansicht der That gar nicht des altgeschichtlichen Bodens bedürfe, daß sie sich sehr gut in die neuere Zeit verlegen lasse, so that er dies und verlegte den Schauplatz an einen Hof, unter die sogenannte höhere Gesellschaft, welche damals ihre legale Corruption — die französische höhere Gesellschaft war das Vorbild — nachlässig nur von der Macht und heuchelnder Frömmelei vor den Augen der Masse verdeckt zur Schau trug. So hatte man in Deutschland damals noch nicht diese fürstlichen Dinge dem Volke nahe zu rücken gewagt. Das Stück war von gewaltiger Wirkung, aber es fand in den höheren Ständen viel Anstoß, denn mancher fürstliche Wüstling, gewandt in allen Künsten der Verführung, verzogen, verzärtelt, ohne Kraft und Selbstständigkeit, erkannte sich in Hettore Gonzaga wieder, so wie mancher Hofschranze und Fürstenkuppler, der sich zum Günstling seines Fürsten hinaufgekrochen, hinaufgeschmeichelt, hinaufgesündigt hatte, sah sich in dem Kammerherrn

Marinelli dargestellt, dem Typus jener Menschensorte, welcher ein Schlüssel an dem Rockschoße, und ein paar Bänder an dem Knopfloche das höchste Glück dünken, mögen diese auch durch die nichtswürdigste Handlung erschlichen oder erkrochen sein; manche Maitresse, welche fürchtete, daß eine neue jüngere blühende Schönheit sie, die verblühende, aus dem Herzen ihres fürstlichen Liebhabers verdrängen könnte, und nun durch Eifersucht und Verzweiflung bis zum Wahnsinn aufgepeitscht, die schändlichsten Mittel wählt, um ihren Platz zu behaupten, sah in der Orsina sich selbst auf der Bühne, — und mancher Künstler, dessen Kunst nur dem verbuhlten Geschmacke eines fürstlichen Schwachkopfes dient, in dem Maler Conti. — Kunstrichter wollten Odoardo's That und Emilia's Streben nach dem Märtyrerthume nicht folgerecht begründet finden, und doch ist in beiden Charakteren die größte psychologische Haltung und Wahrheit, die größte tragische Würde und Kraft.

Wieland spricht mit der größten Bewunderung von diesem Drama; für Göthe, Schiller und alle ausgezeichneten dramatischen Dichter bis auf unsere Zeit herab war es ein Studium, von welchem keiner ohne reichen Gewinn an poetischer Erkenntniß abließ, denn der tiefste Beobachtungsgeist, die feinste Kenntniß der

menschlichen Natur, der Leidenschaften und ihres Getriebes; der reinste unverkünstelte Ausdruck der Empfindung im Sinne und Tone des vorgeführten Charakters geben ihm den Stempel der Meisterschaft. Kein Schauspiel kann es in der Exposition mit Emilia Galotti aufnehmen. Der Dialog ist tadellos. Die Einwirkung auf die Bühnendichter, welche mit der Sara Sampson nach dieser Richtung begann, ward mit der Emilia Galotti vollendet, — Lessing begründete die bürgerliche Tragik. Auch für die Schauspieler ist dieses Drama ein unerschöpfliches Studium. Der große Eckhof gab Nicolai, als dieser ihn der Darstellung des Odoardo wegen lobte, zur Antwort: „Wenn der Autor tief in's Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften hinabtaucht, so muß der Schauspieler ja wohl nachtauchen, bis er ihn trifft. Das ist freilich mühsam und mißlich. Aber nur wenige machen es dem Schauspieler so schwer, wie Lessing. Man kann diese leicht haschen; sie schwimmen oben, wie Baumrinde."

Versuchen wir nun, den Inhalt durch Beispiele dieses Meisterstücks näher anzugeben.

Erster Aufzug.

Hettore Gonzaga, Prinz von Guastalla, durchläuft in seinem Kabinette einige Papiere, als ihm der Kammerdiener einen Brief der Gräfin Orsina überreicht. Er wirft ihn mit den Worten weg: „So gut als gelesen! Nun ja, ich habe sie zu lieben geglaubt! was glaubt man nicht Alles! Kann sein, ich habe sie auch wirklich geliebt. Aber ich habe —", da meldet man den Maler Conti. Dieser bringt ihm zwei Portraits, das eine der Gräfin Orsina, das andere Emilia Galotti's. Jenes, welches er zu sehr geschmeichelt findet, bestimmt der Prinz für die Gallerie, das der Emilia, welche er im Geheimen liebt, behält er in seinem Kabinet. Schön muß Emilia sein, denn Conti sagt: „eine von den größten Glückseligkeiten meines Lebens ist, daß Emilia Galotti mir gesessen. Dieser Kopf, dieses Antlitz, diese Stirn, diese Augen, dieser Mund, diese Nase, dieses Kinn, dieser Hals, diese Brust, dieser Wuchs, dieser ganze Bau sind von der Zeit an mein einziges Studium der Schönheit." Der Prinz erlaubte Conti, von seinem Schatzmeister sich bezahlen zu lassen, so viel er wolle. — Der Kammerherr Marinelli kömmt, erzählt, daß die eifersüchtige Orsina angekom-

men sei, und zugleich als etwas Gleichgültiges, weil er die Liebe des Prinzen nicht kennt, daß Emilia Galotti heute noch die Gemahlin des Grafen Appiani werde. Der Prinz ist außer sich, — Marinelli giebt ihm den Rath, den Grafen als Gesandten nach Massa zu senden.

Sechster Auftritt.

Marinelli. Der Prinz.

Marinelli. Gnädiger Herr, Sie werden verzeihen. — Ich war mir eines so frühen Befehls nicht gewärtig.

Prinz. Ich bekam Lust, auszufahren. Der Morgen war so schön. — Aber nun ist er ja wahl verstrichen, und die Lust ist mir vergangen. — (Nach einem kurzen Stillschweigen) Was haben wir Neues, Marinelli?

Marinelli. Nichts von Belang, das ich wüßte. — Die Gräfin Orsina ist gestern zur Stadt gekommen.

Prinz. Hier liegt auch schon ihr guter Morgen (auf ihren Brief zeigend), oder was es sonst sein mag! Ich bin gar nicht neugierig darauf. — Sie haben sie gesprochen?

Marinelli. Bin ich leider nicht ihr Vertrauter?

— Aber, wenn ich es wieder von einer Dame werde, der es einkömmt, Sie in gutem Ernste zu lieben, Prinz, so — —

Prinz. Nichts verschworen, Marinelli!

Marinelli. Ja? In der That, Prinz? Könnt' es doch kommen? — O! so mag die Gräfin auch so Unrecht nicht haben.

Prinz. Allerdings, sehr Unrecht! — Meine nahe Vermählung mit der Prinzessin von Massa will durchaus, daß ich alle dergleichen Händel für's erste abbreche.

Marinelli. Wenn es nur das wäre: so müßte freilich Orsina sich in ihr Schicksal eben so wohl zu finden wissen, als der Prinz in seines.

Prinz. Das unstreitig härter ist als ihres. Mein Herz wird das Opfer eines elenden Staatsinteresse. Ihres darf sie nur zurücknehmen: aber nicht wider Willen verschenken.

Marinelli. Zurücknehmen? Warum zurücknehmen? fragt die Gräfin: wenn es weiter nichts als eine Gemahlin ist, die dem Prinzen nicht die Liebe, sondern die Politik zuführet? Neben so einer Gemahlin sieht die Geliebte noch immer ihren Platz. Nicht so einer Gemahlin fürchtet sie aufgeopfert zu sein, sondern — —

Prinz. Einer neuen Geliebten. — Nun denn?

Wollten Sie mir daraus ein Verbrechen machen, Marinelli?

Marinelli. Ich? — O! vermengen Sie mich ja nicht, mein Prinz, mit der Närrin, deren Wort ich führe, — aus Mitleid führe. Denn gestern, wahrlich, hat sie mich sonderbar gerühret. Sie wollte von ihrer Angelegenheit mit Ihnen gar nicht sprechen. Sie wollte sich ganz gelassen und kalt stellen. Aber mitten in dem gleichgültigsten Gespräche entfuhr ihr Eine Wendung, Eine Beziehung über die andere, die ihr gefoltertes Herz verrieth. Mit dem lustigsten Wesen sagte sie die melancholischsten Dinge, und wiederum die lächerlichsten Possen mit der allertraurigsten Miene. Sie hat zu den Büchern ihre Zuflucht genommen, und ich fürchte, die werden ihr den Rest geben.

Prinz. So wie sie ihrem armen Verstande auch den ersten Stoß gegeben. — Aber was mich vornämlich von ihr entfernt hat, das wollen Sie doch nicht brauchen, Marinelli, mich wieder zu ihr zurückzubringen? — Wenn sie aus Liebe närrisch wird, so wäre sie es früher oder später auch ohne Liebe geworden. — Und nun, genug von ihr. — Von etwas anderm. — Geht denn gar nichts vor in der Stadt? —

Marinelli. So gut, wie gar nichts. Denn daß die Verbindung des Grafen Appiani heute vollzogen wird, — ist nicht viel mehr als gar nichts.

Der Prinz. Des Grafen Appiani? und mit wem denn? — Ich soll ja noch hören, daß er versprochen ist.

Marinelli. Die Sache ist sehr geheim gehalten worden. Auch war nicht viel Aufhebens davon zu machen. — Sie werden lachen, Prinz. — Aber so geht es den Empfindsamen! Die Liebe spielt ihnen immer die schlimmsten Streiche. Ein Mädchen ohne Vermögen und ohne Rang hat ihn in ihre Schlinge zu ziehen gewußt, — mit ein wenig Larve: aber mit vielem Prunk von Tugend und Gefühl und Witz, und was weiß ich?

Der Prinz. Wer sich den Eindrücken, die Unschuld und Schönheit auf ihn machen, ohne weitere Rücksicht so ganz überlassen darf; — ich dächte, der wär' eher zu beneiden, als zu belachen. — Und wie heißt denn die Glückliche? — Denn bei alle dem ist Appiani — ich weiß wohl, daß Sie, Marinelli, ihn nicht leiden können, eben so wenig als er Sie — bei alle dem ist er doch ein sehr würdiger junger Mann, ein schöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre. Ich hätte sehr gewünscht, ihn mir verbinden zu können. Ich werde noch darauf denken.

Marinelli. Wenn es nicht zu spät ist. — Denn so viel ich höre, ist sein Plan gar nicht, bei Hofe sein Glück zu machen. — Er will mit seiner Gebieterin

nach seinen Thälern von Piemont: — Gemsen zu jagen auf den Alpen und Murmelthiere abzurichten. — Was kann er besseres thun? Hier ist es durch das Mißbündniß, welches er trifft, mit ihm doch aus. Der Zirkel der ersten Häuser ist ihm von nun an verschlossen —

Der Prinz. Mit euern ersten Häusern! — in welchen das Ceremoniel, der Zwang, die Langeweile und nicht selten die Dürftigkeit herrscht. — Aber so nennen Sie mir sie doch, der er dieses so große Opfer bringt.

Marinelli. Es ist eine gewisse Emilia Galotti.

Der Prinz. Wie, Marinelli? Ein gewisse —

Marinelli. Emilia Galotti.

Der Prinz. Emilia Galotti? — Nimmermehr!

Marinelli. Zuverlässig, gnädiger Herr.

Der Prinz. Nein, sag' ich, das ist nicht, das kann nicht sein. — Sie irren sich in dem Namen. — Das Geschlecht der Galotti ist groß. — Eine Galotti kann es sein; aber nicht Emilia Galotti; nicht Emilia!

Marinelli. Emilia — Emilia Galotti!

Der Prinz. So giebt es noch eine, die beide Namen führt. — Sie sagten ohnedem, eine gewisse Emilia Galotti — eine gewisse. Von der rechten könnte nur ein Narr so sprechen —

Marinelli. Sie sind außer sich, gnädiger Herr. — Kennen Sie denn diese Emilia?

Der Prinz. Ich habe zu fragen, Marinelli; nicht Er. — Emilia Galotti? Die Tochter des Obersten Galotti, bei Sabionetta?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Die hier in Guastalla mit ihrer Mutter wohnt?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Ohnfern der Kirche Aller-Heiligen?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Mit einem Worte — (indem er nach dem Portrait springt und es dem Marinelli in die Hand giebt). Da! — Diese? Diese Emilia Galotti? — Sprich dein verdammtes „Eben die“ noch einmal, und stoß mir den Dolch in's Herz!

Marinelli. Eben die!

Der Prinz. Henker! — Diese? — Diese Emilia Galotti wird heute — —

Marinelli. Gräfin Appiani! — (Hier reißt der Prinz dem Marinelli das Bild wieder aus der Hand und wirft es bei Seite.) Die Trauung geschieht in der Stille auf dem Landgute des Vaters bei Sabionetta. Gegen Mittag fahren Mutter und Tochter, der Graf und vielleicht ein paar Freunde dahin ab.

Der Prinz (der sich voll Verzweiflung in einen Stuhl

wirft). So bin ich verloren! — So will ich nicht leben!

Marinelli. Aber was ist Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz (der gegen ihn wieder aufspringt). Verräther! — was mir ist? — Nun ja, ich liebe sie, ich bete sie an. Mögt ihr es doch wissen! mögt ihr es doch längst gewußt haben, alle ihr, denen ich der tollen Orsina schimpfliche Fesseln lieber ewig tragen sollte! — Nur daß Sie, Marinelli, der Sie so oft mich Ihrer innigsten Freundschaft versicherten — O, ein Fürst hat keinen Freund; kann keinen Freund haben! — daß Sie, Sie so treulos, so hämisch mir bis auf diesen Augenblick die Gefahr verhehlen dürfen, die meiner Liebe drohte: wenn ich Ihnen jemals das vergebe, — so werde mir meiner Sünden keine vergeben!

Marinelli. Ich weiß kaum Worte zu finden, Prinz, — wenn Sie mich auch dazu kommen ließen — Ihnen mein Erstaunen zu bezeigen. — Sie lieben Emilia Galotti? — Schwur denn gegen Schwur: Wenn ich von dieser Liebe das geringste gewußt, das geringste vermuthet habe: so möge weder Engel noch Heiliger von mir wissen! — Eben das wollt' ich in die Seele der Orsina schwören. Ihr Verdacht schweift auf einer ganz andern Fährte.

Der Prinz. So verzeihen Sie mir, Marinelli; — (indem er sich ihm in die Arme wirft) und bedauern Sie mich. —

Marinelli. Nun da, Prinz! Erkennen Sie da die Frucht Ihrer Zurückhaltung! — „Fürsten haben keinen Freund! können keinen Freund haben!“ — Und die Ursache, wenn dem so ist? — Weil sie keinen haben wollen. — Heute beehren sie uns mit ihrem Vertrauen, theilen uns ihre geheimsten Wünsche mit, schließen uns ihre ganze Seele auf: und morgen sind wir ihnen wieder so fremd, als hätten sie nie ein Wort mit uns gewechselt.

Der Prinz. Ah, Marinelli, wie konnt' ich Ihnen vertrauen, was ich mir selbst kaum gestehen wollte?

Marinelli. Und also wohl noch weniger der Urheberin Ihrer Qual gestanden haben?

Der Prinz. Ihr? — Alle meine Mühe ist vergebens gewesen, sie ein zweitesmal zu sprechen. —

Marinelli. Und das erstemal —

Der Prinz. Sprach ich sie — O, ich komme von Sinnen! Und ich soll Ihnen noch lange erzählen? — Sie sehen mich ein Raub der Wellen: was fragen Sie viel, wie ich es geworden? Retten Sie mich, wenn Sie können, und fragen Sie dann.

Marinelli. Retten? ist da viel zu retten? — Was Sie versäumt haben, gnädiger Herr, der Emilia

Galotti zu bekennen, das bekennen Sie nun der Gräfin Appiani. Waaren, die man aus der ersten Hand nicht haben kann, kauft man aus der zweiten, — und solche Waaren nicht selten aus der zweiten um so viel wohlfeiler.

Der Prinz. Ernsthaft, Marinelli, ernsthaft, oder —

Marinelli. Freilich, auch um so viel schlechter — —

Der Prinz. Sie werden unverschämter!

Marinelli. Und dazu will der Graf damit aus dem Lande. — Ja, so müßte man auf etwas anders denken. —

Der Prinz. Und auf was? — Liebster, bester Marinelli, denken Sie für mich. Was würden Sie thun, wenn Sie an meiner Stelle wären?

Marinelli. Vor allen Dingen eine Kleinigkeit als eine Kleinigkeit ansehen; — und mir sagen, daß ich nicht vergebens sein wolle, was ich bin — Herr!

Der Prinz. Schmeicheln Sie mir nicht mit einer Gewalt, von der ich hier keinen Gebrauch absehe. — Heute, sagen Sie? schon heute?

Marinelli. Erst heute — soll es geschehen. Und nur geschehenen Dingen ist nicht zu rathen. — (Nach

einer kurzen Ueberlegung). Wollen Sie mir freie Hand lassen, Prinz? Wollen Sie Alles genehmigen, was ich thue?

Der Prinz. Alles, Marinelli, Alles, was diesen Streich abwenden kann.

Marinelli. So lassen Sie uns keine Zeit verlieren. — Aber bleiben Sie nicht in der Stadt. Fahren Sie sogleich nach ihrem Lustschlosse, nach Dosalo. Der Weg nach Sabionetta geht da vorbei. Wenn es mir nicht gelingt, den Grafen augenblicklich zu entfernen, so denk' ich — — Doch, doch; ich glaube, er geht in diese Falle gewiß. Sie wollen ja, Prinz, wegen Ihrer Vermählung einen Gesandten nach Massa schicken? Lassen Sie den Grafen dieser Gesandte sein; mit dem Beding, daß er noch heute abreist. — Verstehen Sie?

Der Prinz. Vortrefflich! — Bringen Sie ihn zu mir heraus. Gehen Sie, eilen Sie. Ich werfe mich sogleich in den Wagen.

(Marinelli geht ab.)

Nach Marinelli's Entfernung beschließt der Prinz, die Messe zu besuchen, ob er dort vielleicht Emilia

sehen könne. Da meldet man Camillo Rota, einen von des Prinzen Räthen und wackeren Mann. Der Prinz ist sehr eilig.

Achter Auftritt.

Camillo Rota (Schriften in der Hand). Der Prinz.

Der Prinz. Kommen Sie, Rota, kommen Sie. — Hier ist, was ich diesen Morgen erbrochen. Nicht viel Tröstliches! — Sie werden von selbst sehen, was darauf zu verfügen. — Nehmen Sie nur.

Camillo Rota. Gut, gnädiger Herr.

Der Prinz. Noch hier ist eine Bittschrift einer Emilia Galot . . Bruneschi will ich sagen. — Ich habe meine Bewilligung zwar schon beigeschrieben. Aber doch — die Sache ist keine Kleinigkeit — lassen Sie die Ausfertigung noch anstehen. — Oder auch nicht anstehen: wie Sie wollen.

Camillo Rota. Nicht wie ich will, gnädiger Herr.

Der Prinz. Was ist sonst? Etwas zu unterschreiben?

Camillo Rota. Ein Todesurtheil wäre zu unterschreiben.

Der Prinz. Recht gern. — Nur her! geschwind.

Camillo Rota (stutzig und den Prinzen starr ansehend). Ein Todesurtheil — sagt' ich.

Der Prinz. Ich höre ja wohl. — Es könnte schon geschehen sein. Ich bin eilig.

Camillo Rota (seine Schriften nachsehend). Nun habe ich es doch wohl nicht mitgenommen! — — Verzeihen Sie, gnädiger Herr. — Es kann Anstand damit haben bis morgen.

Der Prinz. Auch das! — Packen Sie nur zusammen: ich muß fort. — Morgen, Rota, ein Mehres! (Geht ab.)

Camillo Rota (den Kopf schüttelnd, indem er die Papiere zu sich nimmt und abgeht). Recht gern? — Ein Todesurtheil recht gern? — Ich hätt' es ihn in diesem Augenblicke nicht mögen unterschreiben lassen, und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte. — Recht gern! recht gern! — Es geht mir durch die Seele, dieses gräßliche Recht gern!

Zweiter Aufzug.

Odoardo Galotti, der Vater Emilia's, kömmt unerwartet in seinem Hause an, und überrascht seine Gattin Claudia. Er fragt nach Emilia.

Odoardo. Wo ist Emilia? Unstreitig beschäftigt mit ihrem Putze?

Claudia. Ihrer Seele! — Sie ist in der Messe. „Ich habe heute mehr als jeden andern Tag Gnade von oben zu erflehn," sagte sie und nahm ihren Schleier und eilte —

Odoardo. Ganz allein?

Claudia. Die wenigen Schritte — —

Odoardo. Einer ist genug zu einem Fehltritt.

Unterdessen erkundigt sich der Bandit Angelo bei dem Bedienten Pirro, seinem früheren Genossen, den er durch Gold besticht, genau nach allen Umständen des Hinausfahrens zur Hochzeit auf Odoardo's Landgut, droht ihm aber, wenn er plaudere. Pirro seufzt: „Ha! laß dich den Teufel bei einem Haar fassen und du bist sein auf ewig! Ich Unglücklicher!" — Odoardo kann die Ankunft seiner Tochter nicht abwarten, weil er ihren Bräutigam, den Grafen Appiani, einen mit jeder männlichen Tugend geschmückten

Mann, aufsuchen will. Als Claudia ihm erzählt, der Prinz habe Emilia's Schönheit gelobt, sei von ihrer Munterkeit und ihrem Witze bezaubert gewesen, erschrickt er.

Odoardo. Und das Alles erzählst du mir im Tone der Entzückung? O Claudia! Claudia! edle thörichte Mutter. — Ha, wenn ich mir einbilde! — Das grade wäre der Ort, wo ich am tödtlichsten zu verwunden bin! — Ein Wollüstling, der bewundert, begehrt! Claudia! Claudia! der bloße Gedanke setzt mich in Wuth!

Nach seinem Fortgehen stürzt Emilia in großer Aufregung in das Zimmer.

Sechster Auftritt.

Emilia und Claudia Galotti.

Emilia (stürzt in einer ängstlichen Verwirrung herein). Wohl mir! wohl mir! — Nun bin ich in Sicherheit. Oder ist er mir gar gefolgt? (Indem sie den Schleier zurückwirft und ihre Mutter erblickt.) Ist er, meine Mutter? ist er — Nein, dem Himmel sei Dank!

Claudia. Was ist dir, meine Tochter? was ist dir?

Emilia. Nichts, nichts —

Claudia. Und blickst so wild um dich? Und zitterst an jedem Gliede?

Emilia. Was hab' ich hören müssen! Und wo, wo hab' ich es hören müssen!

Claudia. Ich habe dich in der Kirche geglaubt —

Emilia. Eben da! Was ist dem Laster Kirch' und Altar? — Ah, meine Mutter! (Sich ihr in die Arme werfend.)

Claudia. Rede, meine Tochter! — Mach' meiner Furcht ein Ende. — Was kann dir da, an heiliger Stätte, so schlimmes begegnet sein?

Emilia. Nie hätte meine Andacht inniger, brünstiger sein sollen als heute: nie ist sie weniger gewesen, was sie sein sollte.

Claudia. Wir sind Menschen, Emilia. Die Gabe zu beten, ist nicht immer in unserer Gewalt. Dem Himmel ist beten wollen, auch beten.

Emilia. Und sündigen wollen, auch sündigen.

Claudia. Das hat meine Emilia nicht wollen!

Emilia. Nein, meine Mutter; so tief ließ mich die Gnade nicht sinken. — Aber daß fremdes Laster uns wider unsern Willen zu Mitschuldigen machen kann!

Claudia. Fasse dich! — Sammle deine Gedanken, so viel dir möglich. — Sag' es mir mit eins, was dir geschehen.

Emilia. Eben hatt' ich mich — weiter von dem Altare, als ich sonst pflege, — denn ich kam zu spät — auf meine Kniee gelassen. Eben fing ich an mein Herz zu erheben: als dicht hinter mir etwas seinen Platz nahm. So dicht hinter mir! — Ich konnte weder vor, noch zur Seite rücken, — so gern ich auch wollte; aus Furcht, daß eines andern Andacht mich in meiner stören möchte. — Andacht! das war das schlimmste, was ich besorgte. — Aber es währte nicht lange, so hört' ich, ganz nah' an meinem Ohre, — nach einem tiefen Seufzer, — nicht den Namen einer Heiligen, — den Namen, — zürnen Sie nicht, meine Mutter — den Namen Ihrer Tochter! — Meinen Namen! — O, daß laute Donner mich verhindert hätten, mehr zu hören! — Es sprach von Schönheit, von Liebe. — Es klagte, daß dieser Tag, welcher mein Glück mache, — wenn er es anders mache — sein Unglück auf immer entscheide. — Es beschwor mich — — Hören mußt' ich dies Alles. Aber ich blickte nicht um; ich wollte thun, als ob ich es nicht hörte. — Was konnt' ich sonst? — Meinen guten Engel bitten, mich mit Taubheit zu schlagen, und wenn auch, wenn auch auf immer! — Das bat ich; das war das einzige, was ich beten konnte. — Endlich ward es Zeit, mich wieder zu erheben. Das heilige Amt ging zu Ende. Ich zitterte, mich umzukehren. Ich zitterte,

ihn zu erblicken, der sich den Frevel erlauben dürfen. Und da ich mich umwandte, da ich ihn erblickte —

Claudia. Wen, meine Tochter?

Emilia. Rathen Sie, meine Mutter; rathen Sie. — Ich glaubte in die Erde zu sinken. — Ihn selbst.

Claudia. Wen, ihn selbst?

Emilia. Den Prinzen.

Claudia. Den Prinzen! — O gesegnet sei die Ungeduld deines Vaters, der eben hier war, und dich nicht erwarten wollte!

Emilia. Mein Vater hier? — und wollte mich nicht erwarten?

Claudia. Wenn du in deiner Verwirrung auch ihm das hättest hören lassen!

Emilia. Nun, meine Mutter? — Was hätt' er an mir strafbares finden können?

Claudia. Nichts; eben so wenig, als an mir. Und doch, doch — Ha du kennst deinen Vater nicht! In seinem Zorne hätt' er den unschuldigen Gegenstand des Verbrechens mit dem Verbrecher verwechselt. In seiner Wuth hätt' ich ihm geschienen, das veranlaßt zu haben, was ich weder verhindern, noch vorhersehen können? — Aber weiter, meine Tochter, weiter! Als

du den Prinzen erkanntest — Ich will hoffen, daß du deiner mächtig genug warst, ihm in Einem Blicke alle die Verachtung zu bezeigen, die er verdient.

Emilia. Das war ich nicht, meine Mutter! Nach dem Blicke, mit dem ich ihn erkannte, hatt' ich nicht das Herz, einen zweiten auf ihn zu richten. Ich floh' —

Claudia. Und der Prinz dir nach —

Emilia. Was ich nicht wußte, bis ich in der Halle mich bei der Hand ergriffen fühlte. Und von ihm! Aus Scham mußt' ich Stand halten: mich von ihm loszuwinden, würde die Vorbeigehenden zu aufmerksam auf uns gemacht haben. Das war die einzige Ueberlegung, deren ich fähig war — oder deren ich nun mich wieder erinnere. Er sprach, und ich hab' ihm geantwortet. Aber, was er sprach, was ich ihm geantwortet; — fällt mir es noch bei, so ist es gut, so will ich es Ihnen sagen, meine Mutter. Jetzt weiß ich von dem Allem nichts. Meine Sinne hatten mich verlassen. — Umsonst denk' ich nach, wie ich von ihm weg und aus der Halle gekommen. Ich finde mich erst auf der Straße wieder, und höre ihn hinter mir her kommen, und höre ihn mit mir zugleich in das Haus treten, mit mir die Treppe hinaufsteigen —

Claudia. Die Furcht hat ihren besondern Sinn, meine Tochter! — Ich werde es nie vergessen, mit welcher Gebärde du hereinstürztest. — Nein, so weit durfte er nicht wagen, dir zu folgen. — Gott! Gott! wenn dein Vater das wüßte! — Wie wild er schon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngst nicht ohne Mißfallen gesehen! — Indeß sei ruhig, meine Tochter! Nimm es für einen Traum, was dir begegnet ist. Auch wird es noch weniger Folgen haben als ein Traum. Du entgehst heute mit eins allen Nachstellungen.

Emilia. Aber, nicht, meine Mutter? Der Graf muß das wissen. Ihm muß ich es sagen.

Claudia. Um alle Welt nicht! — Wozu? warum? Willst du für nichts und wieder für nichts ihn unruhig machen? Und wenn er es auch jetzt nicht würde: wisse, mein Kind, daß ein Gift, welches nicht gleich wirkt, darum kein minder gefährliches Gift ist. Was auf den Liebhaber keinen Eindruck macht, kann ihn auf den Gemahl machen. Dem Liebhaber könnt' es sogar schmeicheln, einem so wichtigen Mitbewerber den Rang abzulaufen. Aber wenn er ihm den nun einmal abgelaufen hat: ah! mein Kind, — so wird aus dem Liebhaber oft ein ganz anderes Geschöpf. Dein gutes Gestirn behüte dich vor dieser Erfahrung.

Emilia. Sie wissen meine Mutter, wie gern ich Ihren bessern Einsichten mich in Allem unterwerfe. — Aber wenn er es von einem andern erführe, daß der Prinz mich heute gesprochen? Würde mein Verschweigen nicht, früh oder spät, seine Unruhe vermehren? — Ich dächte doch, ich behielte lieber vor ihm nichts auf dem Herzen.

Claudia. Schwachheit! verliebte Schwachheit! — Nein, durchaus nicht, meine Tochter! Sag' ihm nichts. Laß ihn nichts merken!

Emilia. Nun ja, meine Mutter! Ich habe keinen Willen gegen den Ihrigen. — Aha! (Mit einem tiefen Athemzuge.) Auch wird mir wieder ganz leicht. — Was für ein albernes, furchtsames Ding ich bin! — Nicht, meine Mutter? — Ich hätte mich noch wohl anders dabei nehmen können, und würde mir eben so wenig vergeben haben.

Claudia. Ich wollte dir das nicht sagen, meine Tochter, bevor dir es dein eigener gesunder Verstand sagte. Und ich wußte, er würde dir es sagen, sobald du wieder zu dir selbst gekommen. — Der Prinz ist galant. Du bist die unbedeutende Sprache der Galanterie zu wenig gewohnt. Eine Höflichkeit wird in ihr zur Empfindung; eine Schmeichelei zur Betheuerung; ein Einfall zum Wunsch; ein Wunsch zum

Vorsatz. Nichts klingt in dieser Sprache wie Alles: und Alles ist in ihr so viel als Nichts.

Emilia. O meine Mutter! so müßte ich mir mit meiner Furcht vollends lächerlich vorkommen! — Nun soll er gewiß nichts davon erfahren, mein guter Appiani! Er könnte mich leicht für mehr eitel als tugendhaft halten. — Hui! daß er da selbst kommt! Es ist sein Gang.

Appiani tritt ein, er erzählt, daß Odoardo eben bei ihm gewesen ist. „Welch ein Mann, meine Emilia, Ihr Vater! Das Muster aller männlichen Tugend! Zu was für Gesinnungen erhebt sich meine Seele in seiner Gegenwart! Nie ist mein Entschluß, immer gut, immer edel zu sein, lebendiger, als wenn ich ihn sehe." — Emilia verläßt ihn, um sich anzukleiden, erzählt aber vorher, daß sie dreimal geträumt habe, wie die Edelsteine des ihr von den Grafen geschenkten Geschmeides sich in Perlen verwandelt hätten. „Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen." — Die Mutter tröstet sie. Später erscheint Marinelli und trägt dem Grafen Appiani den Gesandtschaftsposten nach Massa an. Dieser weist die ihm zugedachte Ehre zurück, weil er noch heute seine Hochzeit feiern wolle, — und als Marinelli dies für einen sehr unwesentlichen Grund hält, behandelt ihn Appiani mit

der größten Verächtlichkeit — weswegen Marinelli wüthend weggeht. —

Dritter Aufzug.

Marinelli ist in Gesellschaft des Prinzen auf dessen Landhause Dosalo, regt diesen auf jede Weise auf und macht ihn mit seinem Plane bekannt, Emilia beim Vorüberfahren zu entführen. Während sie noch reden, fällt ein Schuß, der Prinz entfernt sich auf Marinelli's Roß, der Bandit Angelo kömmt verlarvt und meldet diesem, daß er Appiani erschossen habe und man Emilia gleich bringen werde. Sie kömmt auch, vor den Räubern fliehend, stutzt, als sie Marinelli erblickt, glaubt ihre Mutter schon hier und erschrickt, als sie hört, sie befinde sich in dem Lustschlosse des Prinzen. Dieser erscheint, sucht die Jammernde zu trösten und führt endlich die sich Sträubende ab. Dann stürzt Claudia herein, die Tochter suchend, stößt auf den schändlichen Marinelli und hört Emilia's Stimme aus dem Zimmer des Prinzen sie rufen.

Achter Auftritt.

Claudia Galotti. Marinelli.

Claudia (erblickt den Marinelli und fährt zurück.) Sie hier, mein Herr? Und hier meine Tochter? Und Sie, Sie sollen mich zu ihr führen?

Marinelli. Mit vielem Vergnügen, gnädige Frau.

Claudia. Halten Sie! — Eben fällt mir es bei — Sie waren es ja — nicht? — der den Grafen diesen Morgen in meinem Hause aufsuchte? mit dem ich ihn allein ließ? mit dem er Streit bekam?

Marinelli. Streit? — Was ich nicht wüßte: ein unbedeutender Wortwechsel in herrschaftlichen Angelegenheiten —

Claudia. Und Marinelli heißen Sie?

Marinelli. Marchese Marinelli.

Claudia. So ist es richtig. — Hören Sie doch, Herr Marchese. — Marinelli war — der Name Marinelli war — begleitet mit einer Verwünschung — Nein, daß ich den edlen Mann nicht verläumde! — begleitet mit keiner Verwünschung — die Verwünschung denk' ich hinzu. — Der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen.

Marinelli. Des sterbenden Grafen? Grafen Appiani? — Sie hören, gnädige Frau, was mir in Ihrer seltsamen Rede am meisten auffällt. — Des sterbenden Grafen? — Was Sie sonst sagen wollen, versteh' ich nicht.

Claudia (bitter und langsam). Der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen! — Verstehen Sie nun? — Ich verstand es erst auch nicht: obschon mit einem Tone gesprochen — mit einem Tone! Ich höre ihn noch! Wo waren meine Sinne, daß sie diesen Ton nicht sogleich verstanden?

Marinelli. Nun, gnädige Frau? — Ich war von jeher des Grafen Freund, sein vertrautester Freund. Also wenn er mich noch im Sterben nannte —

Claudia. Mit dem Tone? — Ich kann ihn nicht nachmachen, ich kann ihn nicht beschreiben: aber er enthielt Alles, Alles! — Was? Räuber wären es gewesen, die uns anfielen? — Mörder waren es, erkaufte Mörder! — Und Marinelli, Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen! Mit einem Tone!

Marinelli. Mit einem Tone? — Ist es erhört, auf einen Ton, in einem Augenblicke des Schreckens vernommen, die Anklage eines rechtschaffenen Mannes zu gründen?

Claudia. Ha, könnt' ich ihn nur vor Gericht stellen, diesen Ton! — Doch, weh' mir! Ich vergesse

darüber meine Tochter. — Wo ist sie? Wie? auch todt? — Was konnte meine Tochter dafür, daß Appiani dein Feind war?

Marinelli. Ich verzeihe der bangen Mutter. — Kommen Sie, gnädige Frau. — Ihre Tochter ist hier, in einem von den nächsten Zimmern, und hat sich hoffentlich von ihrem Schrecken schon völlig erholt. Mit der zärtlichsten Sorgfalt ist der Prinz selbst um sie beschäftiget.

Claudia. Wer? Wer selbst?

Marinelli. Der Prinz.

Claudia. Der Prinz? Sagen Sie wirklich der Prinz? — Unser Prinz?

Marinelli. Welcher sonst?

Claudia. Nun dann! — Ich unglückselige Mutter! Und ihr Vater! ihr Vater! — Er wird den Tag ihrer Geburt verfluchen. Er wird mich verfluchen.

Marinelli. Um des Himmels willen, gnädige Frau, was fällt Ihnen nur ein?

Claudia. Es ist klar! — Ist es nicht? — Heute im Tempel! vor den Augen der Allerreinsten! in der nähern Gegenwart des Ewigen! — begann das Bubenstück; da brach es aus! (gegen den Marinelli) Ha, Mörder! feiger, elender Mörder! Nicht tapfer genug, mit eigener Hand zu morden: aber nichtswürdig genug, zu Befriedigung eines fremden Kitzels zu morden! —

morden zu lassen! — Abschaum aller Mörder! — Was ehrliche Mörder sind, werden dich unter sich nicht dulden! Dich! Dich! Denn warum soll ich dir nicht alle meine Galle, allen meinen Geifer mit einem einzigen Worte in's Gesicht speien? — Dich! Dich Kuppler!

Marinelli. Sie schwärmen, gute Frau. — Aber mäßigen Sie wenigstens Ihr wildes Geschrei, und bedenken Sie, wo Sie sind.

Claudia. Wo ich bin? Bedenken, wo ich bin? — Was kümmert es die Löwin, der man die Jungen geraubt, in wessen Walde sie brüllt?

Emilia (innerhalb). Ha, meine Mutter! Ich höre meine Mutter!

Claudia. Ihre Stimme? Das ist sie! Sie hat mich gehört; sie hat mich gehört. Und ich sollte nicht schreien? — Wo bist du, mein Kind? Ich komme, ich komme!

(Sie stürzt in das Zimmer und Marinelli ihr nach.)

Vierter Aufzug.

Der Prinz macht Marinelli über den Mord Vorwürfe. Mit schlangenartiger Gewandtheit weiß dieser

die That als ihm selbst unangenehm darzustellen. Da kömmt die Gräfin Orsina an. Der Prinz will sie nicht sehen. Marinelli empfängt sie und muß ihre Heftigkeit und ihren Hohn ertragen. Da geht der Prinz durch das Zimmer, den sie in dem Billet am Morgen um eine Zusammenkunft in Dosola gebeten hat, und spricht höflich kalt: „Wie sehr bedaure ich, Madame, daß ich mir die Ehre Ihres Besuchs für heute so wenig zu Nutze machen kann! Ich bin beschäftigt und bin nicht allein. Ein ander Mal, meine liebe Gräfin! Ein ander Mal! Jetzt halten Sie länger sich nicht auf. — Ja nicht länger. — Und Sie, Marinelli, ich erwarte Sie.

Fünfter Auftritt.

Orsina. Marinelli.

Marinelli. Haben Sie es, gnädige Gräfin, nun von ihm selbst gehört, was Sie mir nicht glauben wollen?

Orsina (wie betäubt). Hab' ich, hab' ich wirklich?

Marinelli. Wirklich.

Orsina (mit Rührung). „Ich bin beschäftigt. Ich bin nicht allein.“ Ist das die Entschuldigung ganz,

die ich werth bin? Wen weist man damit nicht ab? Jeden Ueberlästigen, jeden Bettler. Für mich keine einzige Lüge mehr? Keine einzige kleine Lüge mehr, für mich? — Beschäftigt? womit denn? Nicht allein? wer wäre denn bei ihm? — Kommen Sie, Marinelli; aus Barmherzigkeit, lieber Marinelli! Lügen Sie mir eins auf eigene Rechnung vor. Was kostet Ihnen denn eine Lüge? — Was hat er zu thun? Wer ist bei ihm? — Sagen Sie mir, sagen Sie mir, was Ihnen zuerst in den Mund kommt, — und ich gehe.

Marinelli (vor sich). Mit dieser Bedingung kann ich ihr ja wohl einen Theil der Wahrheit sagen.

Orsina. Nun? Geschwind, Marinelli, und ich gehe. — Er sagte ohnedem, der Prinz: „Ein ander Mal, meine liebe Gräfin!" Sagte er nicht so? — Damit er mir Wort hält, damit er keinen Vorwand hat, mir nicht Wort zu halten: geschwind, Marinelli, Ihre Lüge, und ich gehe.

Marinelli. Der Prinz, liebe Gräfin, ist wahrlich nicht allein. Es sind Personen bei ihm, von denen er sich keinen Augenblick abmüßigen kann; Personen, die eben einer großen Gefahr entgangen sind. Der Graf Appiani —

Orsina. Wäre bei ihm? — Schade, daß ich über diese Lüge Sie ertappen muß. Geschwind eine andere. Denn Graf Appiani, wenn Sie es noch nicht

wissen, ist eben von Räubern erschossen worden. Der Wagen mit seinem Leichname begegnete mir kurz vor der Stadt. — Oder ist er nicht? Hätte es mir blos geträumt?

Marinelli. Leider nicht blos geträumt! — Aber die Andern, die mit dem Grafen waren, haben sich glücklich hierher nach dem Schlosse gerettet: seine Braut nämlich und die Mutter der Braut, mit welchen er nach Sabionetta zu seiner feierlichen Verbindung fahren wollte.

Orsina. Also die? Die sind bei dem Prinzen? die Braut und die Mutter der Braut? — Ist die Braut schön?

Marinelli. Dem Prinzen geht ihr Unfall ungemein nahe.

Orsina. Ich will hoffen, auch wenn sie häßlich wäre. Denn ihr Schicksal ist schrecklich. — Armes, gutes Mädchen, eben da er dein auf immer werden sollte, wird er dir auf immer entrissen! — Wer ist sie denn, diese Braut? Kenn' ich sie gar? — Ich bin so lange aus der Stadt, daß ich von nichts weiß.

Marinelli. Es ist Emilia Galotti.

Orsina. Wer? — Emilia Galotti? Emilia Galotti? — Marinelli! daß ich diese Lüge nicht für Wahrheit nehme!

Marinelli. Wie so?

Orsina. Emilia Galotti?

Marinelli. Die Sie schwerlich kennen werden —

Orsina. Doch! doch! Wenn es auch nur von heute wäre. — Im Ernst Marinelli! Emilia Galotti? — Emilia Galotti wäre die unglückliche Braut, die der Prinz tröstet?

Marinelli (vor sich). Sollte ich ihr schon zu viel gesagt haben?

Orsina. Und Graf Appiani war der Bräutigam dieser Braut? der eben erschossene Appiani?

Marinelli. Nicht anders.

Orsina. Bravo! o bravo! bravo! (in die Hände schlagend).

Marinelli. Wie das?

Orsina. Küssen möcht' ich den Teufel, der ihn dazu verleitet hat!

Marinelli. Wen? verleitet? wozu?

Orsina. Ja, küssen, küssen möcht' ich ihn — und wenn Sie selbst dieser Teufel wären, Marinelli!

Marinelli. Gräfin!

Orsina. Kommen Sie her! Sehen Sie mich an! steif an! Aug' in Auge!

Marinelli. Nun?

Orsina. Wissen Sie nicht, was ich denke?

Marinelli. Wie kann ich das?

Orsina. Haben Sie keinen Antheil daran?

Marinelli. Woran?

Orsina. Schwören Sie! — Nein, schwören Sie nicht. Sie möchten eine Sünde mehr begehen. — Oder ja, schwören Sie nur. Eine Sünde mehr oder weniger für einen, der doch verdammt ist! Haben Sie keinen Antheil daran?

Marinelli. Sie erschrecken mich, Gräfin.

Orsina. Gewiß? — Nun, Marinelli, argwohnt Ihr gutes Herz auch nichts?

Marinelli. Was? worüber?

Orsina. Wohl, — so will ich Ihnen etwas vertrauen, — etwas, das Ihnen jedes Haar auf dem Kopfe zu Berge sträuben soll. — Aber hier, so nahe an der Thüre, möchte uns Jemand hören. Kommen Sie hierher. — Und! (indem sie den Finger auf den Mund legt) Hören Sie! ganz in geheim! ganz in geheim! (und ihren Mund seinem Ohre nähert, als ob sie ihm zuflüstern wollte, was sie aber sehr laut ihm zuschreit) Der Prinz ist ein Mörder!

Marinelli. Gräfin, — Gräfin — sind Sie ganz von Sinnen?

Orsina. Von Sinnen? Ha! ha! ha! (aus vollem Halse lachend). Ich bin selten oder nie mit meinem Verstande so wohl zufrieden gewesen, als eben jetzt. Zuverlässig, Marinelli; — aber es bleibt unter uns — (leise) der Prinz ist ein Mörder! des Grafen Appiani Mörder!

— Den haben nicht Räuber, den haben Helfershelfer des Prinzen, den hat der Prinz umgebracht!

Marinelli. Wie kann Ihnen so eine Abscheulichkeit in den Mund, in die Gedanken kommen?

Orsina. Wie? — Ganz natürlich. — Mit dieser Emilia Galotti, die hier bei ihm ist, — deren Bräutigam so über Hals über Kopf sich aus der Welt trollen müssen, — mit dieser Emilia Galotti hat der Prinz heute Morgen in der Halle bei den Dominikanern ein Langes und Breites gesprochen. Das weiß ich, das haben meine Kundschafter gesehen. Sie haben auch gehört, was er mit ihr gesprochen. — Nun, guter Herr? Bin ich von Sinnen? Ich reime, dächt' ich, doch noch so ziemlich zusammen, was zusammen gehört. — Oder trifft auch das nur so von ungefähr zu? Ist Ihnen auch das Zufall? O, Marinelli, so verstehen Sie auf die Bosheit der Menschen sich eben so schlecht, als auf die Vorsicht.

Marinelli. Gräfin, Sie würden sich um den Hals reden —

Orsina. Wenn ich das mehrern sagte? — Desto besser, desto besser! — Morgen will ich es auf dem Markte ausrufen. — Und wer mir widerspricht — wer mir widerspricht, der war des Mörders Spießgeselle. — Leben Sie wohl (indem sie fortgehen will, begegnet sie an der Thüre dem alten Galotti, der eiligst hereintritt).

Marinelli flüstert dem Obersten Galotti zu, die Dame hier habe den Verstand verloren, und geht ab.

Siebenter Auftritt.

Die Gräfin Orsina. Odoardo Galotti.

Orsina (nach einigem Stillschweigen, unter welchem sie den Obersten mit Mitleid betrachtet, so wie er sie mit einer flüchtigen Neugierde). Was er Ihnen auch da gesagt hat, unglücklicher Mann! —

Odoardo (halb vor sich, halb gegen sie). Unglücklicher?

Orsina. Eine Wahrheit war es gewiß nicht, am wenigsten eine von denen, die auf Sie warten.

Odoardo. Auf mich warten? — Weiß ich nicht schon genug? — Madame! — Aber reden Sie nur, reden Sie nur.

Orsina. Sie wissen nichts.

Odoardo. Nichts?

Orsina. Guter, lieber Vater! — Was gäbe ich darum, wenn Sie auch mein Vater wären! — Verzeihen Sie! Die Unglücklichen ketten sich so gern an einander. — Ich wollte treulich Schmerz und Wuth mit Ihnen theilen.

Odoardo. Schmerz und Wuth? Madame? — Aber ich vergesse — Reden Sie nur.

Orsina. Wenn es gar Ihre einzige Tochter — Ihr einziges Kind wäre! — Zwar einzig oder nicht. Das unglückliche Kind ist immer das einzige.

Odoardo. Das unglückliche? — Madame! — Was will ich von ihr? — Doch, bei Gott, so spricht keine Wahnwitzige!

Orsina. Wahnwitzige? Das war es also, was er Ihnen von mir vertraute? — Nun, nun, es mag leicht keine von seinen gröbsten Lügen sein. — Ich fühle so was! — und glauben Sie, glauben Sie mir: wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.

Odoardo. Was soll ich denken?

Orsina. Daß Sie mich also ja nicht verachten! — Denn auch Sie haben Verstand, guter Alter, auch Sie. — Ich seh' es an dieser entschlossenen, ehrwürdigen Miene. Auch Sie haben Verstand; und es kostet mich ein Wort, — so haben Sie keinen.

Odoardo. Madame! — Madame! — Ich habe schon keinen mehr, noch ehe Sie mir dieses Wort sagen, wenn Sie mir es nicht bald sagen. — Sagen Sie es! sagen Sie es! — oder es ist nicht wahr, — es ist nicht wahr, daß Sie von jener guten, unseres Mitleids, unserer Hochachtung so würdigen Gattung der Wahn=

witzigen sind — Sie sind eine gemeine Thörin. Sie haben nicht, was Sie nie hatten.

Orsina. So merken Sie auf! — Was wissen Sie, der Sie schon genug wissen wollen? Daß Appiani verwundet worden? Nur verwundet? — Appiani ist todt!

Odoardo. Todt? todt? — Ha, Frau, das ist wider die Abrede. Sie wollten mich um den Verstand bringen, und Sie brechen mir das Herz.

Orsina. Das beiher! — Nur weiter. — Der Bräutigam ist todt: und die Braut — Ihre Tochter — schlimmer als todt.

Odoardo. Schlimmer? schlimmer als todt? Aber doch zugleich auch todt? — Denn ich kenne nur Ein Schlimmeres —

Orsina. Nicht zugleich auch todt. Nein, guter Vater, nein! — Sie lebt, sie lebt. Sie wird nun erst recht anfangen zu leben. — Ein Leben voll Wonne! Das schönste lustigste Schlaraffenleben, — so lang es dauert.

Odoardo. Das Wort, Madame, das einzige Wort, das mich um den Verstand bringen soll, heraus damit! — Schütten Sie nicht Ihren Tropfen Gift in einen Eimer. — Das einzige Wort! geschwind.

Orsina. Nun da, buchstabiren Sie es zusammen! — Des Morgens sprach der Prinz Ihre Tochter in

der Messe; des Nachmittags hat er sie auf seinem Lust — Lustschlosse.

Odoardo. Sprach sie in der Messe? Der Prinz meine Tochter?

Orsina. Mit einer Vertraulichkeit! mit einer Inbrunst! — Sie hatten nichts Kleines abzureden. Und recht gut, wenn es abgeredet worden; recht gut, wenn Ihre Tochter freiwillig sich hierher gerettet! Sehen Sie, so ist es doch keine gewaltsame Entführung, sondern blos ein kleiner — kleiner Meuchelmord.

Odoardo. Verläumdung! verdammte Verläumdung! Ich kenne meine Tochter. Ist es Meuchelmord, so ist es auch Entführung — (blickt wild um sich und stampft und schäumt). Nun, Claudia? Nun, Mütterchen? — Haben wir nicht Freude erlebt! O des gnädigen Prinzen! O der ganz besondern Ehre!

Orsina. Wirkt es, Alter! wirkt es?

Odoardo. Da steh' ich nun vor der Höhle des Räubers — (indem er den Rock von beiden Seiten auseinanderschlägt, und sich ohne Gewehr sieht) Wunder, daß ich aus Eilfertigkeit nicht auch die Hände zurückgelassen! — an alle Schubsäcke fühlend, als etwas suchend) Nichts! gar nichts! nirgends!

Orsina. Ha, ich verstehe! — Damit kann ich aushelfen! — Ich hab' einen mitgebracht (einen Dolch hervorziehend). Da nehmen Sie! Nehmen Sie geschwind,

eh' uns Jemand sieht. — Auch hätte ich noch etwas — Gift. Aber Gift ist nur für uns Weiber, nicht für Männer. — Nehmen Sie ihn! (ihm den Dolch aufdringend) Nehmen Sie!

Odoardo. Ich danke, ich danke. — Liebes Kind, wer wieder sagt, daß du eine Närrin bist, der hat es mit mir zu thun.

Orsina. Stecken Sie bei Seite! geschwind bei Seite! — Mir wird die Gelegenheit versagt, Gebrauch davon zu machen. Ihnen wird sie nicht fehlen, diese Gelegenheit, und Sie werden sie ergreifen, die erste, die beste, — wenn Sie ein Mann sind. — Ich, ich bin nur ein Weib: aber so kam ich her! fest entschlossen! — Wir, Alter, wir können uns Alles vertrauen. Denn wir sind beide beleidigt, von dem nämlichen Verführer beleidigt. — Ah, wenn Sie wüßten, — wenn Sie wüßten, wie überschwänglich, wie unaussprechlich, wie unbegreiflich ich von ihm beleidigt worden, und noch werde: Sie könnten, Sie würden Ihre eigene Beleidigung darüber vergessen. — Kennen Sie mich? Ich bin Orsina; die betrogene, verlassene Orsina. — Zwar vielleicht nur um Ihre Tochter verlassen. Doch was kann Ihre Tochter dafür? — Bald wird auch sie verlassen sein. — Und dann wieder eine! — Und wieder eine! — Ha! (wie in der Entzückung) welch eine himmlische Phantasie! Wenn wir einmal alle, — wir, das ganze

Heer der Verlassenen, wir alle in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir alle ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerrissen, zerfleichten, sein Eingeweide durchwühlten, — um das Herz zu finden, das der Verräther einer Jeden versprach und Keiner gab! Ha! das sollte ein Tanz werden! das sollte!

Claudia tritt ein, fliegt auf ihren Gemahl zu, betheuert ihre und Emilia's Unschuld und bittet nur, sie und Emilia hinwegzubringen. Odoardo bittet die Gräfin Orsina, seine Gemahlin in ihrem Wagen nach der Stadt zurückzunehmen, weil er bei Emilia bleiben und sie selbst fortführen wolle, sie dürfe nicht wieder nach Guastalla.

Fünfter Aufzug.

Marinelli sucht den Prinzen, welcher über Appiani's Mord noch unruhig ist, um ihn über den möglichen Fall, daß Odoardo seine Tochter ihm entreißen wolle, zu beruhigen, — während dessen wartet dieser vorgelassen zu werden. Endlich kömmt Marinelli und deutet an, Emilia werde doch zunächst nach Guastalla zurück müssen. Der Prinz bestätigt dies, weil Odoardo

und Claudia wegen des Mordes Appiani's vernommen und deswegen getrennt werden sollten. Emilia würde in das Haus des Kanzlers Grimaldi gebracht werden, eben dahin, wo sie in einer Gesellschaft den ersten sinnlichen Eindruck auf den Lüstling gemacht hatte. Odoardo begehrt nur noch einmal die Tochter unter vier Augen zu sprechen, um sie wegen der Trennung zu beruhigen. Der Prinz bewilligt dies. — „Auch das!" sagt er, „O Galotti, wenn Sie mein Freund, mein Führer, mein Vater sein wollten", — und geht mit Marinelli ab.

Sechster Auftritt.

Odoardo Galotti.

(Ihm nachsehend, nach einer Pause) Warum nicht? — Herzlich gern — Ha! ha! ha! — (blickt wild umher) Wer lacht da? — Bei Gott, ich glaub', ich war es selbst. — Schon recht! Lustig, lustig. Das Spiel geht zu Ende. So oder so! — Aber — (Pause) wenn sie mit ihm sich verstünde? Wenn es das alltägliche Possenspiel wäre? — Wenn sie es nicht werth wäre, was ich für sie thun will? — (Pause) Für sie thun will? Was will ich denn für sie thun? — Hab' ich das Herz,

es mir zu sagen? — Da denk' ich so was: So was, was sich nur denken läßt! — Gräßlich! Fort, fort! Ich will sie nicht erwarten. Nein! — (gegen den Himmel) Wer sie unschuldig in diesen Abgrund gestürzt hat, der ziehe sie wieder heraus. Was braucht er meine Hand dazu? Fort! (er will gehen, und sieht Emilien kommen) Zu spät! Ah! er will meine Hand; er will sie!

Siebenter Auftritt.

Emilia. Odoardo.

Emilia. Wie? Sie hier, mein Vater? — Und nur Sie? — Und meine Mutter? nicht hier? — Und der Graf? nicht hier? — Und Sie so unruhig, mein Vater?

Odoardo. Und du so ruhig, meine Tochter?

Emilia. Warum nicht, mein Vater? — Entweder ist nichts verloren, oder Alles. Ruhig sein können, und ruhig sein müssen: kommt es nicht auf eines?

Odoardo. Aber, was meinst du, daß der Fall ist?

Emilia. Daß Alles verloren ist; — und daß wir wohl ruhig sein müssen, mein Vater.

Odoardo. Und du wärest ruhig, weil du ruhig sein mußt? — Wer bist du? Ein Mädchen? und meine Tochter? So sollte der Mann und der Vater sich wohl vor dir schämen? — Aber laß doch hören: was nennest du, Alles verloren? — daß der Graf todt ist?

Emilia. Und warum er todt ist! Warum! — Ha, so ist es wahr, mein Vater? So ist sie wahr die ganze schreckliche Geschichte, die ich in dem nassen und wilden Auge meiner Mutter las? — Wo ist meine Mutter? Wo ist sie hin, mein Vater?

Odoardo. Voraus; — wenn wir anders ihr nachkommen.

Emilia. Je eher, je besser. Denn wenn der Graf todt ist; wenn er darum todt ist — darum! was verweilen wir noch hier? Lassen Sie uns fliehen, mein Vater.

Odoardo. Fliehen? — Was hätt' es dann für Noth? — Du bist, du bleibst in den Händen deines Räubers.

Emilia. Ich bleibe in seinen Händen?

Odoardo. Und allein, ohne deine Mutter, ohne mich.

Emilia. Ich allein in seinen Händen? — Nimmermehr, mein Vater. — Oder Sie sind nicht mein Vater. — Ich allein in seinen Händen? — Gut,

lassen Sie mich nur; lassen Sie mich nur. — Ich will doch sehen, wer mich hält, — wer mich zwingt, — wer der Mensch ist, der einen Menschen zwingen kann.

Odoardo. Ich meine, du bist ruhig, mein Kind.

Emilia. Das bin ich. Aber was nennen Sie ruhig sein? Die Hände in den Schooß legen? Leiden, was man nicht sollte? Dulden, was man nicht dürfte?

Odoardo. Ha! wenn du so denkst! — Laß dich umarmen, meine Tochter! — Ich hab' es immer gesagt: das Weib wollte die Natur zu ihrem Meisterstücke machen. Aber sie vergriff sich im Thone; sie nahm ihn zu fein. Sonst ist alles besser an euch, als an uns. — Ha, wenn das deine Ruhe ist, so habe ich meine in ihr wiedergefunden! Laß dich umarmen, meine Tochter! — Denke nur, unter dem Vorwande einer gerichtlichen Untersuchung, o des höllischen Gaukelspieles! — reißt er dich aus unsern Armen und bringt dich zur Grimaldi.

Emilia. Reißt mich? bringt mich? — Will mich reißen, will mich bringen, will! will! — Als ob wir keinen Willen hätten, mein Vater!

Odoardo. Ich ward auch so wüthend, daß ich schon nach diesem Dolche griff, (ihn herausziehend) um einen von beiden — beiden! das Herz zu durchstoßen.

Emilia. Um des Himmels willen nicht, mein Vater! — Dieses Leben ist Alles, was die Lasterhaften haben. — Mir, mein Vater, mir geben Sie diesen Dolch.

Odoardo. Kind, es ist keine Haarnadel.

Emilia. So werde die Haarnadel zum Dolche! — Gleichviel.

Odoardo. Was? Dahin wär' es gekommen? Nicht doch; nicht doch! Besinne dich. — Auch du hast nur Ein Leben zu verlieren.

Emilia. Und nur Eine Unschuld!

Odoardo. Die über alle Gewalt erhaben ist. —

Emilia. Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten. Der Religion! Und welcher Religion? — Nichts Schlimmeres zu vermeiden, sprangen Tausende

in die Fluthen und sind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch.

Odoardo. Und wenn du ihn kenntest diesen Dolch! —

Emilia. Wenn ich ihn auch nicht kenne! — Ein unbekannter Freund ist auch ein Freund. — Geben Sie mir ihn, mein Vater. — Geben Sie mir ihn.

Odoardo. Wenn ich dir ihn nun gebe — da! (giebt ihr ihn.)

Emilia. Und da! (Im Begriffe sich damit zu durchstoßen, reißt der Vater ihr ihn wieder aus der Hand.)

Odoardo. Sieh, wie rasch! — Nein, das ist nicht für deine Hand.

Emilia. Es ist wahr, mit einer Haarnadel soll ich — (Sie fährt mit der Hand nach dem Haare, eine zu suchen und bekommt die Rose zu fassen.) Du noch hier? — Herunter mit dir! du gehörst nicht in das Haar Einer, — wie mein Vater will, daß ich werden soll!

Odoardo. O, meine Tochter! —

Emilia. O, mein Vater, wenn ich Sie erriethe! — Doch nein, das wollen Sie auch nicht. Warum zauderten Sie sonst? — (In einem bittern Tone, während sie die Rose zerpflückt). Ehedem wohl gab es einen Vater, der seine Tochter von der Schande zu retten,

ihr den ersten, den besten Stahl in das Herz senkte — — ihr zum zweiten das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solcher Väter giebt es keinen mehr!

Odoardo. Doch, meine Tochter, doch! (Indem er sie durchsticht.) — Gott, was hab' ich gethan! (Sie will sinken, und er faßt sie in seine Arme.)

Emilia. Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. — Lassen Sie mich sie küssen, diese väterliche Hand.

Achter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Die Vorigen.

Prinz (im Hereinkommen). Was ist das? — Ist Emilien nicht wohl?

Odoardo. Sehr wohl, sehr wohl!

Prinz (indem er näher kommt). Was seh' ich? — — Entsetzen!

Marinelli. Weh' mir!

Prinz. Grausamer Vater, was haben Sie gethan?

Odoardo. Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. — War es nicht so, meine Tochter?

Emilia. Nicht Sie, mein Vater — Ich selbst — ich selbst —

Odoardo. Nicht du, meine Tochter; — nicht du! — Gehe mit keiner Unwahrheit aus der Welt. Nicht du, meine Tochter! Dein Vater, dein unglücklicher Vater!

Emilia. Ah — mein Vater — (Sie stirbt und er legt sie sanft auf den Boden).

Odoardo. Zieh' hin! — Nun da, Prinz! Gefällt sie Ihnen noch? Reizt sie noch Ihre Lüste? Noch in diesem Blute, das wider Sie um Rache schreiet? (Nach einer Pause.) Aber Sie erwarten, wo das Alles hinaus soll? Sie erwarten vielleicht, daß ich den Stahl wider mich selbst kehren werde, um meine That wie eine schale Tragödie zu beschließen? Sie irren sich. Hier! (Indem er ihm den Dolch vor die Füße wirft.) Hier liegt er, der blutige Zeuge meines Verbrechens! Ich gehe und liefere mich selbst in das Gefängniß. Ich gehe, und erwarte Sie als Richter. — Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unser Aller!

Prinz (nach einigem Stillschweigen, unter welchem er den Körper mit Entsetzen und Verzweiflung betrachtet, zu Marinelli).

Hier! heb' ihn auf. — Nun? du bedenkst dich? — Elender — (indem er ihm den Dolch aus der Hand reißt.) Nein, dein Blut soll mit diesem Blute sich nicht mischen. — Geh', dich auf ewig zu verbergen! — Geh'! sag' ich. — Gott! Gott! — Ist es, zum Unglücke so Mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind, müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?

Neunter Abschnitt.

Lessing in Wolfenbüttel 1770—1781. — Bibliothekarthätigkeit. — Reisen nach Berlin, Wien, Italien (1775). — Mannheim.

Wir haben der geistigen Verstimmung Lessing's gedacht, deren Quelle anhaltendes Sitzen, der Mangel an Umgang mit literarischen Freunden, durch deren Witz, Frohsinn und akademische Bildung er sich selbst hätte anregen können, Sehnsucht nach seinem freien, unabhängigen Literatenleben war. Aber trotz aller grämlichen Hypochondrie war er in seinem Berufe höchst thätig. — Wenn er auch „auf seinem Felde nichts als Dornen sah, es war ja nun einmal sein Feld.“ — Zunächst gab er der Wolfenbüttler Bibliothek eine ganz andere Aufstellung. Weil er aber blos

mündlich den Herzog um die Erlaubniß hierzu gebeten, und den Oberbibliothekar, den Kanzler v. Praun, dabei übergangen hatte, so wurde dieser sein Feind, obgleich er — denn weil er zu den Frommen des Landes gehörte, wußte er sich trefflich zu verstellen, — äußerlich sehr freundlich gegen Lessing blieb. Noch mehr wurde dieser Frömmler gegen ihn aufgebracht, da Lessing für noch herauszugebende Schriften Censurfreiheit von dem Herzog direct erhielt, d. h. ohne daß der Kanzler darum gefragt wurde. — So hatte Lessing einen Feind im Ministerium, der ihm durch Ohrenbläserei und Verschleppen der Geschäfte viel ärgerliche Stunden machte. Während des Ordnens der Bibliothek gab er aus ihren Schätzen seine „Beiträge zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel" (1773 ff. 6. Thl.) heraus, und scheint dadurch beabsichtigt zu haben, den später zu erwähnenden Fragmenten den Weg zu bahnen. In den drei ersten Beiträgen, welche er vor seiner Reise nach Italien veröffentlichte, finden sich schon theologische Aufsätze, z. B. Leibnitz, von den ewigen Strafen, und das Manuscript von Duldung der Deisten. Die erstere begleitete Lessing mit historisch-kritischen Berichtigungen, mit Vertheidigung des Leibnitz gegen Angriffe, mit seinen eigenen Ansichten von der Natur der Ewigkeit der Strafe und

einrr Erklärung des Sokrates über diesen Gegenstand. Lessing suchte darzuthun, daß der Begriff von Hölle nur durch die in der Schrift von körperlichen Schmerzen hergenommenen und falsch verstandenen Bilder in die Theologie gekommen, der eben so sehr mit der Natur unserer Seele, als mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes streite, aber er nimmt auch in so fern eine Unendlichkeit der Strafe an, daß der Sünder, wenn er auch in einer andern Welt die sich darbietende Gelegenheit benutze, sich zu bessern, dennoch es immer als Strafe tief empfinden müsse, daß er, durch sein früheres Leben, sich um die höhere Seligkeit gebracht habe, die er nun schon hätte erreichen können, — das sei der Wurm, der nie stirbt und das Feuer, das nie verlöscht! — Daß er falsch verstanden wurde, geht aus einem Briefe an seinen Bruder hervor: (8. April 1773) „Du hast mich schlecht verstanden. So habe ich wirklich, meinst Du, mit meinen Gedanken über die ewigen Strafen den Orthodoxen die Cour machen wollen? — Was gehen mich die Orthodoxen an, ich verachte sie eben so als Du, nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden als es die Orthodoxen

jemals gethan haben." — Ein anderes Mal, wo sein Bruder „sein ganzes Betragen gegen die Orthodoxie unrecht deutete", schrieb er: „Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären sucht? — Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein Jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinem Studiren einen andern Zweck hätte, als jene große Absichten befördern zu helfen? Laß mir doch aber nur meine eigene Art, wie ich dies thun zu können glaube. Und was ist simpler, als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie (der krasse Rationalismus des vorigen Jahrhunderts gegen die Orthodoxie), als Mistjauche gegen unreines Wasser."

Die Bibliothek bot ihm Gelegenheit, die deutsche Sprache gründlich in ihren Denkmälern zu studiren, und er versäumte diese nicht. Weil Adelungs Wörterbuch ihm nicht gefiel, dachte Lessing schon an ein deutsches Wörterbuch, und die Proben von ihm geben den Beweis, daß er denselben Weg einschlug, den die

Gebrüder Grimm mit ihren großartigen Werken betreten haben; er bereicherte die Literatur mit Musterstücken aus der Zeit der Minnesänger, die er auffand, er sammelte alte Volkslieder, machte aber Nicolai, der ihn um Beiträge zu seinem „feynen kleynen Almanach Vol schönerr echterr ljblicher Volksljder" gebeten hatte, auf den bedeutenden Unterschied zwischen Pöbelliedern und Volksliedern (30. Septbr. 1777) aufmerksam. An Herder schrieb er (10. Jan. 1779): Daß er eine Sammlung Volksgedichte, d. h. erzählender und dogmatischer Poesien sich zu liefern getraue, wie sie kein Volk in Europa aus so frühen Zeiten besser haben müßte. Auch hatte er eine Menge Priamden (altdeutsche Epigramme aus dem 13. und 14. Jahrhundert), so wie Bilderreime, d. h. Verse satyrisch-moralischen und satyrisch-politischen Inhalts unter einzelnen fliegenden Kupferstichen oder Holzschnitten, gesammelt. — Die Kunstgeschichte bereicherte er durch die Entdeckung des Manuscripts eines Theophilus Presbita, welches darthat, daß die Oelmalerei schon vor Johann van Eyck erfunden sei. —

Im Jahre 1773 ließ ihn der Erbprinz von Braunschweig zu sich berufen und eröffnete ihm, daß er an der Stelle des verstorbenen Probst Lichtenstein Historiograph des braunschweigischen Fürstengeschlechts werden solle. Lessing nahm mit Freude diesen Auftrag

an, sah er doch darin die Möglichkeit, der ihn drückenden Einsamkeit Wolfenbüttels entfliehen zu können. Emsig betrieb er seine Vorbereitungsstudien für seine neue Bestimmung, aber ein halbes Jahr verging, ohne daß er eine Aufforderung erhielt, sie anzutreten, ja er hörte zuletzt, daß eine Kabale Praun's die Sache zu hintertreiben suche. Darüber stieg sein hypochondrischer Unmuth auf das Höchste und er reis'te (1775) nach Berlin. Es wurde ihm hier eine Stelle bei der Regie angeboten, er hielt aber mit einer bestimmten Erklärung zurück, weil der kaiserliche Gesandte ihn zu einer Reise nach Wien beredete, wo man noch immer an die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften dachte, für welche man Lessing's Mitwirkung wünschte. Er reis'te über Dresden und Prag nach der kaiserlichen Hauptstadt und fand hier die schmeichelhafteste Aufnahme. — Selbst Joseph II. und Maria Theresia beehrten ihn mit einer Unterredung. Als die Letztere ihn fragte, wie er mit Wien, den öffentlichen Anstalten daselbst, den Gelehrten und deren Verdiensten um die deutsche Literatur zufrieden sei, und er ausweichend antwortete, „daß sein Aufenthalt zu kurz sei, um ein Urtheil sich erlauben zu dürfen", erwiderte sie: „Ich glaube Ihn zu verstehen. Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe Alles

gethan, was meine Einsichten und Kräfte erlauben. Aber oft denk' ich, ich sei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in solchen Dingen nicht viel ausrichten."

Ohngefähr zehn Tage später traf Leopold, der jüngste Prinz von Braunschweig, in Wien ein, um eine Reise nach Venedig zu machen. Er bat Lessing, sein Begleiter zu sein, und dieser nahm die Aufforderung mit Vergnügen an, sah er doch nun den seit vielen Jahren gehegten Wunsch in Erfüllung gehen, das Land seiner Sehnsucht zu erblicken. — Maria Theresia hatte einen solchen Gefallen an Lessing gefunden, daß, als sie hörte, wie er auch Mailand besuchen wolle, sie freundlich zu ihm sagte: „Da werde ich Ihm einen Brief an den Grafen Firmian mitgeben; ich weiß, er wird mir diese Bekanntschaft danken." — Wirklich schickte sie ihm ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben. — Lessing sollte jedoch nur einen Vorschmack von Italien erhalten, denn die Reise ging nur bis Mailand und dauerte kaum einige Monate. Sie war „zu rasch und zu vornehm", um wissenschaftliche Ausbeute liefern zu können. Schon im December desselben Jahres war er wieder in München und Wien, wo er seine Braut in den noch immer nicht entwirrten Geschäftsangelegenheiten unterstützte. Auf der Rückreise nach Braunschweig lud ihn der

junge Kurfürst von Sachsen zu sich ein, und wollte ihn zum Nachfolger des altgewordenen Legationsraths und Generaldirektors der Kunstakademie in Dresden, von Hagedorn, machen, bat auch, als Lessing diese seiner Verbindlichkeiten gegen Braunschweig wegen ablehnte, sich Sachsens zu erinnern, wenn er einmal seine Stellung verändern sollte. —

Kaum in Braunschweig angekommen, erwachte sein hypochondrischer Unmuth von neuem.

Mit männlicher Entschlossenheit und Umsicht hatte Lessing's Braut, Madame König, in Wien die verwickelte Angelegenheit in Bezug des von ihrem Manne überkommenen Vermögens, so wie die mit ihren vier Kindern geordnet; sie war nach Hamburg zurückgekehrt und es stand von ihrer Seite ihrer Verbindung mit dem geliebten Freunde, mit dem sie seit sieben Jahren verlobt war, nichts mehr entgegen. Da er nun wünschte, seiner künftigen, aus der großen Welt kommenden Frau ein sorgenfreies und anständiges Gelehrtenleben anbieten zu können, so kam er um eine Verbesserung seiner Stelle ein; erhielt aber keine Antwort, Praun intriguirte dagegen; — dies steigerte den Unmuth Lessing's wieder zu der alten Höhe; — das humane Benehmen des Erbprinzen, und dessen Antwort auf die Beschwerde Lessing's, söhnte diesen jedoch

wieder mit seinen Verhältnissen aus. Man erhöhte seinen Gehalt und gab ihm den Hofrathstitel. —

Kurz nachher sollte Lessing noch einmal in den ihm ziemlich widerwärtig gewordenen Wirkungskreis für das Theater gezogen werden. Seit den Hamburger Aergerlichkeiten war ihm die Beschäftigung mit dem Theaterwesen, so verleidet, daß er selbst nur noch gegen gute Bezahlung dramatische Stücke den ihn dazu auffordernden Theater-Intendanzen liefern wollte. In dieser Beziehung hatte er, nach einer Aufforderung von Wien, wo Emilia Galotti die ganze Stadt enthusiasmirt hatte, einige Dramen für die dortige Bühne zu dichten, an seinen Bruder geschrieben (5. December 1772): „Denn daß ich wieder für das Theater schreiben sollte, will ich wohl bleiben lassen. Kein Mensch unterzieht sich gern Arbeiten, von denen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen.... Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Dukaten für ein Stück geboten; aber ich will hundert Louisd'or; und ein Schelm, der jemals wieder eins macht, ohne diese zu bekommen! Du wirst sagen, daß dies sehr eigennützig gedacht sei, daß meine Stücke auch so viel werth wären. Ich antworte Dir darauf: Jeder Künstler setzt sich seine Preise; jeder Künstler sucht so gemächlich von seinen Werken zu leben, als möglich; warum nur

nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'or werth sind, so sagt mir lieber gar nichts mehr davon, so sind sie sodann gar nichts werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen; und wenn sie auch in diesem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhängen sollte. Für meine Ehre aber ist es mir genug, wenn man nur ungefähr sieht, daß ich allenfalls in diesem Fache etwas zu thun im Stande gewesen war. — Also Geld für die Fische .... ich will meine Zeit überhaupt besser gebrauchen, als für das Theater."

Eines Tages nämlich erhielt er unerwartet von dem Minister des Kurfürsten von der Pfalz, Herrn von Hompesch, das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes drr Mannheimer Akademie, verbunden mit dem Anerbieten eines fürstlichen Gnadengehaltes von hundert Louisd'or, wenn er an den Arbeiten der Akademie Theil nehmen, und jährlich oder alle zwei Jahre wenigstens ein Mal gegen Reiseentschädigung der öffentlichen Versammlung der Akademie beiwohnen wolle. — Freudig erregt von der unerwarteten, plötzlichen Erweiterung seiner Wirksamkeit und Einkünfte, welche letztere nun die Beschleunigung seiner Heirath erst recht möglich machte, und von dem Gedanken getragen, daß seine Verlobte, eine geborne Pfälzerin,

sich recht von Herzen über die Veränderung seiner Verhältnisse freuen würde, versprach er persönlich in Manheim seinen Dank abzustatten. Von seinem Herzog erhielt er huldreichst die Erlaubniß, die ihm zugedachte Ehre annehmen zu können, vor Allem aber zeigte ihm sein fürstlicher Gönner, der Erbprinz, in den wohlwollendsten Ausdrücken seine Theilnahme. Das waren die glücklichsten Stunden, welche Lessing verlebte, — es war aber auch nicht das erste Mal, daß seine schönsten, kühnsten Hoffnungen in Täuschung umschlugen. —

In einem zweiten Schreiben des Ministers von Hompesch war weniger von der Mitwirkung Lessing's bei der Akademie, mehr von der bei dem Nationaltheater die Rede, was man in Mannheim errichten wollte. Er ward um schleunige Hinreise, so wie um die Anwerbung tauglicher Schauspieler gebeten. Mit Schauder, sich wieder mit dem Theater „bemengen" zu müssen, vorzüglich da er in der Hoffnung einer deutschen Nationalbühne nur eine schöne Seifenblase sah, reis'te er nach Mannheim ab. Bei seiner Ankunft erwähnte Hompesch der Akademie mit keinem Worte, er wollte, um sich in der Gunst seines, das Schauspiel liebenden, Kurfürsten zu heben, nur ein gutes Theater. Man hatte also, weil man seine Abneigung gegen das Theaterwesen kannte, die Akademie für ihn als Köder benutzt. Lessing war im höchsten Grade verdrießlich darüber, und sein Aer-

ger stieg, da der Minister in seinen Ansichten über die Einrichtung des Theaters denen Lessing's schnurstracks zuwiderlaufende hatte. Die ganze Mannheimer Bühnenverbesserung lief auf die reichere Füllung der Theaterkasse hinaus; auf die Kunst, auf die Veredelung derselben sollte es nicht ankommen, wenn nur täglich das Haus gefüllt sei. Für solche unkünstlerische Ansichten mitwirken zu sollen, war Lessing ein Greuel; und als er hieraus fühlte, daß man bei der Unternehmung nur auf die Wirkung seines Namens, nicht auf seinen leitenden Geist gerechnet hatte, als er sah, daß alle seine Vorschläge unberücksichtigt blieben, so sagte er sich unwillig von jeder Betheiligung los. —

Aergerlich schreibt Lessing an Nicolai (25. Mai 1777), der ihn über sein glückliches Wirken in Mannheim frägt: „Von wegen der Nationalschaubühne hätte Ihnen einfallen sollen, was Christus von den falschen Propheten sagt, die sich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: „So alsdann Jemand zu Euch sagt, hier ist Christus oder da, so sollt ihr es nicht glauben. Werden sie zu Euch sagen, siehe er ist in Wien, so glaubt es nicht! siehe er ist in der Pfalz, so gehet nicht hinaus!" Wenigstens, wenn mir dieser Spruch zur rechten Zeit beigefallen wäre, so sollte ich noch nach Mannheim kommen! Dieses ist Alles, was

ich Ihnen von der Sache sagen kann und mag, mit der ich mich lieber gar nicht abgegeben hätte."

Als Lessing sich über seine ihm bereitete Täuschung bitter beschwerte, — denn auch die Akademie sollte durch seine Aufnahme nur einen größeren Ruf erhalten, ihre wissenschaftliche Erhebung durch ihn war nur Nebenzweck, — drängte ihn Hompesch, pfälzischer Unterthan zu werden. Er wies dies jedoch entschieden zurück, und reis'te wieder nach Wolfenbüttel. Man bot ihm nun die Obercuratel der Heidelberger Universität mit 2000 Thalern Gehalt und dem Titel eines kurfürstlichen Regierungsrathes an. Lessing schlug Beides aus. Dies Ablehnungsschreiben legte Hompesch dem Kurfürsten vor, der über den „wunderlichen Mann", wie er Lessing nannte, den Kopf schüttelte und befahl ihn, in „generalen aber gnädigen Ausdrücken" zu antworten. Als aber Hompesch annahm, Lessing habe auch mit jener Ablehnung das Gnadengehalt von hundert Louisd'or zurückgewiesen, und für dessen Reise nach Mannheim nur eine ungewisse Vergütung in Aussicht stellte, fühlte er sich empört und antwortete eines freien Mannes würdig, der sich selbst vor dem Mächtigsten der Erde nicht erniedrigen kann, dem Minister, Freiherrn von Hompesch: „Nur einem Kinde, dem man ein gethanes Versprechen nicht gern halten möchte, dreht man das Wort im Munde um, um es glauben

zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl, aber weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinander zu setzen.“ — Er drohte, seinem Herzog das ganze Verfahren und die Wortbrüchigkeit zu erzählen; und da er fürchtete, daß „in Kalendern und Journalen“, wo der neuen Einrichtung des Mannheimer Theaters gedacht würde, auch seiner in einer ihm vielleicht ehrenrührigen Weise Erwähnung geschehen könnte, fährt er fort: „Hier muß ich Ew. Excellenz meine Schwäche gestehn. Ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Sylbe, die sich Jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publico Alles rein heraus.“ — Und auf die Worte des Ministers, daß Lessing nur für die Akademie oder das Theater etwas liefern möchte, dann würde Alles sich schon wieder machen, auch Lessing dann seine Pension erhalten solle, erwiderte er: „Darin belieben Ew. Excellenz wohl mit mir zu scherzen, daß ich die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksale überlassen und mich um sie bekümmern würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht

zum Besten begegnen wollen oder können, — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein."

Lächerlich genug erhielt Lessing einige Zeit nachher statt der Reisevergütung ein schön vergoldetes ledernes Kästchen mit dreißig kupfernen Schaustücken mit den Bildnissen der baierschen Fürsten vom ersten Pfalzgraf Ludwig bis auf den Kurfürsten Karl Theodor. Wenn Lessing auch Hofrath war, so ging ihm doch das höfische und kriechende Wesen so ab, daß er seiner satyrischen Laune gegen die Freunde über das fürstliche Geschenk, für dessen Inhalt ihm kein Wirth auf einer Reise ein Glas Bier gegeben haben würde, mehr als einmal den Zügel schießen ließ.

Damit war die Angelegenheit für Lessing abgethan, der sie in der Liebe zu einer geachteten Gattin und über seine theologische Polemik bald ganz vergessen hatte.

Zehnter Abschnitt.

Lessing in Wolfenbüttel 1770—1781. — Häusliche Freuden und Leiden 1776—1778. — Die Wolfenbüttel'schen Fragmente 1777—1779 — Die Erziehung des Menschengeschlechts 1780.

Eine schöne Zeit schien für Lessing anzubrechen, als er (October 1776) ein geliebtes Weib in sein Haus einführte, und doch stieg auch da schon in der Ferne düstres Gewölk auf, welches den Doppelblitz verbarg, der sein Glück in dem Augenblick, wo noch ungekannte Freuden sein Leben zu verschönern verhießen, neue Pflichten ihm dasselbe heilig machen sollten, zerschmetterte.

Frau König, die Wittwe eines Hamburger Kaufmanns, war ein Wesen, welches weibliches Gemüth und Seelenreinheit neben Entschlossenheit in allen Tugen-

den, hellen Verstand neben tiefem Gefühle besaß. Lessing war sehr häufig in dem Hause ihres Gatten, seines Freundes, und es erschütterte ihn tief, als die Nachricht nach Hamburg kam, daß König auf einer Reise nach Italien in Florenz vergiftet und beraubt sei. Er hatte in dem König'schen Hause viel glückliche Stunden verlebt, der Umgang mit beiden Gatten hatte oft beruhigend auf ihn eingewirkt, bei den Aergerlichkeiten mit den Theaterunternehmern und Schauspielern in Hamburg, oder wenn er sich enttäuscht und muthlos fand nach vergeblichen Mühen und vereitelten Hoffnungen, oder wenn er an der deutschen Fortbildung des Geschmacks, der er bedeutend, aber vergeblich vorausgeeilt sich fühlte, in Rückblick auf den zögernden, schwerfälligen Gang des literarischen Nationalbewußtseins verzweifelte, — in diesem Hause fühlte er sein Dasein gehoben, während er bei dem streitsüchtigen Hauptpastor Götze nur in neue Aufregung gerieth; — er hielt es deswegen jetzt auch für Freundespflicht, der trauernden Wittwe treu zur Seite zu stehen, um so mehr, da das von ihrem Gatten geführte Geschäft zu einem sehr ausgebreiteten gehörte, und wenigstens so lange, bis es ohne Schaden für das Vermögen der Wittwe und Kinder aufgelös't war, eines Mannes Rath und That bedurfte. Je mehr Lessing nun Frau König kennen lernte, um so mehr fühlte

er sich zur Hochachtung ihrer Standhaftigkeit, der Größe ihres Muttergefühles, worin Geistesstärke und Weiblichkeit sich vereinigte, genöthigt. Auch sie lernte in Lessing nicht blos den berühmten Gelehrten, sondern auch den einsichtsvollen und rechtschaffnen Mann schätzen und achten, — und je näher sie sich traten, je mehr einten sich ihre Neigungen zu einander, bis sie sich endlich verlobten. Wir haben schon erwähnt, daß sie dies sieben Jahre blieben, weil Lessing nicht eher an eine Heirath denken wollte, bis die Vermögensangelegenheiten zum Besten der Kinder geregelt wären. Frau König hatte drei Söhne und eine Tochter, an welchen sie mit vollem Herzen hing.

Lessing war, als er sich verheirathete, sieben und vierzig Jahr alt, körperlich kräftig, und weil er die für seinen Körper nachtheiligen Folgen früherer Aufregungen und Aergerlichkeiten überwunden hatte, gesund. Sein Aeußeres hatte sich in den letzten sieben Jahren wenig verändert. Merkwürdig ist es, daß man von diesem Aeußern so wenig, und nur das weiß, daß es bis auf die Kleidung nichts Hervorstechendes hatte. Es ist, als ob die Bewunderung seiner geistigen Größe es habe vergessen lassen, seine körperliche Gestalt näher in's Auge zu fassen, und zerstreute Andeutungen machen kein vollständiges Bild. Aber von seinem geistvollen Auge wird oft geredet.

Voß schreibt: „Lessing hatte einen Blick, wie ich noch nie gesehen habe, in seinen blauen Augen einen rechten Geierblick! Seine Gattin, eine Frau von hoher Weltbildung und Lebensklugheit, fand sich mit freudiger Entsagung ihres seitherigen reichen und thätigen Lebens in die Einsamkeit eines Gelehrten, der um so einsamer lebt, je mehr die öffentlichen Blätter von ihm reden. Sie schien sein Glück vollendet zu haben. Er schrieb an seine Schwester (27. Novbr. 1776): „Die liebe Mutter wird verzeihen, wenn ich ihre ausdrückliche Einwilligung zu meiner Verheirathung nicht eingeholt habe. Ihr Segen, den Du mir überschrieben, hoffe ich, soll mich begleiten. Denn meine Frau ist in allen Stücken so, wie ich sie mir gewünscht habe. Eben so herzlich gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsre Mutter gegen unsern Vater gekannt haben." —

Aber das Glück durch die Liebe geschaffener häuslicher Zufriedenheit, welches Lessing so lange schmerzlich vermißt hatte, sollte nur von kurzer Dauer sein. Zu Anfange des Jahres 1778 gebar seine Frau ihm einen Knaben; die Niederkunft war schwer; sie gelang nur durch Hülfe des Arztes; das Kind starb bald nach der Geburt. Lessing schrieb an Eschenburg (3. Januar 1778): „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gü-

tigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand, so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er sobald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen." — Welch furchtbarer Humor liegt doch in diesem Briefe! welche entsetzliche Verzweiflung, die sich heiter und witzig stellt. In keiner seiner übrigen Klagen steht das tiefe Gefühl seines Verlustes so lebendig vor uns.

Er nennt in einem Briefe an seinen Bruder (5. Jan.) jene Zeit die traurigsten vierzehn Tage, welche er jemals hatte. — „Ich war Vater eines hübschen Jungen, der gesund und munter war. Er blieb es aber nur vierundzwanzig Stunden, und ward hernach das Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder versprach er sich von dem Mahle

nicht viel, zu welchem er eingeladen wurde? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater gewesen bin. Die Freude war so kurz und die Betrübniß ward von der größten Besorgniß so überschrieen!" — Diese Besorgniß galt dem Zustande seiner Frau, die zehn Tage ohne Besinnung lag, — während welcher schrecklichen Zeit man den unglücklichen Gatten jeden Tag und jede Nacht ein paar Mal von ihrem Lager wegjagte, mit dem Bedeuten, daß er ihr den letzten Augenblick nur „saurer" mache. Einmal schien Hoffnung da zu sein, daß sie gerettet werden könne, „deren Umgang ihm jede Stunde auch in ihrer gegenwärtigen Lage immer unentbehrlicher wurde". Aber am 7. Januar schreibt er an Eschenburg: „Die Hoffnung zur Besserung meiner Frau ist wieder sehr gefallen; und eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen." Am 10. Januar schreibt er an denselben: „Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht." — Alle späteren Briefe athmen die trübe Seelenstimmung, aus welcher er sich nicht wieder herauszuringen vermochte. Wenn er an seinen Bruder schreibt: „Daß Du sie gekannt hättest! Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage weiter nichts von ihr. Aber wenn

Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nicht wieder so sehen, als unser Moses mich gesehen hat, so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden", oder am Tage nach ihrer Beerdigung: „Wenn ich mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere mit ihr zu verleben, wie gerne wollte ich es thun. Aber das geht nicht, ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein zu duseln; ich habe dieses Glück unstreitig nicht verdient. Ein guter Vorrath von Laudanum literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen"; — wer erkennt da nicht in jedem Worte den vollen Ausdruck eines herzzerreißenden Schmerzes?

Seit dem Tode seiner Frau fühlte er sich unsäglich vereinsamt; dazu kamen Sorge für das Hauswesen, — ein ihm ganz fremdes Gebiet, die Sorge für die Zukunft seiner Stiefkinder in Dingen, welche seine verständige und gewandte Frau besser als er erledigt haben würde, ängstigte ihn. Er schreibt an Elisa Reimarus (9. August 1778): — „Ich bin mir ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen kann. Ich werde täglich von hundert Verdrüßlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Wie oft möchte

ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich habe sein wollen wie andere Menschen. — Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirrsche eins mit den Zähnen und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen, genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!" —

Und gerade in dieses Unglücksjahr fallen seine Hauptstreitschriften gegen Johann Melchior Göze, Hauptpastor in Hamburg, — durch welche des großen Mannes letzte Lebensjahre die unruhigsten, aber auch, obgleich bei geschwächter Gesundheit, die thatenreichsten und geistig kraftvollsten seines Lebens wurden. Wenn sich in diesen Streitschriften einerseits die Herrlichkeit einer unübertroffenen Dialectik offenbart, so sind sie andererseits vollendete Muster der Reichhaltigkeit, des Ernstes und der Laune, der Gelehrsamkeit und des Witzes, des Tones und der Sprache; sie würden ihren Verfasser unsterblich machen, wenn nichts, als sie, von demselben bekannt wäre.

Reimarus, Professor in Hamburg († 1768), war ein sehr gründlicher, grammatisch gebildeter Philolog, und überhaupt im Besitz eines großen Umfangs wissenschaftlicher Kenntnisse, vorzüglich der Philosophie und Naturwissenschaften, und berühmt durch seine Abhandlungen über die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion und die Vernunftlehre,

als eine Anweisung zum richtigen Gebrauch der Vernunft in der Erkenntniß der Wahrheit ꝛc. ꝛc. Von den in dem letzten Werke aufgestellten Regeln machte er eine Anwendung gegen das Positive des Christenthums, und theilte seine Forschungen als Fragmente nur seinen vertrautesten Freunden im Manuscripte mit. Lessing erhielt eine Abschrift davon, und gab diese unter dem Vorgeben, er habe sie in der Wolfenbüttel'schen Bibliothek gefunden, unter dem Titel: „Fragmente eines Ungenannten" heraus. Weil diese Fragmente einen kühnen und heftigen Angriff gegen die in einigen Schriften alten und neuen Testaments mitgetheilten Thatsachen, zumal gegen die Aechtheit und Uebereinstimmung der Evangelien, enthielten, weil sie den historischen Grund des Christenthums zu erschüttern, die Auferstehung Jesu zu verwerfen, den Zweck Jesu und seiner Jünger in ein anderes Licht zu stellen schienen, wie bisher, weil viele, namentlich die orthodoxen Theologen, wähnten, daß Grund und Eckstein des Offenbarungsglaubens nun vernichtet, der Deismus eingesetzt werden solle, Christus dann als bloßer Mensch erschiene und die Wunder nur in das Bereich der natürlichen Thatsachen, Heilungen u. s. w. fielen, — so erhob sich der ganze Chor der theologischen Zeloten gegen ihn und schrie sein: „Verflucht, wer nicht unsers Glaubens ist", wie

einst der Apostel Paulus, und noch jüngst Krummacher in seinem Elias der Thisbiter.

Und doch hatte der große Rechtdenker unter den Freidenkern bei der Bekanntmachung der Fragmente keinen andern Zweck, als der Wahrheit zu dienen; er wollte zur Untersuchung, zur Prüfung, zur Widerlegung reizen. Er hatte die Fragmente bekannt gemacht, weil seine Ansicht war: „Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit sei Gott empfohlen, weil nicht was man für Wahrheit hält, sondern die aufrichtige Mühe, die man sich um sie giebt, den Werth des Menschen macht, weil der Geist des freien Denkens und der denkenden Freiheit sein Protestantismus war, weil das Streben nach Wahrheit ihm würdig erschien, als die ohne Mühe gewonnene Wahrheit. Man kann seinen unauslöschlichen Durst nach Erkenntniß nicht nachdrücklicher bezeichnen, als er es selbst thut: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gieb, die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!" —

Das meiste Aufsehen machte das fünfte Fragment,

in welchem dem Stifter des Christenthums Schuld gegeben ward, er habe eine Empörung stiften und auf den Umsturz des jüdischen Reichs seine eigene königliche Würde und Regierung gründen wollen. Jetzt wurde der Angriff der theologischen Eiferer ein wüthender. An ihrer Spitze stand der Hamburger Hauptpastor Göze, „der Kapitalhengst der orthodoxen Heerde", wie ihn Bahrdt nennt, eben derselbe, mit welchem früher Lessing über gelehrte Sachen eben so gern disputirt, als er dessen alten Rheinwein gern getrunken hatte. — Göze wachte unermüdet über die Reinheit des protestantischen Lehrbegriffes nach dem strengsten Sinne der symbolischen Bücher und witterte überall Ketzereien und gefährliche Anschläge gegen das Heil der Kirche. Alle, welche er für gefährliche Neuerungssüchtige hielt, mußten eine Lanze mit ihm brechen, wie z. B. Basedow, Göthe, wegen Werthers Leiden, und sahen sich nicht selten in Gefahr, von dem wüthenden Geschrei des leidenschaftlichen Mannes überwältigt zu werden. „Ueberschreien können Sie, lieber Herr Pastor, mich alle acht Tage, Sie wissen wo", schrieb ihm einst Lessing, „Ueberschreiben sollen Sie mich gewiß nicht." Zweimal hatte Lessing das Duodezpäpstlein gekränkt. Einmal durch eine Antwort, welche Göze ärgerte, und dann durch eine Vergeßlichkeit. — Als in Hamburg einmal in einer Gesellschaft, in wel-

cher sich auch Göze befand, die doppelte Frage aufgeworfen wurde, ob ein Prediger Comödien machen dürfe? — und ob ein Comödienschreiber Predigen machen könne? — beantwortete Lessing die erste: wenn er kann! und die zweite: wenn er will! und bewies, daß Molière und Shakspeare vortreffliche Predigten gehalten haben würden, wenn sie statt der Bühne die Kanzel hätten besteigen wollen; denn wer Logik in der Comödie zeige, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht mangeln, während ein unlogischer Predigerkopf, und wenn er „der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne" wäre, nimmermehr auch nur eine erträgliche Comödie zu Stande bringen würde. — Einen Comödianten, eine so unheilige Person, mit einem Prediger, der verkörperten Heiligkeit, auch nur im Entferntesten in irgend etwas vergleichen zu wollen, erschien dem Herrn Hauptpastor eine Verhöhnung des Heiligen, und er warf damals schon einen Groll auf Lessing. — Dieser vergrößerte sich durch eine Versäumniß desselben: — Göze reist nämlich durch Wolfenbüttel, um sich mündlich mit Lessing über die Fragmente zu benehmen. Da er denselben nicht zu Hause traf, so ersuchte er ihn schriftlich, eine Bibelstelle mit einer in der Wolfenbütteler Bibelausgabe zu vergleichen, ob sie zusammenstimmten. Lessing, grade damals durch seine häuslichen Leiden

tief gebeugt, vergaß dies. Der Pastoralstolz Göze's fühlte sich dadurch beleidigt, er beklagte sich über die Nachlässigkeit des Wolfenbütteler Bibliothekars in der „schwarzen Zeitung", und rühmte dafür die Höflichkeit eines berühmten Geistlichen, des Generalsuperintendenten Knittel aus Wolfenbüttel, eines Gegners Lessing's, der ihm schon mit umgehender Post Auskunft gegeben habe. Lessing wollte sich schriftlich gegen den Gekränkten entschuldigen, — und vergaß auch das. Der Hauptpastor aber vergaß diese Kränkung nicht und machte (1738) die „schwarze Zeitung" oder die „Ziegraischen freiwilligen Beiträge" zum Kampf- und Tummelplatz wider die Fragmente und ihren Herausgeber. Er begann zuerst in einem ziemlich glimpflichen und anonymen Ausfalle, „wozu er sich in seinem Gewissen verbunden fühlte, die Auferstehungsgeschichte gegen die Fragmente des Ungenannten retten zu wollen", welcher behauptet hatte: „Die Auferstehung Christi ist auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangelisten darin sich widersprechen". Er hatte auch zehn Widersprüche angeführt. Lessing hatte dazu bemerkt: „Die Auferstehung Christi kann ihre gute Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten der Evangelisten widersprechen." — Göze aber, welcher diese Ansicht für eine hämische, verdeckte Bestätigung der Meinung des Fragmentisten hielt, behauptete: „Die

Auferstehung Christi ist schlechterdings zu glauben, denn die Nachrichten der Evangelisten davon widersprechen sich nicht, oder nur anscheinend, und wenn dies letztere der Fall sei, so sei es der Weisheit des heiligen Geistes nicht unanständig gewesen, anscheinende Widersprüche in die Erzählungen der Evangelisten mit einfließen zu lassen, damit so weniger der Verdacht der Abredung, den eine gar zu sichtliche Uebereinstimmung erwecken würde, auf sie fallen könne." In seiner Duplik zählt Lessing die zehn Widersprüche des Fragmentisten auf, welche dieser bei den Evangelisten selbst gegen die Auferstehungsgeschichte gefunden, — vertheidigt diesen, beantwortet die Anklagen und schließt: „Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte Meinung wirken soll und kann. Vielleicht soll sie so viel nicht wirken, als sie wirken könnte. Vielleicht soll nach Gesetzen einer höheren Haushaltung das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich genießen können. Ist das, so verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit! die allein weiß, wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm Dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen, so sind Deine Goldkörner unverloren!"

Göze wurde nur um so heftiger: „In dem 55. Stück der Ziegraischen freiwilligen Beiträge," sagt Lessing, „ist sein Eifer noch gemäßigt, er nennt weder den Sack noch den Esel, auf die sein Stecken zuschlägt, — er ist die Katze, die um den heißen Brei geht, — im 61. Stück ist er der Eber, der blind auf den Spieß zurennt, ging es vorher anonymisch, so ist es jetzt Lessing namentlich hinten und vorne, muß Lessing namentlich geknippen werden, so oft er den Krampf in die orthodoxen Finger bekömmt." —

Er erzählte dem fanatischen Eiferer, in dessen mit Donnerstimme ausposaunten Ansichten nur immer das hervorklang: „Hier ist der wahre Christus, — hier der wahre Luther, — hier der wahre biblische Glaube, hier die wahre Religion", eine köstliche Parabel. —

„Ein weiser thätiger König eines großen, großen Reiches hatte in seiner Hauptstadt einen Palast von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem Alle um sich versammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur, denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch und sie entsprach doch.

Sie gefiel vornehmlich durch die Bewunderung,

welche Einfalt und Größe erregen, wenn sie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten als zu entbehren scheinen.

Sie entsprach durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palast stand nach vielen, vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten, von außen ein wenig unverständig, von innen überall Licht und Zusammenhang.

Was Kenner von Architektur sein wollten, wurden besonders durch die Außenseiten beleidigt, welche mit wenig hin und her zerstreuten großen und kleinen, runden und vierecken Fenstern unterbrochen waren, dafür aber desto mehr Thüren und Thoren von mancherlei Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen könnte, denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfingen, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu so viele und so vielerlei Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl schicklicher wäre und eben die Dienste thun würde. Denn daß durch die mehreren kleinen Eingänge ein Jeder, der in den Palast gerufen würde, auf dem kürzesten und unfehlbarsten Wege

grade dahin gelangen solle, wo man seiner bedürfe, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Und so entstand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeinlich Diejenigen am hitzigsten führten, die von dem Innern des Palastes viel zu sehen die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da Etwas, wovon man bei dem ersten Anblick geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig sehr leicht und kurz machen müsse, was ihn aber grade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nämlich verschiedene alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Palastes herschreiben sollten; und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut als verloren war.

Ein Jeder erklärte sich daher diese Worte und Zeichen nach eigenem Gefallen. Ein Jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen neuen zusammen, für welchen neuen nicht selten Dieser oder Jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch Andere darauf zu schwören bald beredete, bald zwang.

Nur Wenige sagten: „Was gehen uns eure Grundrisse an?“ Dieser oder ein Anderer: „Sie sind uns alle gleich! Genug, daß wir jeden Augenblick erfah-

ren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Palast erfüllt, und daß sich aus ihm nichts als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet.“ —

Sie kamen oft schlecht an, diese Wenigen! Denn wenn sie lachenden Muthes manchmal einen von den besonderen Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von Denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Palastes selbst ausgeschrieen.

Aber sie kehrten sich daran nicht, und wurden dadurch am geschicktesten, grade Denjenigen zugesellt zu werden, die innerhalb des Palastes arbeiteten, und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl beigelegt als eingeschlummert war, einsmals um Mitternacht, erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: „Feuer! Feuer! in dem Palaste!“

Und was geschah? Da fuhr Jeder von seinem Lager auf, und Jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaste, sondern in seinem eigenen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte, — nach seinem Grundrisse. „Laßt uns den nur retten!“ dachte Jeder, „der Palast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier steht!“

Und so lief ein Jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo, anstatt dem Palaste zu Hülfe zu eilen, Einer dem Andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Palast vermuthlich brenne. „Sieh', Nachbar! Hier brennt er! Hier ist dem Feuer am besten beizukommen. Oder hier vielmehr, Nachbar, hier! Was hätt' es für Noth, wenn er da brennte? Aber er brennt gewiß hier! Lösch' ihn hier, wer da will! Ich lösch' ihn hier nicht! Und ich hier nicht! — Und ich hier nicht!

Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Palast, wenn er gebrannt hätte. — Aber die erschrockenen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten."

Lessing sah den hierarchischen Bestrebungen der protestantischen Pastoren, deren jeder ein Päpstlein sein wollte, zuerst und klar tief in die Karte, er sah es wohl, daß, so lange diese Hierarchen mit ihrem Formel- und Buchstabenkram, mit ihrer Buchstabenauslegung der heiligen Schrift die Schulmeister der Nation machen würden, keine Emancipation aus der drückenden Bevormundung zu erlangen sei; darum ging er diesen prüden, zelotischen, steifleinenen Orthodoxen in ihren Schlafröcken, Schlafmützen und Pantoffeln zu Leibe, die immer auf Luther und die Stabilität in Glaubenssachen pochten. Er bewies, daß der wahre Lutheraner

nicht Luthers Schriften, sondern Luthers Geist sich zur Richtschnur dienen lassen solle, und Luthers Geist erfordere schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eignen Gutdünken fortzugehen hindern müsse; daß man aber Alle daran hindere, wenn man auch nur Einem verbieten wolle, seinen Fortgang in der Erkenntniß andern mitzutheilen, denn ohne diese Mittheilungen im Einzelnen sei kein Fortgang im Ganzen möglich. „O“, sagt Lessing in seinem „Absagungsschreiben,“ „o daß Luther darüber urtheilen könnte! Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, Du! Großer verkannter Mann! Und von Niemandem mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, Deine Pantoffeln in der Hand, den von Dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig daher schlendern. — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst; wer erlöst uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens? Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie Du es jetzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde? Wer?“ —

Endlich schien der Hauptpastor Göze in seiner Schrift „Lessing's Schwächen“, 2. Stück S. 66. „nach langem ärgerlichen Aufheben, wie dies nur bei der schlechtesten Art von Klopffechtern Gebrauch ist, zur Klinge zu kommen,“ — er warf die Frage auf: „Ob

die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre und fordert Lessing auf zu sagen: was für eine Religion er unter der christlichen Religion verstehe? drängt ihn auch gewissermaßen zu dem später von ihm ausgesprochenen Glaubensbekenntniß. Lessing giebt darauf eine Erwiderung, und diese „nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage", mit ihren Folgen, vorzüglich dem Antigöze (11. Stück) bilden den Kern und Mittelpunkt des Streites und sind Meisterstücke prosaischer Darstellung, alle 1778 geschrieben. Lessing versteht unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubensartikel, welche in den Symbolen der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind, und will sogar das sogenannte Apostolische Glaubensbekenntniß, was in den drei Artikeln enthalten ist, so wie das Athanasianische Glaubensbekenntniß dahin rechnen, ob es schon ausgemacht sei, daß diese zu jenen gar nicht gehören. Dann thut er in zwanzig Paragraphen dar, wie die Schriften des neuen Testamentes, so wie sie unser jetziger Kanon enthält, den ersten Christen unbekannt gewesen seien, und die einzelnen Stücke, welche sie ungefähr daraus kannten, nie bei ihnen in dem Ansehn gestanden hätten, in welchem sie bei ei-

nigen von uns nach Luthers Zeit stehn, daß es sogar den Laien der ersten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet sei, wenn sie dem geschriebenen Worte eines Apostels mehr hätten glauben wollen, als dem lebendigen Worte ihres Vorstehers (Bischof). Er wieß nach, daß so einfach die entschieden demokratische Verfassung der ersten Christen, so einfach auch ihre Lehre gewesen sei. Es genügte an den einfachsten, unmittelbarsten Grundwahrheiten, die in der sogenannten regula fidei (Glaubensregel) enthalten waren. Diese Glaubensregel aber umfaßte die Anerkennung, daß Gott der Schöpfer der Welt, daß Jesus Christus, der Sohn des Vaters, in's Fleisch gekommen, der Christ sei, daß er den heiligen Geist gesandt habe, und einst wiederkommen werde nach der Auferstehung des Fleisches zum jüngsten Gericht. Diese Glaubensregel war da, ehe noch ein einziges Buch des neuen Testamentes existirte, und vier Jahrhunderte lang begnügten sich die Christen mit ihr. Nach ihr wurden die Schriften der Apostel beurtheilt, der Kanon des neuen Testamentes im dritten und vierten Jahrhundert zu Stande gebracht, nach ihr sind Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu Verfassern hatten, oder zu haben vorgegeben wurde, die sogenannten apocryphischen Bücher des neuen Testamentes. Diese Glaubensregel sei der Fels, auf welchem die Kirche Christo erbaut

worden, und nicht die Schrift, nicht Petrus und dessen Nachfolger. — Die Religion Christi fand Lessing in dem Testament des Evangelisten Johannes: Kindlein liebet Euch unter einander. Und diese Sätze hatte er aus eigner, sorgfältiger, mehrmaliger Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gesammelt, und war im Stande, wie er dazu noch aufforderte, mit den gelehrtesten Patristikern darüber in die schärfste Prüfung sich einzulassen, der Belesenste konnte in dieser Sache nicht mehr Quellen als er haben. Lessing's Glaubensbekenntniß aber war: „Ich glaube an Gott und die göttliche Kraft, welche er in den Geist des sterblichen Menschen gelegt hat; und ich verehre die großen Segnungen des Christenthums, — aber ich erkenne den Aberglauben nicht an, daß die Gränze der Annäherung an Gott positiv feststehe, daß die eine Form der Gottesverehrung, wenn sie rein und andächtig ist, von einem mindern Werthe, als die anders reine und andächtige, — daß die **eine** Form, wenn sie unvernünftig und abgöttisch ist, an sich von tieferm Unwerth, als die anders unvernünftige und abgöttische sei!" —

Wie konnte nun Lessing bei solchem Bekenntnisse

für den bösen Feind des Christenthums erklärt werden, wie konnte man ihn überhaupt an sich gegen Religion eingenommen glauben. Man lese das vorn angeführte Bruchstück aus dem Freigeist (IV. 3), um zu erfahren, was er von Religion hält. Man klagte ihn des Spinozismus an, weil er von Spinoza's Satze durchdrungen war: „Die Seligkeit ist nicht die Belohnung der Tugend, sondern die Tugend selbst"; weil er schrieb: „Die Zeit wird kommen, da der Mensch das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht, weil willkührliche Belohnungen darauf gesetzt sind", weil gegen die Lehre der Orthodoxen vom Gutthun, um im Himmel belohnt zu werden, nicht um des Guten selbst willen, aus reiner uneigennütziger Liebe für dasselbe, sich sein ganzes Innere revoltirte. Man lese Alles, was er den Gegnern seines Ungenannten erwiderte, seine Schrift über den Beweis des Geistes und der Kraft, sein Testament Johannis, seine Duplik, seine Parabel, seine Axiomata, seinen ganzen Streit mit Göze, — zeigte er sich da etwa irreligiös? Nein, er will durch den Streit den Geist der Prüfung nähren, er will verhindern, daß sich die geschminkte Unwahrheit an die Stelle der Wahrheit setze, er will das religiöse Leben vor der Versumpfung bewahren. Man macht ihm zum Vorwurf, daß er im Streite so heftig wurde; — wer

aber reizte ihn? der Stolz, die kalte Verachtung, die hämischen Vermuthungen, die unwürdigen Verläumdungen, die langweiligen Armseligkeiten seiner Gegner. Wie schmachvoll wollte man ihn durch das Märchen von 1000 Ducaten verdächtigen, welches zuerst in einem Wiener Tageblatte ausposaunt, und durch Lessing's Stiefsohn widerlegt wurde. Weil man Lessing's ewige Geldverlegenheit kannte, so hatte man dies benutzt um auszusprengen, die Amsterdamer Judenschaft habe ihm für die Herausgabe jener Fragmente gegen das Christenthum 1000 Ducaten gegeben. Der Erfinder des Märchens bedachte jedoch nicht, daß in den Fragmenten die jüdische Religion selbst oft sehr übel wegkömmt. — Mochte aber Lessing, wo er Untersuchungen und Widerlegungen erwartete, nur Anschwärzungen, Verunglimpfungen, Verläumdungen, Verdammungen erfahren und mit Luthers Derbheit, mit schneidenden Witzen, mit höhnendem Spotte, den ihm sich entgegenstellenden Pharisäerstolz, dessen grundlose Behauptungen und verketzernden Beschuldigungen niederschlagen; — immer spricht er mit Ernst und Würde von dem Stifter des Christenthums, verficht die innre Wahrheit desselben und will diese retten von dem ihm nicht Gehörigen, von mißverstandner Rechtgläubigkeit, von gehaltloser Vernünftelei! —

Lessing mußte aufhören weiter zu schreiben, — nicht weil seine Gegner ihm Irrthümer bewiesen, — er unterlag, wie einst Huß und Savonarola der plumpen Macht der Hierarchie und der Polizei. Freilich mußte Göze und sein Anhang, die Partei der sogenannten Frommen Alles aufbieten, damit Lessing's freisinnige religiöse Ansichten nicht allgemeine Verbreitung fänden, — meinte doch Göze selbst, daß die Bemerkungen Lessing's zu den Fragmenten viel gefährlicher seien, als die Fragmente selbst, — was würde sonst auch aus der Hierarchie, welche die Priester so gern mit der Kirche identificiren, geworden sein? Noch jetzt müssen alle die Theologen gegen solche Lessing'sche Bestrebungen sein, welche die alte gespenstische Nacht der Hierarchie und bocksteifen breiten Orthodoxie wieder heraufzubeschwören bemüht sind selbst erlaubte Vergnügungen als Werkstätten des Teufels betrachten, lehren, die Wiedergeburt zum heiligen Leben geschehe durch einen plötzlichen Durchbruch der göttlichen Gnade, ihre Anhänger mißtrauisch gegen Andersdenkende machen, eine mystische Terminologie aufbringen und den Schwachen den Kopf verrücken, so wie denen, deren Christenthum nur eine mystische Herzensreligion ist, welche den Geist der Frömmelei, das Schwelgen in religiösen Gefühlen athmet, oder welche ihre Vernunft in die Winkel der mystischen

Camera obscura unter Spinnweben verstecken. — Und doch ist diese Gefühlskränkelei in Religionssachen rein unreligiös, bloßes Zier- und Affectationswesen, eine geistliche Koketterie! Wahre Religion kann nur aus dem Verstande in das Herz kommen, ihr Heiliges nur gefühlt werden, wenn wir es begriffen haben. Was nicht aus dem Geiste geboren ist, ist eitel Wahn, Lüge und Trug. Die Religion erwärmet, erhebt das Herz nur, als Kind des Lichts, nicht als ein in dunkeln Gefühlen spukender nebelfeuchter Nachtschauer. Die Fühler und Gemüthler, welche sich bemühen, ihre Proselyten aus dem hellen Hause der Gotteserkenntniß in ihre mystischen Kellergewölbe hinabzuziehen, haben weder Gefühl noch Gemüth. Es sind hohle und engherzige Menschen, die wie Astolpho im rasenden Roland eine Reise nach dem Monde machen sollten, um ihren verlornen Verstand wieder zu holen, Phantasten, welche zum Theil unter Aufsicht der Polizei gestellt werden sollten, denn es giebt unter ihnen gar gefährliche Narren, die sich die Religion wie eine Vogelscheuche zusammenflicken, die sie dann mitten in das Feld der Politik hineinsetzen, um die Spatzen der öffentlichen Meinung daraus zu verjagen, — die auf Formen und heuchlerisches Außenwesen mehr geben, als auf den Schmuck des innern Menschen. — Es sind Wölfe in Schafskleidern. Denn unter dem Deck-

mantel der Frömmigkeit und Demuth, der Liebe und der Einfalt tragen sie den Eigennutz, die Lieblosigkeit, den Hochmuth. Wie unduldsam sind sie, der Streit mit Lessing zeigt es, denn die Meinung, die höchsten Wahrheiten allein zu wissen, ist auf das Tiefste mit der Natur und dem Wesen solcher Theologen verwachsen. Wehe dem, wer am Geßlerhute der Frömmelei, den sie hoch errichtet haben, ohne Reverenz zu machen vorbei geht, ihn verketzern sie, oder suchen ihm sonst auf jede mögliche Weise zu schaden.

Frieden verkündeten einst die Engel bei der Geburt des Heilandes. Friede auf Erden! Friede ist auch der Hauptzweck des Christenthums! Wer hat ihn aber wohl mehr gestört, die gräßlichsten Kämpfe entzündet und Verfolgungen erhoben, als frömmelnde Theologen, dadurch, daß sie das Princip der Toleranz, und in diesem Sinne geschehene Aussprüche, wie den des Kirchenvaters Tertullian: „es ist nicht Sache der Religion zur Religion zu zwingen" und des Lactantius: „die Religion ist vollkommen Sache der Freiheit" — oder den Bibelspruch: „In allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, ist ihm angenehm", mißachteten. Die Geschichte der katholischen Kirche bis zu der Einkerkerung des Madiaischen Ehepaars in Florenz, und die Geschichte der protestantischen Kirche von dem

Flammentode Servets an bis in die neuesten Zeiten zählt Beispiele genug auf. — Sie hassen die Aufklärung, weil diese die Hierarchie und den Mysticismus bekämpft, welche dunkeln Mächte nur im Dunkeln zu fechten vermögen, nur im Dunkeln Kräfte haben. Im Lichte der Aufklärung sinken sie zur Ohnmacht herunter, sind nur Gespenster, die in der Nacht poltern, und sie befürchten, daß ihnen die Aufklärung diese Nacht entreiße, daß durch sie das Volk erfahre, wie in der wahren Religion es sich nicht um Worte handele, um das Maul brauchen, um andächtiges Schwärmen, sondern um That und Leben, Leben und Handeln aus tief innerster Gesinnung heraus. Beträte der Heiland jetzt die Erde noch einmal, er würde mit Einer Geißel, welche ihm nöthig war, die Verkäufer aus dem Tempel zu treiben, gegen diese Verschacherer des Heiligsten nicht ausreichen, aber er würde auch mehr als einen Judas unter ihnen finden.

An dieser theologischen Partei, welche dem Princip der protestantischen Kirche untreu geworden ist, und sich eben so steif an den Buchstaben der Schrift, wie der symbolischen Bücher hält, wie die römische Curie an die Infallibilität der Kirche, haben der Papst und die Jesuiten, welche dem alten Römergeiste stets getreu, in strenger Consequenz und unverrückten Auges ihre Zwecke verfolgen, und wo sie zum Nach-

geben gezwungen wurden, immer wieder in's Alte umzulenken, überhaupt durch eine mehr als tausendjährige Schule in allen Intriguen der Diplomatie wohl geübt sind, — eine mächtige Stütze gefunden. —

Doch hoffen wir, daß in der christlichen Kirche einmal der Tag anbrechen wird, welcher unsere Religion von Menschensatzungen reinigen, und das Beknechten der Vernunft, alle antievangelischen Bestrebungen vernichten und zu einer wahren und ächten Theologie, d. h. zu der vollkommensten Rechtfertigung des Christenthums vor dem denkenden Geiste verhelfen wird, so viel auch einflußreiches Thun des Obscurantismus dagegen arbeitet. — Manche fürchten zwar, daß es dann mit Kirche und Evangelium vorbei sei. Heißt das denn aber der Vernunft huldigen, sich von dem Evangelio emancipiren wollen? — Heißt es das Fundament der Kirche untergraben, Menschensatzungen nicht mehr als Autorität, nur das reine Evangelium als solche gelten zu lassen? — Oder man hört wohl, auf diesem Wege wird die Kirche immer mehr eine zerrissene Bettlerin werden, sich immer mehr zerspalten. Man irrt sich! — Mögen dann auch über Bibelworte und Lehrsätze und einmal eingeführte Gebräuche verschiedene Meinungen sein und Trennungen zwischen Tausenden und Hunderten hervorbringen. Grade daß dann die einzelnen, neu entstehenden Töchterkirchen, die eine

mehr, die andere weniger von der Verlassenschaft der alten Kirche behalten werden, ist natürlich und erfreulich zugleich. Erst durch diese Verschiedenheit und Abweichung wird die wahre Einheit der Kirche sichtbar werden, grade wie in der Vielfältigkeit der unzähligen Pflanzengewächse vom Moose bis zur Ceder die Einheit des Pflanzenreichs erscheint. Und immerfort dem Fortschritte in der Bildung huldigend und nur das Evangelium als Richtschnur für ihren Glauben annehmend, werden zuletzt alle scheinbar äußerlich getrennten Gemeinden zu dem einen Quell gelangen, aus welchem Christus schöpfte, der nur drei Thautropfen des Himmels hinreichte: Wahrheit, Freiheit, Liebe!

Diese Dreiheit war auch das Lessing's schriftstellerisches Leben bewegende Element; — er ist ihr Märtyrer geworden. — Wir sagten schon, daß sein edler Geist der Macht der Hierarchie und der Polizei hatte weichen müssen. Weil Götze Lessing wohl überschreien, aber nicht überschreiben konnte, so denuncirte er ihn, — es war grade das 11. Stück von Antigötze erschienen — bei der Braunschweiger Regierung. Der Erbprinz, Lessing's Gönner, war abwesend, — der alte Herzog krank und stumpf. — Der fromme Kanzler, Herr von Praun, glaubte jetzt die günstigste Zeit, ihm den langgenährten Groll über seine „Eigenmächtigkeit in

der Bibliothek“ und „seinen gelehrten Unfug“ bitter fühlen zu lassen. Ein Rescript des geheimen Ministeriums erklärte ihm: „daß man ihm seiner theologischen „Fragmente“ wegen die früher von Seiner Durchlaucht ihm allergnädigst verliehene Censurfreiheit nähme, weil er die der Censurfreiheit beigefügte Bedingung, nichts drucken zu lassen, was die guten Sitten und die Religion beleidigen könne, muthwillig übertreten habe.“

Zugleich erhielt die Waisenhausbuchhandlung in Braunschweig (6. Juli 1778) den Befehl, auch nicht das Geringste mehr von Lessing in Druck anzunehmen, bevor nicht das Ministerium das Manuscript geprüft und das Imprimatur ertheilt habe. Was etwa unter der Presse wäre, solle nicht ausgegeben, dagegen ein Verzeichniß von den vorräthigen Exemplaren des dritten und vierten Theils der Beiträge, nebst einer Angabe, was daraus gelös't, eingereicht, und kein Exemplar mehr davon verkauft werden.

Lessing protestirte gegen ein solches Verfahren, reis'te nach Braunschweig, wurde aber nirgends vorgelassen. In gereizter Stimmung entwarf er ein „Rechtfertigungsschreiben“ an das Ministerium: „Er glaube nicht gegen die ihm vorgeschriebene Bedingung gesündigt zu haben. Es wäre ja von jeher erlaubt gewesen, die Einwürfe der Ungläubigen gegen die Religion bekannt zu machen, damit man den

21 *

Rechtgläubigen Gelegenheit verschaffe, sie beantworten zu können, und unser Glaube nicht den Vorwurf erhalte, daß man irgend etwas, was dagegen gesagt werde, unterdrücke. Er würde eher die ganze Herausgabe seiner Beiträge aufgeben, als sich einer so unchristlichen Einschränkung unterwerfen, die dem regierenden Herzog gar nicht ähnlich sehe. Er selbst habe ja die Fragmente mit einer Widerlegung begleitet, die von unverdächtigen Theologen mehr gelobt werde, als ihm die Bescheidenheit nachzusagen zulasse. Er werde aber dessen ungeachtet gehorchen und von den Fragmenten nichts mehr drucken lassen, ehe er es nicht einem fürstlichen Ministerium zur Untersuchung vorgelegt; doch hoffe er, daß Hochdasselbe der Waisenhausbuchhandlung bedeuten werde, unter das Verbot der Fragmente seine Antigözischen Blätter nicht mitzurechnen, denn diese bitte er, nach wie vor, ohne Censur in dem Verlage derselben drucken lassen zu dürfen. Er wäre in diesem Streite der angegriffene Theil. Das Bitterste, was er gegen Göze bisher vorgebracht, wären Höflichkeiten gegen das, womit Göze ihn beleidigt; und der ganze Streit habe auf die christliche Religion keinen Einfluß." —

Der Minister von Praun, ein Werkzeug in der Hand der Frommen im Lande, nahm auf Betrieb dieser auf die Rechtfertigung Lessing's auch nicht die ge-

ringste Rücksicht, sondern wußte den Herzog zu einem Befehle zu bestimmen: „Lessing solle das Manuscript des Ungenannten mit den etwa daraus genommenen Abschriften binnen acht Tagen unfehlbar einschicken, auch sich aller ferneren Bekanntmachungen dieser Fragmente und anderer ähnlicher Schriften, bei Vermeidung schwerer Ungnade, enthalten. Auch habe er die Urkunde der Lossprechung von der Censur zurückzuliefern."

Lessing fügte sich diesem Befehle mit stoischer Verachtung seiner Gegner ungesäumt. Er sandte sowohl die verlangte Urkunde, als auch das Manuscript mit dem Bemerken ein, daß sich die wenig fehlenden Bogen noch in der Hand des Erbprinzen befänden und bat, um sich über die Ablieferung des Manuscripts aus der Bibliothek legitimiren zu können, um einen Empfangschein. Zugleich zeigte er an, daß der kleine Theil des, der Bibliothek gehörenden ersten Entwurfs bereits in mehreren Abschriften circulire, — würde also von neuem davon gedruckt, so möge man keinen Verdacht auf ihn werfen. — Er erhielt den Bescheid, daß man seine Bitte, der Krankheit des Herzogs wegen, nicht Genüge leisten könne und zugleich die Verwarnung, in Zukunft dem fürstlichen Consistorio kein Aergerniß wieder zu geben. — Weil aber Lessing genau wußte, daß weder der Herzog, „der wenn er auch

unterschreiben, doch nichts mehr nachsehen kann", noch der Erbprinz an dem Verfahren gegen ihn Antheil hatten, so gab ihm das „um so viel freiere Feld, sich gegen das Ministerium „mausicht" zu machen, d. h. um Verbot und Befehl sich im Geringsten nicht zu kümmern, — und sollte er seinen Abschied fordern, den die Herren, die ihm denselben geben würden, schon zu seiner Zeit verantworten sollten." Er machte sich bald darauf „mausicht." Er ließ nämlich seine „nöthige Antwort auf eine unnöthige Frage des Herrn Hauptpastors Göze" zwar in Berlin drucken, aber Wolfenbüttel auf den Titel setzen, und aus Lust, seinen Aerger an Braun zu kühlen, zeigte er das Erscheinen dieser Schrift dem Ministerium selbst an. Er sollte aber bald erfahren, wie übel er gethan. Kurz nachher erhielt er von dem Consistorio ein fulminantes Rescript, worin ihm nicht nur verboten wurde, irgend etwas im Auslande drucken zu lassen, sondern überhaupt in Religionssachen nichts ohne specielle Erlaubniß des fürstlichen Ministerii zu publiciren. —

Lessing war dies Verbot höchst gleichgültig, — Göze mußte eben so vernichtet werden, wie einst Klotz; es kam ihm ungelegen, daß er hörte, sein Gegner sei krank. „Göze, hat man mir geschrieben, wäre krank," schreibt er an Elise Reimarus, — und müßte alle Tage zwei Stunden reiten, welches grade die zwei

Stunden wären, die er sonst zu meiner Widerlegung bestimmt hatte. Wenn das ist, so will ich noch heute anfangen, um seine Genesung herzlich zu beten. — Wenn ich dann nur gesund bin. Ein bischen Verdruß habe ich mitunter recht gern; und der liebe Gott weiß wohl, was ich gern habe und was mir gesund ist." —

Als er um diese Zeit eine Geschäftsreise nach Hamburg machen mußte und hörte, daß Göze eben einen neuen Angriff gegen ihn habe drucken lassen, setzte er sich, weder das Verbot des Braunschweiger Ministeriums noch des Consistoriums berücksichtigend, sogleich hin und schrieb eine tüchtige Antwort dagegen. Bei seiner Rückkehr nach Wolfenbüttel erwartete er ein strenges Verfahren seiner höchsten Behörde gegen sein keckes Uebertreten ihres strengen Verbotes. Es geschah jedoch nichts; man erwartete den Erbprinz von seiner Reise zurück, und das Ministerium fürchtete überhaupt, schon zu weit gegangen zu sein, um die Billigung seines Verfahrens von diesem erwarten zu können. — Aber zufälliger Weise hörte Lessing, daß ihm eine neue Verfolgung drohe. Bei einem spätern Aufenthalte in Braunschweig ließ ihn nämlich der Herzog rufen und eröffnete ihm, daß ihm sein Gesandter an dem Reichstage in Regensburg gemeldet, wie ihm der Sächsische Gesandte im Vertrauen eröffnet, daß näch-

stens an den braunschweigischen Hof ein Excitatorium von dem gesammten Corpore Evangelicorum (evangelische Reichsstände) gelangen werde, um ihn, als den Herausgeber und Verbreiter des schändlichen Fragments von dem Zwecke Christi und seiner Jünger, zu verdienter Strafe zu ziehen.“ Lessing ersuchte den Herzog, sich seiner in keinem Stücke anzunehmen, sondern in Allem ohne die geringste Rücksicht auf ihn so zu verfahren, wie er glaube, daß ein deutscher Reichsstand verfahren müsse. — Er freute sich schon auf seine Vertheidigung, — allein umsonst, — es geschah von Seite der Reichsstände nichts. — Auch der Streit mit Göze hörte auf, denn da dieser keinen neuen Angriff gegen Lessing wagte, so fand dieser auch sich nicht bemüssigt, ihn fortzusetzen. —

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, Lessing's friedlicher und dennoch für unzählig Viele hart polemischer köstlicher Darstellung der „Erziehung des Menschengeschlechts“ (1780) zu erwähnen, wodurch der ruhmvolle Streiter seinen Kriegsthaten die Krone aufsetzte! — Sie ist gleichsam sein letzter Wille an die denkende Nachwelt, und erregte allgemeines Aufsehen. Neuere haben sogar die Philosophie der Weltgeschichte von ihr datiren wollen. Sie ist reich an den trefflichsten Ideen, und so freisinnig Lessing bei den mühsamen Untersuchungen und Forschungen

zu Werke geht, so athmet doch die ganze Schrift die ungeheucheltste Ehrfurcht gegen das höchste Wesen und zeigt ihn selbst als Anhänger des geistigen Christenthums. Alle Geständnisse darin bekunden seine Ueberzeugung von dem lebendigen Geiste und von der göttlichen Offenbarung desselben im höheren Sinne; alle gründen sich auf die Hauptlehren der Religion Christi, auf den Glauben an eine göttliche Vorsehung, an eine moralische Weltregierung, an ein höheres Fortschreiten zu der sittlichen Vollendung in einem andern Leben.

Gervinus nennt die Schrift und das kleine Fragment: „Christenthum der Vernunft; Muster philosophischer Auffassung und speculativer Tiefe"; Herder meint, „daß sie mancher Theolog wohl gern geschrieben haben möchte", obgleich aus ihr hervorgeht, daß Lessing an die Seelenwanderung geglaubt, ja sogar angenommen hat (§ 93 bis 100), daß die Seele jeden Körper vollkommener verlasse, als sie ihn bezogen, und daraus das Fortschreiten der Menschheit beweisen will.

Die Darstellung beginnt: „Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist, das ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte, Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht, und

Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht." —

Dann zeigt er, wie Gott bei seiner Offenbarung ebenso eine gewisse Ordnung, ein gewisses Maaß habe halten müssen, — wie es der Erziehung des Menschen nicht gleichgültig ist, in welcher Ordnung sie die Kräfte des Menschen entwickelt. — Wäre auch der erste Mensch mit dem Begriffe von einem einigen Gotte ausgestattet gewesen, so habe doch natürlicherweise endlich Aberglauben und Vielgötterei entstehen müssen. — Gott wollte nun weder, noch konnte er mehr sich jedem einzelnen Menschen offenbaren; er offenbarte sich einem Volke, und zwar den in Aegypten verrohten Israeliten, und gewöhnte es allmählig zu dem Begriffe des Einigen, — dabei sind nur köstliche Seitenblicke auf die Völker gethan, welche bei dem Lichte der Vernunft ihren Weg weiter fortsetzten. — Dann wird die Offenbarung Gottes Schritt um Schritt in dem Schicksale des israelitischen Volkes auf das bündigste dargethan, — bis es, so wie die Griechen und Römer, dahin geführt war, daß ein anderes *wahres*, nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf ihre Handlungen gewönne. Ein besserer Pädagog als Moses mußte kommen, — *Christus* erschien und war der erste *zuverlässige, praktische* Lehrer der Unsterblichkeit der Seele. — Doch nun lese man selbst, welche

Mittel zur Erziehung des Menschengeschlechts durch Christus geboten sind. — Wie die Offenbarung früher das Volk Israel aus dem Zustande der Kindheit in das Knabenalter führte, so führte Christus die Menschheit in das Jünglingsalter: — die Zeit, in welcher die Menschheit in das Mannesalter tritt, muß noch kommen.

§. 81 ꝛc.

„Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufe der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! Die Erziehung hat ihr Ziel: bei dem Geschlechte nicht weniger, wie bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen. Darauf zweckt die menschliche Erziehung ab und die göttliche sollte nicht dahin reichen? Lästerung!

Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des neuen Bundes versprochen wird.

Geh Deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an Dir nicht verzweifeln. Laß mich an Dir nicht verzweifeln, wenn selbst mir Deine Schritte scheinen sollten, zurück zu gehen. Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie im-

mer die grade ist. Du hast auf Deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen! so viele Seitenschritte zu thun. Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere, schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert? —

Elfter Abschnitt.

Lessing in Wolfenbüttel (1770—1781). — Nathan der Weise (1779).

Die theologischen Streitigkeiten, in welche Lessing verwickelt war, so wie die heftigen Verketzerungen, welche er erdulden mußte, erhöheten den Werth der Toleranz in seinen Augen; — es wurde ihm immer klarer, daß man tolerant und doch einer positiven Religion anhängig sein könne, ja daß die Duldung in Progression mit der wahren Religion steige. Er wollte diese seine Ueberzeugung, die auch die aller Vernünftigen ist, dem Volke vor Augen führen. „Ich muß versuchen", schrieb er an Elisa Reimarus (12. September 1778), „ob man mich auf meiner alten Kanzel, dem Theater, noch ungestört will predigen lassen". —

An seine Brüder schrieb er, grade als der Streit mit Göze am heftigsten wüthete (11. August 1778): „Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. — Wenn Du und Moses es für gut findet, so will ich das Ding auf Subscription drucken lassen.... Ich glaube eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich Alles sehr gut soll lesen lassen. Schlagt nur das Dekameron des Bocaccio auf: Giornata I. Nov. III., und ich will gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit spielen, als mit zehn Fragmenten."

Dies Schauspiel war aber Nathan der Weise, dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. —

Nathan ist Lessing's erhabenste Schöpfung, gewissermaßen sein religiös-moralisches Testament in dramatischer Form, in welchem gezeigt wird, und wir sagten dies schon einmal bei einer andern Gelegenheit, daß der Werth der Religion nicht in Worten, im Maulbrauchen, sondern in That und Leben, Leben und Handeln aus tief innerster Gesinnung heraus sich zeigen. Nathan ist der Duldung, der Gewissensfreiheit und der Menschlichkeit geweiht. Eine Handlung der Menschlichkeit ist es, welche Muhamedaner, Juden und Christen zusammenführt, das Ge-

fühl der Menschlichkeit, das sie über die der Wahrheit beigemischten Vorurtheile ihres von den Vätern ererbten Glaubens siegen und nur den Menschen in einander achten, würdigen und lieben läßt, das sie endlich zu einer Familie verknüpft und zu dem engsten, zartesten Bruderverhältnisse vereint. Und wie schwer wird den Hauptpersonen des Stückes der Sieg über die religiösen Vorurtheile. Selbst Saladin, der Tempelritter und Daja, so aufgeklärt, so vortrefflichen Herzens sie sind, können den Aberglauben, d. h. die religiösen Vorurtheile nur mit Mühe überwinden:

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
Nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Saladin, als so vortrefflich ihn auch Nathan gepriesen wird, kann doch sein Mißtrauen gegen den Juden nicht überwinden. Der Aberglaube macht es, daß der Tempelritter sein Herz gegen Nathan trotz dessen herzlichem Entgegenkommen verschließt, daß er gegen seine Liebe für die durch ihn gerettete Recha kämpft, und Daja, obgleich sie weiß, daß Recha das liebenswürdigste, tugendhafteste, frömmste Wesen

ist, wird durch den Aberglauben angefeuert, sie, auf Kosten ihrer Dankbarkeit gegen ihren Wohlthäter Nathan und auf Kosten von dessen Ruhe und seines Lebensglückes, in den Schooß der sogenannten allein selig machenden Kirche zurückzuführen. — Eine köstliche Erscheinung ist der Klosterbruder, auf welchem der Geist der Liebe, des Friedens, der brüderlichen Eintracht ruht. Ihm gegenüber steht der Patriarch als der Repräsentant, nicht des Christenthums, sondern des Pfaffenthums, welches die Geister beherrschen, verdummen will, von welchem nicht der von Christus verheißene Geist Gottes, der in alle Wahrheit leiten, sondern der Geist des Obscurantismus ausgeht, der alle Wahrheit ersticken soll. Nathan, losgerissen von dem Buchstaben des Mosaismus und der jüdischen Individualität, ist zum Gottanbeter geworden durch den Geist der prüfenden Vernunftanschauung und Erkenntniß, er ist ein in seinem Gottglauben von den Banden eines bloßen Buchstabenwustes nicht eingeengter Mensch, — ein Verehrer Gottes im Geist und in der Wahrheit. — Kostbar ist die sinnvolle Erzählung von den drei Ringen! Man hat sie für eine Beurkundung von Lessing's Gleichgültigkeit gegen allen religiösen Glauben ausgeben wollen, ebenso wie man gesagt hat, daß er in dem Patriarchen das Christenthum habe herabwürdigen und verdächtig machen wollen.

Daß aber der Letztere der Wahrheit gemäß dargestellt ist, belehren uns die Zeiten, in welchen das Stück spielt, — und dem ersteren Vorwurf kann man mit der Frage begegnen: „So zeigten des Apostels Worte, daß in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, Gott angenehm ist, — wohl auch Gleichgültigkeit gegen die christliche Religion?"

Der Buchhändler Voß in Berlin sollte das Stück drucken, — er nahm an einigen Punkten Anstoß. Da schrieb Lessing an seinen Bruder: „Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun, und ich will ihm den Weg nicht selbst versauern, endlich einmal auf das Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich darauf schimpfen, aber dawider sich öffentlich zu erklären werden sie wohl bleiben lassen." — Die Einladung zur Subscription auf Nathan hatte den glänzendsten Erfolg. „Ich für meinen Theil", schreibt Lessing an seinen Bruder, „muß 1000 Exemplare und außerdem noch zweihundert haben, — und bemerkt: (18. April 1779) Es kann wohl sein, daß mein Nathan im Ganzen wenig thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird, (aber Heil und Glück dem Lande, wo es zuerst aufgeführt wird); genug, wenn er sich mit Interesse nur liest und unter

tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt.“ —

So groß die Spannung war, mit welcher man das Stück erwartete, so groß war die Wirkung, welche es unter den Gebildeten des Volkes hervorbrachte, eine Wirkung, welche sich bis in unsre Tage äußert. Auch Schiller und Goethe konnten sich dem Einflusse dieser Wirkung nicht entziehen. Man darf, was hier beiläufig erwähnt wird, überhaupt nicht vergessen, daß Beide, ohne Lessing's mühevolles zwanzigjähriges Arbeiten, wahrscheinlich nicht die so hochgefeierten Koryphäen unsrer Literatur sein würden. Die ersten Vorstellungen Nathan's waren zu Berlin, Weimar, Leipzig ꝛc. Doch kürzten manche Bühnen das Stück ab, was freilich sehr selten mit dem nöthigen Verstand und der Rücksicht auf den Organismus eines Drama's geschah. —

Mag nun der Inhalt des Stückes und einige Proben folgen.

Erster Aufzug.

Nathan, ein reicher Jude in Jerusalem, kömmt von einer Reise zurück. Daja, eine Christin, seiner angenommenen Tochter Recha Gesellschafterin, erzählt

ihm, daß das Haus beinahe abgebrannt und Recha in den Flammen umgekommen wäre, wenn sie nicht ein von Saladin begnadigter Tempelherr gerettet hätte, doch habe er sich ihren Augen so schnell entzogen, daß ihn Recha für einen Engel hielte. Recha bestätigt dies — „Ich habe einen Engel von Angesicht zu Angesicht gesehen und meinen Engel!“ — Sie will nicht glauben, daß ein Templer ihr Retter sei, als aber Nathan meint, er könne, weil er nicht wieder erschienen, wohl krank sein, vielleicht sterbend, da überfällt sie große Angst, so daß Nathan ihr versichern muß, er sei gewiß nicht todt.

Recha.

Gewiß? Nicht todt? nicht krank?

Nathan.

Gewiß nicht todt! Denn Gott lohnt Gutes, hier
Gethan, auch hier noch! Geh! Begreifst Du aber,
Wie viel andächtig schwärmen leichter
Als gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur, — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt, —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

Ein Derwisch, Nathans Freund, aber Schatzmeister Saladin's geworden, antwortet als Nathan ihm sagt, daß er geglaubt habe, ein Derwisch könne nur Derwisch bleiben; nichts anders werden.

Ja wenn man muß! Nathan entgegnet:

Kein Mensch muß müssen, und ein Derwisch
müßte?
Was müßt' er denn?

Derwisch.

Warum man ihn recht bittet,
Und er für gut erkennt, das muß ein Derwisch.

Er ist aber mit Saladin's Freigebigkeit unzufrieden und will unter Menschen zurückkehren, um nicht zu verlernen, unter Menschen ein Mensch zu sein.

Daja meldet Nathan, daß der Templer unter den Palmen lustwandle. Er trägt ihr auf, ihn in sein Haus einzuladen, oder ihn wenigstens aufzuhalten, bis er selbst komme. Indessen hat ein Klosterbruder den Tempelherrn aufgesucht und forderte diesen im Namen des Patriarchen, auf Verrätherei, ja Meuchelmord gegen Saladin zu unterstützen. Der Tempelherr weiset die schändliche Zumuthung aus

Pflicht der Dankbarkeit gegen den Sultan zurück, weil dieser sein Leben, einer Aehnlichkeit mit seinem Bruder wegen, geschont hat. — Erfreut entfernt sich der Klosterbruder. — Daja kömmt, den Tempelherrn bis zur Ankunft Nathan's aufzuhalten, und erzählt so viel von diesem und Recha, daß der Templer unwillig abgeht.

Zweiter Aufzug.

Saladin spielt mit Sittah, seiner Schwester Schach, aber so zerstreut, daß er matt wird. Er spricht von Heirathsprojecten zwischen Sittah und dem Bruder Richard Löwenherz' und seinem Bruder Melek und der Schwester Richard's, doch stößt sich die Erfüllung noch an die Forderung, daß Sittah und Melek Christen werden sollen.

Sittah.

Hab' ich des schönen Traums nicht gleich gelacht?
Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.

Ihr Stolz ist, Christen sein; nicht Menschen. Denn
Selbst das, was noch von ihrem Stifter her
Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist,
Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan. —
Wohl ihnen, daß er ein so guter Mensch
Noch war! Wohl ihnen, daß sie seine Tugend
Auf Treu' und Glauben nehmen können! — Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht, sein Name
Soll überall verbreitet werden; soll
Die Namen aller guten Menschen schänden,
Verschlingen. Um den Namen, um den Namen
Ist ihnen nur zu thun!

Saladin.

Du meinst, warum
Sie sonst verlangen würden, daß auch Ihr,
Auch Du und Melek, Christen hießet, eh',
Als Eh'gemahl Ihr Christen lieben wolltet?

Sittah.

Ja wohl! Als wär' von Christen nur als Christen,
Die Liebe zu gewärtigen, womit
Der Schöpfer Mann und Männin ausgestattet!

Saladin in Geldnoth, fordert den Derwisch Alhafi, seinen Schatzmeister auf, die an Sittah verlorene Schachpartie zu bezahlen, hört aber, daß der Schatz so leer sei, daß Sittah schon seit längerer Zeit alle für den Hof nothwendigen Ausgaben bestritten habe. — Da erinnert sich Sittah, daß Nathan, Alhafi's Freund zurückgekehrt ist. Alhafi, welcher sonst den Juden hochgepriesen, stellt sich jetzt, als ob er diesen kaum kenne, und meint, Nathan leihe keinem, — wohl aber gebe er.

Weil
Die Mild' ihm im Gesetz geboten, die
Gefälligkeit ihm aber nicht geboten, macht
Die Mild' ihn zu dem ungefälligsten
Gesellen auf der Welt. —

Saladin hört erstaunt von dem reichen Nathan und Sittah find' die Reden Alhafi's unerklärlich; sie macht einen Anschlag auf den Juden.

Nathan und Recha erwarten unterdessen die Rückkehr Daja's. Sie erscheint und fordert Recha auf, zurückzutreten, da der Tempelherr ihr auf dem Fuße folge, doch soll sie ihn aus einem Fenster beobachten.

Fünfter Auftritt.

Nathan und bald darauf der Tempelherr.

Nathan.

Fast scheu' ich mich des Sonderlings. Fast macht
Mich seine rauhe Tugend stutzen. Daß
Ein Mensch doch einen Menschen so verlegen
Soll machen können! — Ha! er kömmt! — Bei
Gott!
Ein Jüngling, wie ein Mann. Ich mag ihn wohl
Den guten, trotz'gen Blick! den drallen Gang!
Die Schale kann nur bitter sein; der Kern
Ist's sicher nicht. — Wo sah ich doch dergleichen? —
Verzeihet, edler Franke . . .

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Erlaubt . . .

Tempelherr.

Was, Jude, was?

Nathan.

Daß ich mich untersteh', Euch anzureden.

Tempelherr.

Kann ich's wehren? Doch
Nur kurz!

Nathan.

Verzieht, und eilet nicht so stolz,
Nicht so verächtlich einem Mann vorüber,
Den Ihr auf ewig Euch verbunden habt.

Tempelherr.

Wie das? — Ah, fast errath' ich's. Nicht? Ihr
seid...

Nathan.

Ich heiße Nathan; bin des Mädchens Vater,
Das Eure Großmuth aus dem Feu'r gerettet;
Und komme...

Tempelherr.

Wenn zu danken, spart's! ich hab'
Um diese Kleinigkeit des Dankes schon
Zu viel erdulden müssen. — Vollends Ihr,
Ihr seid mir gar nichts schuldig. Wußt' ich denn,

Daß dieses Mädchen Eure Tochter war? —
Es ist der Tempelherren Pflicht, dem Ersten
Dem Besten beizuspringen, dessen Noth
Sie sehn. Mein Leben war mir ohnedies
In diesem Augenblicke lästig. Gern,
Sehr gern ergriff ich die Gelegenheit,
Es für ein andres in die Schanze
Zu schlagen, für ein andres — wenn's auch nur
Das Leben einer Jüdin wäre.

Nathan.

Groß!
Groß und abscheulich! Doch die Wendung läßt
Sich denken. Die bescheidne Größe flüchtet
Sich hinter das Abscheuliche, um der
Bewund'rung auszuweichen. — Aber wenn
Sie so das Opfer der Bewunderung
Verschmäht, was für ein Opfer denn verschmäht
Sie minder? Ritter, wenn Ihr hier nicht fremd
Und nicht gefangen wäret, würd' ich Euch
So dreist nicht fragen. Sagt, befehlt, womit
Kann man Euch dienen?

Tempelherr.

Ihr? Mit nichts.

Nathan.

Ich bin
Ein reicher Mann.

Tempelherr.

Der reich're Jude war
Mir nie der beſſ're Jude.

Nathan.

Dürft Ihr denn
Darum nicht nützen, was demungeachtet
Er Beſſ'res hat? nicht ſeinen Reichthum nützen?

Tempelherr.

Nun gut, das will ich auch nicht ganz verreden;
Um meines Mantels willen nicht. Sobald
Der ganz und gar verſchliſſen, weder Stich
Noch Fetze halten will, komm' ich
Und borge mir bei Euch zu einem neuen
Tuch oder Geld. — Seht nicht mit Eins ſo finſter;
Noch ſeid Ihr ſicher, noch iſt's nicht ſo weit
Mit ihm. Ihr ſeht, er iſt ſo ziemlich noch
Im Stande. Nur der eine Zipfel da
Hat einen garſt'gen Fleck, er iſt verſengt.
Und das bekam er, als ich Eure Tochter
Durch's Feuer trug.

Nathan
(der nach dem Zipfel greift und ihn betrachtet).
Es ist doch sonderbar,
Daß so ein böser Fleck, daß so ein Brandmaal
Dem Mann ein beff'res Zeugniß redet, als
Sein eigner Mund. Ich möcht' ihn küssen gleich —
Den Flecken! Ach, verzeiht! — Ich that es ungern.

Tempelherr.
Was?

Nathan.
Eine Thräne fiel darauf.

Tempelherr.
Thut nichts!
Er hat der Tropfen mehr. — (Bald aber fängt
Mich dieser Jud' an zu verwirren).

Nathan.
Wär't
Ihr wohl so gut und schicktet Euern Mantel
Auch einmal meinem Mädchen?

Tempelherr.
Was damit?

Nathan.

Auch ihren Mund auf diesen Fleck zu drücken.
Denn Eure Kniee selber zu umfassen,
Wünscht sie nun wohl vergebens.

Tempelherr.

Aber, Jude —
Ihr heißt Nathan? — Aber, Nathan — Ihr
Setzt Eure Worte sehr — sehr gut — sehr spitz —
Ich bin betreten. — Allerdings — ich hätte...

Nathan.

Stellt und verstellt Euch, wie Ihr wollt. Ich find'
Auch hier Euch aus. Ihr war't zu gut, zu bieder,
Um höflicher zu sein. — Das Mädchen, ganz
Gefühl, der weibliche Gesandte, ganz
Dienstfertigkeit; der Vater, weit entfernt. —
Ihr trugt für ihren guten Namen Sorge;
Floht ihre Prüfung; floht, um nicht zu siegen.
Auch dafür dank' ich Euch. —

Tempelherr.

Ich muß gestehn,
Ihr wißt, wie Tempelherren denken sollten.

Nathan.

Nur Tempelherren? sollten bloß? und bloß,
Weil es die Ordensregeln so gebieten?
Ich weiß, wie gute Menschen denken; weiß,
Daß alle Länder gute Menschen tragen.

Tempelherr.

Mit Unterschied doch hoffentlich?

Nathan.

Ja wohl;
An Farb', an Kleidung, an Gestalt verschieden.

Tempelherr.

Auch hier bald mehr, bald weniger als dort.

Nathan.

Mit diesem Unterschied ist's nicht weit her.
Der große Mann braucht überall viel Boden;
Und mehrere, zu nah' gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Aeste. Mittelgut, wie wir,
Find't sich hingegen überall die Menge.
Nur muß der Eine nicht den Andern mäkeln;
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen;
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen.

Tempelherr.

Sehr wohl gesagt, doch kennt Ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?
Wie? wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes,
Den es auf Christ und Muselmann vererbte,
Nur sein Gott sei der rechte Gott! Ihr stutzt,
Daß ich, ein Christ, ein Tempelherr, so rede?
Wann hat, und wo, die fromme Raserei,
Den bessern Gott zu haben, diesen bessern
Der ganzen Welt als besten aufzudringen,
In ihrer schwärzesten Gestalt sich mehr
Gezeigt, als hier, als jetzt? Wem hier, wem jetzt
Die Schuppen nicht vom Auge fallen... Doch
Sei blind, wer will! — Vergeßt, was ich gesagt,
Und laßt mich (will gehen).

Nathan.

Ha! Ihr wißt nicht, wie viel fester
Ich nun mich an Euch drängen werde. — Kommt,
Wir müssen, müssen Freunde sein! — Verachtet
Mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben Beide

Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir etwa unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch? Ah! wenn ich Einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es g'nügt, ein Mensch
Zu heißen.

Tempelherr.

Ja, bei Gott, das habt Ihr, Nathan?
Das habt Ihr! — Eure Hand! — Ich schäme mich,
Euch einen Augenblick verkannt zu haben.

Nathan.

Und ich bin stolz darauf. Nur das Gemeine
Verkennt man selten.

Tempelherr.

Und das Seltene
Vergißt man schwerlich. — Nathan, ja; o ja!
Wir müssen, müssen Freunde werden.

Nathan.

Sind
Es schon. — Wie wird sich meine Recha freuen! —
Und ah! welch' eine heitre Ferne schließt
Sich meinen Blicken auf! — Kennt sie nur erst!

Tempelherr.

Ich brenne vor Verlangen, — wer stürzt dort
Aus Eurem Hause? Ist's nicht ihre Daja?

Nathan.

Ja wohl. So ängstlich?

Tempelherr.

Unsrer Recha ist
Doch nichts begegnet?

Daja kömmt eilig und verkündet Nathan, daß Saladin ihn sprechen wolle. Ehe der Tempelherr weggeht, bittet ihn Nathan um seinen Namen und stutzt, als er sich Curd von Stauffen nennt, weil ihm dies eine Erinnerung an einen Wolf von Filneck zurückführt. Als Nathan in sein Haus zurückkehrt, kömmt Al-Hafi und ist außer sich, daß der Jude zu dem Sultan entboten ist, weil nun die Beraubung des Freundes „für den er gelogen, den er nicht habe kennen wollen", gewiß sei und eilt fort.

Dritter Aufzug.

Der Tempelherr erscheint bei Recha und Daja. Die Erstere will ihm dankend zu Füßen fallen. Der Tempelherr in Verwirrung und in ihrem Anschauen verloren, reißt sich endlich unter dem Vorwande von ihr los, daß Nathan ihn erwarte. —

Indessen ist Nathan zu Saladin gekommen, und glaubt, daß der Sultan ihm Waaren abhandeln, oder sich nach den feindlichen Heeren der Christen erkundigen werde, aber Saladin will von ihm wissen, welche von den drei Religionen, die jüdische, mohamedanische oder christliche ihm die wahre sei. Er läßt ihm wenige Bedenkzeit. Als er zurückkehrt, bittet Nathan, ihm ein Geschichtchen vorher erzählen zu dürfen.

Siebenter Auftritt.

Nathan. Saladin.

Nathan.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth

Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem Geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebste sei; und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses
werde. —
Versteh' mich, Sultan.

Saladin.

Ich versteh' Dich. Weiter!

Nathan.

So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle Drei ihm gleich gehorsam waren,

Die alle Drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der Dritte, — so wie Jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern Zwei, nicht theilten, würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem Jeden
Die fromme Schwachheit hatte zu versprechen.
Das ging nun so, so lang' es ging. Allein
Es kam zum Sterben; und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, Zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun?
Er sendet ganz geheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring,
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden in's Besond're;
Giebt Jedem in's Besond're seinen Segen —
Und seinen Ring; — und stirbt. — Du hörst doch,
Sultan?

Saladin
(der sich betroffen von ihm gewandt.)

Ich hör', ich höre! — Komm' mit Deinem Mährchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

Nathan.

Ich bin zu Ende,
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst.
Kaum war der Vater todt, so kommt ein Jeder
Mit seinem Ring', und Jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst! der rechte Ring war nicht
Erweislich; —

(nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet)

fast so unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

Saladin.

Wie? das soll
Die Antwort sein auf meine Frage? . . .

Nathan.

Soll
Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die

Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Saladin.

Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich Dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären,
Bis auf die Kleidung, bis auf Speis' und Trank!

Nathan.

Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? — Nicht?
Nun, wessen Treu' und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch, deren Blut wir sind? Doch Derer, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war?
Wie kann ich meinen Vätern weniger
Als Du den Deinen glauben? Oder umgekehrt.
Kann ich von Dir verlangen, daß Du Deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht

Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht? —

Saladin.

(Bei dem Lebendigen! der Mann hat Recht.
Ich muß verstummen.)

Nathan.

Lass' auf uns're Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich; und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben; — wie auch wahr! — nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen — wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheu'rte Jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen lass', eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen, sich schon rächen.

Saladin.

Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was Du den Richter sagen läſſeſt. Sprich!

Nathan.

Der Richter ſprach: Wenn Ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle ſchafft, ſo weiſ' ich Euch
Von meinem Stuhle. Denkt Ihr, daß ich Räthſel
Zu löſen da bin? Oder harret Ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! ich höre ja, der rechte Ring
Beſitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen;
Vor Gott und Menſchen angenehm. Das muß
Entſcheiden! Denn die falſchen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von Euch am meiſten? — Macht, ſagt an! — Ihr ſchweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt ſich ſelber nur
Am meiſten? — O, ſo ſeid Ihr alle Drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle Drei nicht ächt. Der ächte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verluſt
Zu bergen, zu erſetzen, ließ der Vater
Die Drei für Einen machen.

Saladin.

Herrlich! Herrlich!

Nathan.

Und also, fuhr der Richter fort, wenn Ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: Ihr nehmt
Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
Euch Jeder seinen Ring von seinem Vater,
So glaube Jeder sicher seinen Ring
Den ächten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des Einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er Euch alle Drei geliebt und gleich
Geliebt, indem er Zwei nicht drücken mögen,
Um Einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre Jeder seiner unbestoch'nen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von Euch Jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei Euren Kindes-Kindeskindern äußern,
So lad' ich über tausend tausend Jahre

Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen. Geht! — So sagte der
Bescheid'ne Richter.

Saladin.

Gott! Gott!

Nathan.

Saladin,
Wenn Du Dich fühlest, dieser weisere,
Versproch'ne Mann zu sein . . . .

Saladin

(der auf ihn zustürzt und seine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt).

Ich Staub! Ich Nichts!
O Gott!

Nathan.

Was ist Dir, Sultan?

Saladin.

Nathan, lieber Nathan! —
Die tausend tausend Jahre Deines Richters

Sind noch nicht um. — Sein Richterstuhl ist nicht
Der meine. — Geh'! — Geh'! — Aber sei mein
Freund.

Als Nathan später die Rede auf den Tempelherrn bringt, befiehlt Saladin, diesen zu ihm zu führen, um Sittah das Ebenbild des Bruders zu zeigen.

Der Tempelherr, mit sich selbst kämpfend, erwartet Nathan unter den Palmen. Nathan meldet ihm, daß Saladin ihn sprechen wolle. Der Tempelherr bekennt seine Liebe zu Recha. Nathan forscht nach seiner Abkunft. Als dieser sich entfernt hat, kömmt Daja und entdeckt dem Tempelherrn, daß Recha Christin sei. Er glaubt es anfangs nicht, wird aber nachdenkend, als er hört, Nathan sei ihr Vater nicht und habe das Christenkind als Jüdin erzogen. — Der Tempelherr ist tief betrübt, er spricht:

Nathan! — Wie?
Der weise gute Nathan hätte sich
Erlaubt, die Stimme der Natur so zu
Verfälschen? — Die Ergießung eines Herzens
So zu verlenken, die, sich selbst gelassen,
Ganz andre Wege nehmen würde? — Daja,
Ihr habt mir allerdings etwas vertraut —

Von Wichtigkeit, was Folgen haben kann —
Was mich verwirrt, worauf ich gleich nicht weiß —
Was mir zu thun. —

Vierter Aufzug.

Der Tempelherr spricht in den Kreuzgängen des neben den Palmen liegenden Klosters, mit dem Klosterbruder, welcher aus Besorgniß, etwas zu erfahren, was ihm Unannehmlichkeiten machen könnte, — „denn wer viel weiß, hat viel zu sorgen“, — den Ritter nicht anhören will. Da kommt der Patriarch in großem geistlichen Pomp den Kreuzgang herauf. Der Tempelherr trägt ihm die Frage vor: welche Strafe ein Jude verdiene, welcher ein Christenkind ohne Glauben erzöge? — Der Jude wird verbrannt! ruft der Patriarch, denn

Gefährlich selber für den Staat es ist,
Nichts glauben! Alle bürgerliche Bande
Sind aufgelöset, sind zerrissen, wenn
Der Mensch nichts glauben darf . . .

Der Patriarch rodomontirt zu Saladin deswegen gehen zu wollen, zieht aber gelindere Saiten auf, als er hört, zu diesem sei der Templer eben gerufen, und bittet diesen, seiner bei dem Sultan bestens eingedenk zu sein. Wenn auch der Ritter zuletzt noch gesagt hat, die Sache mit dem Christenkinde sei nur ein Problema, so beschließt der Patriarch doch, Diesem „tiefer auf den Grund zu kommen". —

Sittah hat ein kleines Gemälde ihres verstorbenen Bruders Assad gefunden, dessen Aehnlichkeit mit dem Templer Saladin schon aufgefallen war, und will es nun mit dem Ritter vergleichen. Dieser kommt und erfüllt gern des Sultans Wunsch, bei ihm zu bleiben. Als jener aber nach Nathan fragt, antwortete der Templer anfangs kalt, dann äußert er sich aber mit großer Heftigkeit über den Juden.

Er ist entdeckt;
Der tolerante Schwätzer ist entdeckt!
Ich werde hinter diesen jüd'schen Wolf
Im philosophischen Schafpelz Hunde schon
Zu bringen wissen, die ihn zausen sollen!

Saladin beruhigt ihn; da gesteht der Templer, daß er „im Sturm der Leidenschaft, im Wirbel der Un-

entschlossenheit" beim Patriarchen gewesen sei. Saladin vergiebt ihm und sendet ihn zu Nathan. Sittah räth Saladin, Recha gleich in den Palast zu nehmen.

Während Nathan in seinem Hause der Daja Kostbarkeiten und Stoffe schenken will, die diese jedoch nur unter der Bedingung anzunehmen gelobt, daß Recha des Templers Weib werde, kömmt der Klosterbruder und sagt, er sei heute zufälliger Weise durch einen Auftrag des Patriarchen daran erinnert worden, daß er, — er sei Wolfs von Filneck ehemaliger Reitknecht, — vor achtzehn Jahren ein wenige Wochen altes Töchterchen dieses Ritters Nathan zur Pflege übergeben habe. —

Klosterbruder.

Nun, wo ist es denn?
Es ist doch wohl nicht etwa gar gestorben? —
Laßt's lieber nicht gestorben sein! — Wenn sonst
Nur Niemand um die Sache weiß, so hat
Es gute Wege.

Nathan.

Hat es?

Klosterbruder.

Traut mir, Nathan!
Denn seht, ich denke so: Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes grenzt, so thu' ich lieber
Das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverlässig kennen, aber
Bei weitem nicht das Gute. — War ja wohl
Natürlich; wenn das Christentöchterchen
Recht gut von Euch erzogen werden sollte,
Daß Ihr's als Euer eigen Töchterchen
Erzögt. — Das hättet Ihr mit aller Lieb'
Und Treue nun gethan, und müßtet so
Belohnet werden? Das will mir nicht ein!
Ei freilich, klüger hättet Ihr gethan,
Wenn Ihr die Christin durch die zweite Hand
Als Christin auferziehen lassen; aber
So hättet Ihr das Kindchen Eures Freund's
Auch nicht geliebt. Und Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In solchen Jahren mehr, als Christenthum.
Zum Christenthume hat's noch immer Zeit.
Wenn nur das Mädchen sonst gesund und fromm
Vor Euren Augen aufgewachsen ist,
So blieb's vor Gottes Augen, was es war. —

Und ist denn nicht das ganze Christenthum
Auf's Judenthum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Thränen g'nug gekostet,
Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Daß unser Herr ja selbst ein Jude war.

Nathan.

Ihr, guter Bruder, müßt mein Fürsprach sein,
Wenn Haß und Gleißnerei sich gegen mich
Erheben sollten — wegen einer That —
Ah, wegen einer That! — Nur Ihr, Ihr sollt
Sie wissen! — Nehmt sie aber mit in's Grab!
Noch hat mich nie die Eitelkeit versucht,
Sie jemand Anderm zu erzählen; Euch
Allein erzähl' ich sie. Der frommen Einfalt
Allein erzähl' ich sie, weil die allein
Versteht, was sich der gottergebene Mensch
Für Thaten abgewinnen kann.

Klosterbruder.

Ihr seid
Gerührt und Euer Auge steht voll Wasser?

Nathan.

Ihr traft mich mit dem Kinde zu Darun.
Ihr wißt wohl aber nicht, daß, wenig Tage

Zuvor, in Gath die Christen alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wohl nicht, daß unter diesen meine Frau
Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen sich
Befunden, die in meines Bruders Hause,
Zu dem ich sie geflüchtet, insgesammt
Verbrennen müssen.

Klosterbruder.

Allgerechter!

Nathan.

Als
Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch'
Und Staub vor Gott gelegen und geweint. —
Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht,
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen. —

Klosterbruder.

Ach! Ich glaub's Euch wohl!

Nathan.

Doch nun kam die Vernunft allmählich wieder.

Sie sprach mit sanfter Stimm': „Und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan!
Komm'! übe, was du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht,
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh' auf!" — Ich stand, und rief zu Gott: ich will,
Willst Du nur, daß ich will! — Indem stiegt Ihr
Vom Pferd' und überreichtet mir das Kind,
In Eurem Mantel eingehüllt. — Was Ihr
Mir damals sagtet, was ich Euch, hab' ich
Vergessen. So viel weiß ich nur: ich nahm
Das Kind, trug's auf mein Lager, küßt' es, warf
Mich auf die Knie und schluchzte: „Gott! auf sieben
Doch nun schon Eines wieder!

Klosterbruder.

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein bess'rer Christ war nie!

Nathan forscht nun, ob die Mutter des Mädchens nicht eine Stauffin, ihr Bruder nicht Conrad von Stauffen, ein Tempelherr gewesen sei. Der Kloster-

bruder will ihm ein Brevier seines verstorbnen Herrn bringen, in welchem Familiennachrichten stehen sollen. — Daja kömmt in großer Angst, daß Sittah nach Recha geschickt habe, und beschließt dieser ihre Herkunft mitzutheilen. —

Fünfter Aufzug.

Saladin beweis't sich gegen seine Mamelucken, welche ihm frohe Botschaften überbringen, sehr freigebig. — Der Templer erwartet Nathan unter den Palmen, und macht sich seiner Leidenschaft wegen Vorwürfe; da naht sich dieser in Gesellschaft des Klosterbruder's, von welchem er das Brevier erhalten hat. Nach der Entfernung des Letztern fordert der Ritter Nathan auf mit ihm zu Saladin zu gehn, gesteht mit dem Patriarchen, jedoch ohne des Juden Namen zu nennen, gesprochen zu haben, und bittet ihn um Recha. Nathan aber theilt dem Templer mit, daß er nicht mehr, sondern ein Bruder des Mädchens über deren Schicksal zu entscheiden habe. — Recha hat indessen Sittah mit tiefem Schmerz es

geklagt, daß die von ihr so sehr geliebte Daja ihr einen andern Vater aufdringen wolle.

Ich sei
Aus christlichem Geblüte, sei getauft,
Sei Nathan's Tochter nicht, er nicht mein Vater!
Gott! Gott! Er nicht mein Vater. Sittah! Sittah!
Sieh mich auf's Neu zu Deinen Füßen.

Saladin kömmt und bietet sich zum dritten Vater an, meint aber, Recha habe ja überhaupt einen Vater nicht mehr nöthig, da kommen Nathan und der Templer. — In dem Augenblicke, wo Saladin Recha diesem zuführen will, erklärt Nathan der Templer sei kein Curd von Stauffen, sondern ein Leu von Filneck und Bruder von Blanda von Filneck, und diese sei Recha. Während er dem Templer, welcher diese Nachricht nicht glauben will, die nöthige Erläuterung giebt, durchblättert Saladin, die in dem Brevier liegenden Papiere und es ergiebt sich, daß Wolf von Filneck, der Vater des Templers und Recha's, Assad, der Bruder des Sultans und Sittahs gewesen sei, daß also Beide seine nächsten Verwandten sind. — Freudig macht er diese Entdeckung bekannt.

Saladin.

Sie sinds! sie sind es! Sittah, sinds! Sie sind's!
Sind beide meines, — Deines Bruders Kinder.
(Er eilt in ihre Umarmungen.)

(Zum Tempelherrn.)

Nun mußt Du doch wohl, Trotzkopf, mußt mich lieben.

(Zu Recha.)

Nun bin ich doch, wozu ich mich erbot,
Magst wollen, oder nicht!

Sittah.

Ich auch, ich auch!

Saladin
(zum Templer).

Mein Sohn! mein Assad! meines Assads Sohn!

Tempelherr.

Ich Deines Bluts? So waren jene Träume,
Womit man meine Jugend wiegte, doch —
Doch mehr, als Träume. (Ihm zu Füßen fallend.)

Saladin
(ihn aufhebend).

Seht den Bösewicht!
Er wußte was davon, und konnte mich
Zu seinem Mörder machen wollen! Wart'!

Mendelssohn schrieb bald nach Lessing's Tode an dessen Bruder:

„Alles wohl überlegt, mein Liebster, ist Ihr Bruder grade zur rechten Zeit abgegangen. Nicht nur in dem Plane des Weltalls zur rechten Zeit; denn da geschieht eigentlich nichts zur Unzeit, sondern auch in unserer eigenen Sphäre, die kaum eine Spanne im Durchmesser hat zur rechten Zeit. Fontenelle sagt von Kopernikus: er machte sein neues System bekannt und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb den Nathan und starb. Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über den Nathan hervorragt, als dieses Stück in meinen Augen über Alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig ent-

zieht und das that er. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand. Noch einige Wochen vor seinem Hintritte hatte ich Gelegenheit ihm zu schreiben: er solle sich nicht wundern, daß der große Haufen seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werkes verkenne; eine bessere Nachwelt werde noch funfzig Jahre nach seinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden."

Zwölfter Abschnitt.

Lessing's letzte Tage und Tod. Braunschweig 15. Febr. 1781.

Dem Sieger in den olympischen Spielen gleich, der am Ziele der Rennbahn den überstandenen Anstrengungen, die ihn beim Beginn des Wettlaufes im Feuer des edeln Ehrgeizes und der Begeisterung gering dünkten, erliegt, während sein letzter Athemzug noch mit dem Triumphjubel der durch ihn und für ihn begeisterten Menge sich mischt, den sein nun brechendes Auge nur undeutlich sieht, sein Ohr wie aus der Ferne hört — dem nur wenige Neider und feindselig Gesinnte verunglimpfen, von dem aber die späteste Nachwelt noch redet, und nach dessen Namen der Anfang eines neuen Zeitabschnitts benannt wird, — also war der Ausgang Lessing's.

Sorgen und Mühen aller Art, selbst körperliche Leiden verbitterten ihm die letzten Jahre seines Lebens. Er wollte durch Arbeiten seinen traurigen Zustand, und diesen vergrößerten endlose finanzielle Verlegenheiten, vergessen und verbessern. Er schloß deswegen mit der Hamburger Theaterdirection einen Contract, nach welchem er sich verpflichtete, derselben jährlich zwei Dramen für ein Honorar von funfzig Louisd'or zu liefern. — Aber Verstimmung und seine immer mehr sinkende Gesundheit machten ihm es unmöglich, seiner Verbindlichkeit nachzukommen. — Wie oft klagt er nach dem Tode seiner wirthlichen Hausfrau, so wie er dies früher schon gethan, über Geldverlegenheiten. „Das Geld," schreibt er im Vertrauen an seinen Bruder, „ist grade das, was mir fehlt, und mir mehr fehlt, als es mir jemals gefehlt hat." — Seine größte Sorge war, daß er sterben und Jemandem etwas schuldig bleiben möchte. „Ich will schlechterdings in Jahr und Tag keinen Menschen mehr etwas schuldig sein." „Wenn ich plötzlich stürbe, so bliebe ich vielleicht tausend Leuten, einem Jeden einen Gulden schuldig, deren Jeder für zehn Thaler auf mich schimpfen würde." Oder: „Wenn ich nur wenigstens dreihundert Thaler hätte, um mit aller Gemächlichkeit einer Arbeit nachzuhängen, in welcher auch die kleinsten Spuren der Zerstreuung so merklich werden." Oder: „Ich habe

an W. einen Wechsel von dreihundert Thaler auf vier Monate ausgestellt, wenn der mir über den Hals käme, Du glaubst nicht, wie mich das bekümmert. Es wäre ein Wunder, wenn man das meiner Arbeit nicht anmerkt, mit welcher Unruhe ich sie zusammenschreibe." — Die zahlreichen Subscriptionen auf Nathan erleichterten ihm den ihm unerträglichen störenden Zustand und gewährten seinem Herzen die süße Freude, seiner Schwester klingende Unterstützung reichlich senden zu können. Geld war ihm überhaupt nur ein Mittel, literarische Bedürfnisse zu befriedigen — seit er Bibliothekar war, kam dies aber in Wegfall —, und Nothleidende zu unterstützen, und in dieser Hinsicht wurde oft das Uebermaß seiner Freigebigkeit getadelt.

Kurz nach dem Tode seiner Frau veränderte sich zur großen Betrübniß seiner Freunde, zu denen vorzüglich der Professor am Carolino, Eschenburg, und der durch sein meisterhaftes Drama Julius von Tarent ihm lieb gewordene Leisewitz gehörten, Lessings äußeres Ansehen auf eine auffallende Weise. Der tiefe Gram um seine Gattin und die Verfolgungen und Chicanen, welche er während des Göze'schen Streites erfuhr, mußten seine Gesundheit untergraben; sie raubten wenigstens seiner Körperkraft die letzte und kräftigste Stütze — die Jovialität, durch welche er sonst das erheiternde Element jeder Gesellschaft wurde,

oder alle gegen ihn geführten Streiche der Feinde parirte. Sie artete, wenn sie sich zeigte und wenn er seiner Verfolgungen durch die Theologen gedachte, zuweilen aus. „Daß Ihnen und der Gemeinde mein Nathan gefällt“, schreibt er an Elisa Reimarus, „freut mich sehr! — ich arbeite jetzt meinen frommen Samariter, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jesu Christi aus. Der Levit und der Priester werden eine ganz brillante Rolle darin spielen.“ In den letzten anderthalb Jahren quälten ihn körperliche Leiden fast unaufhörlich. Seinem Bruder schreibt er (25. Februar 1780): „Dieser Winter ist sehr traurig für mich. Ich falle aus einer Unpäßlichkeit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich ist, die mich aber alle an dem Gebrauch meiner Seelenkräfte gleich sehr verhindern. Die letztere war ein schlimmer Hals, der schon zur völligen Bräune übergegangen war. Man sagte, ich hätte von Glück zu sagen, daß ich so davon gekommen sei. Nun ja, so sei es denn Glück, auch nur vegetiren zu können.“ — An Elisa Reimarus: „Sie vermuthen ohne Zweifel eine besondere Krisis meiner Krankheit? Das hat sich wohl! Doch was nicht ist, kann noch werden. Und der Tod selbst ist wohl auch eine Krisis der Krankheit.“ — Ein andermal schrieb er an dieselbe: „Ich bin kränker als jemals. Nicht,

daß mein Kopf noch in meinem Magen logirte, Dank sei es den Pillen Ihres Herrn Bruder! Aber meine Augen logiren darin. Doch habe ich jetzt eine neue herrliche Brille!" Mendelssohn klagte er in der Erinnerung an frühere Zeiten: „Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm. Ach, lieber Freund, diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie noch einmal sprechen."

Eine ihm sonst fremde Apathie, eine ungewöhnliche Gelassenheit, ohne Murren Alles zu leiden, waren Anzeichen der Tiefe seines Uebels. Das Feuer seiner „Geieraugen" erlosch, oft war es, als breite sich ein trüber Nebel darüber, nur bei einer großen Aufregung erhielten sie einen eigenthümlichen Glanz, überflog seine schlaff gewordenen Züge eine flüchtige Röthe, so als er erfuhr, daß frömmelnde Theologen die Worte Nathan's:

Begreifst Du nun,
Wie viel andächtig schwärmen leichter als
Gut handeln ist? Wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur, ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt,
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

diese Worte voll tiefer innerer Wahrheit, nicht verfehlt hatten, auf das Aergste zu verketzern, zu ihrem

Vortheil, aber nicht zu ihrer Ehre; — oder, wenn er „das große Geschmeiß“ sich brüsten hörte auf ererbte Vortheile des Vermögens oder der Geburt, und faullenzend herabblicken sah auf solche, die im Schweiße ihres Angesichts, ob mit der Axt, ob mit der Feder, ihr tägliches Brot verdienten, oder es von anständigen und unanständigen Beschäftigungen sprechen hörte. Denn seine Ansicht war: „Alle Arten, sein Brot zu verdienen, sind einem wackern Manne gleich anständig, Holz spalten, oder am Ruder des Staates sitzen. Es kömmt seinem Gewissen nicht darauf an, wie viel er nützt, sondern wie viel er nützen wollte.“ —

Nach jeder geistigen Aufregung hatte er einen eigenthümlich krankhaften Zufall, der sich bei ihm zuerst nach dem Tode seiner Gattin gezeigt hatte, in verstärktem Grade; eine gewisse Schwere und Schlafsucht nämlich, deren Ursache zu ergründen, alle Kunst der Aerzte scheiterte. In der heitersten Gesellschaft, während der lautesten und lebhaftesten Unterhaltung überfiel ihn ein unwiderstehlicher Trieb zum Schlummer, und aus ihm aufgeweckt, oder von selbst erwachend, fuhr er empor und fragte dann wohl: „Nun was giebt es denn eigentlich?“ — In seinen vertrautesten Briefen aus dieser Zeit spricht sich Lebensmüdigkeit und Gleichgültigkeit aus, scheinen Muth und Hoffnung ihm verschwunden. Eine Reise nach Hamburg gab zwar

Hoffnung zu körperlicher und geistiger Genesung des Kranken, — es war aber das Aufflackern eines Lichts.

Ernestine Voß erzählt: „Eines vorzüglich angenehmen Abends bei Büsch erinnere ich mich noch, wo Lessing in einer nicht kleinen Gesellschaft durch seine lebhafte Unterhaltung die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog. Er war damals sehr kränklich, und mitten in einem Gespräch überfiel ihn ein unwiderstehlicher Schlaf. Seine Stieftochter gab nicht zu, daß das Gespräch unterbrochen wurde, da ein solches Aufmerken ihn immer verstimme. Er hatte den Kopf auf den Tisch gelegt; als er erwachte, war er verlegen; seine schönen hellen blauen Augen hatten allen Glanz verloren und er redete wehmüthig mit Klopstock, der neben ihm saß, über die Schwäche, von der er durch die Reise Heilung gehofft hatte.“ Stets war es ihm unangenehm, wenn seine Freunde mit ihm über seine Krankheit, die von Tage zu Tage bedenklicher wurde, sich unterhalten wollten, — denn zu anderen Leiden gesellte sich noch Engbrüstigkeit, so daß er kaum zwanzig Schritte weit, ohne zu ermüden, gehen konnte, und man es ihm ansah, wie er oft mitten im Flusse der Rede nach Luft rang. Obgleich diese neue Beschwerde bedenklich zunahm, er sogar anfing, Blut auszuwerfen, verschmähte er doch ärztliche Hilfe. Von da an wurde seine Miene immer leidender, sein sonst lebhafter Blick

starr, jede Bewegung fast mechanisch. Namentlich wurde jetzt die Einsylbigkeit auffallend, mit welcher er selbst die interessantesten anregendsten Fragen beantwortete, und daß er Stunden lang theilnahmlos und gleichgültig an dem Conversationstisch im Club sitzen konnte, als ob er sich seinen eigenen Gedanken hingebe.

Zu Anfang des Jahres 1781 wagte er eine Reise nach Braunschweig, weil er in der Gesellschaft seiner Freunde sich zu erholen hoffte, und gern auf einige Zeit der Einsamkeit Wolfenbüttels entfliehen wollte. Wenn auch dort Anfangs Besserung einzutreten schien, so zeigten sich doch die alten Zufälle, und in einem höhern Grade, nach einigen Tagen wieder. „Am 3. Februar 1781“, berichtet Leisewitz im zweiten Jahrgange des Götting'schen Magazins, „kam er aus einer fröhlichen Gesellschaft, wo man zu Abend gegessen hatte, so von Brustbeklemmung gequält nach Hause, daß es ihm sogar unmöglich war, ein Wort zu sprechen. Doch wollte er durchaus zu keinem Arzt schicken und befahl seinem Diener ihn allein zu lassen und das Zimmer zu verschließen. Ungeachtet einer durch Beängstigung und Schmerzen schlaflosen Nacht, erklärte er am andern Morgen mit Bestimmtheit, nach Wolfenbüttel zurückfahren zu wollen. Hätte man ihm dies gestattet, so wäre er wahrscheinlich schon

unterwegs gestorben. Man beredete ihn, den Leibarzt Bruckmann kommen zu lassen. Ein Aderlaß und spanische Fliegen schafften ihm Linderung. Er befand sich am andern Tage merklich besser, zeigte sich ruhig, gelassen, sogar heiter, war oft außer dem Bette, nahm Besuche an und ließ sich vorlesen. Bald glaubte er seinen Tod nahe — bald entfernter, — völlige Genesung hoffte er nicht, — aber ruhig und gefaßt sah er ihm entgegen. Sein ganzes Leben hindurch sich eines gesunden Schlafes erfreuend und ein wahrer Virtuos darin, weil dieser, wie auf sein Gebot, beim Augenzudrücken kam, und er nie träumte, war diese nächtliche Stärkung ihm ein wohlthätiges Geschenk der Natur. Auch wenn er den ganzen Tag geschlafen hatte, freute er sich auf die Nacht. Die Anfälle von Engbrüstigkeit kehrten jedoch, stickflußartig, häufiger wieder und erschöpften seine Kräfte. Umsonst leisteten die Aerzte mit liebreicher Sorgfalt erleichternde Hilfe dagegen. Am Abend des 15. Februar, nach einem gänzlich schmerzensfreien Tage, hatte er sich eben zum Schlafen niedergelegt, als ein lautes kurzes Stöhnen die Umstehenden zu seinem Lager trieb; — er war todt, um in dem Andenken aller wahrhaft edlen Menschen, in dem Herzen Aller, deren Wahlspruch Gott, Vernunft und Wahrheit ist, fortzuleben.

———

Einer nähern Charakteristik Lessing's bedarf es wohl kaum noch, sie tritt aus seiner schriftstellerischen Thätigkeit, aus seinem ganzen Leben lebendig und bedeutend hervor. — Was er gewesen und für alle Zeiten ist, war er ganz, sich treu bis an's Ende; er ward es nicht blos durch geistige, sondern auch, was von wahrhaft geistiger Bildung unzertrennlich ist, durch sittliche Reife. Sein Verdienst als Schriftsteller würde nimmer als so ausgezeichnet anerkannt werden, wenn er nur weniger gut in sittlicher Hinsicht erschien. Durchdrungen von liebevoller Achtung für gesellschaftliche Verhältnisse, erfüllte er treu und von ganzem Herzen die Pflichten gegen Eltern, Freunde und Alle, welche mit ihm in Verbindung standen; milder Biedersinn bei männlicher Heftigkeit, ungekünstelte Bescheidenheit bei richtiger Selbstschätzung, gesellige Heiterkeit bei tiefem Ernste. Wohlthätigkeit und oft übertriebene Großmuth waren ihm eigenthümlich; dem Unglücklichen, selbst dem Gegner, ließ er stets fromme Schonung angedeihen. Unglück war in seinen Augen ein Altar, an dem man auch den Schuldigen unangetastet lassen muß; der Unterdrückte fand in ihm einen eifrigen Fürsprecher und Anwalt. Nach Wahrheit forschen, nach Gutem streben war sein strenges Geschäft, sein Studium, sein Leben, eben so, daß dies als heiligste Pflicht und edelster Beruf

des menschlichen Geistes allgemein anerkannt werde. Darum lehnte er sich, im Sinne des ächtesten Protestantismus, gegen jedes Glaubensjoch auf; darum sprach er offne Verachtung für jede knechtische Abhängigkeit vom todten Buchstaben aus, gründlichen Haß gegen trotzige Willkühr und Anmaßung des herkömmlich absprechenden Zuchteifers, gegen Verdrehung der Wahrheit, gegen Verletzung der Gerechtigkeit und gegen wilde Verfolgungssucht, — und wie hat er Verfolgung selbst erduldet. Selbst aus seiner Sterbestunde schöpften die pietistischen Pfaffen Stoff zur Verketzerung. Sie erzählten der Welt, daß seine letzte Gesellschaft aus Christen und Juden bestanden habe, — ja es war gedruckt zu lesen, daß er vom Teufel geholt sei. — „Daß ein solcher Mann, wie Lessing, sagt Heine, nie glücklich werden konnte, werdet ihr leicht begreifen. Und wenn er auch nicht die Wahrheit geliebt hätte und wenn er sie auch nicht selbstwillig überall verfochten hätte, so mußte er doch unglücklich sein, denn er war ein Genie. — Ach! und begegnet ihm auch nicht der böse Wille von außen, so fände doch das Genie schon in sich selber den Feind, der ihm Elend bereitet. Deshalb ist die Geschichte der großen Männer eine Märtyrerlegende.... Es ist herzzerreißend, wenn wir in dieser Biographie lesen, wie das Schicksal auch jede Freude diesem Manne versagt

hat. Einmal nur schien Fortuna ihn begünstigen zu wollen, sie gab ihm ein geliebtes Weib, ein Kind, — aber dieses Glück war wie der Sonnenstrahl, der den Fittig eines vorüberfliegenden Vogels vergoldet, es schwand eben so schnell. — Ein Unglück gab es, worüber sich Lessing nie gegen seine Freunde ausgesprochen; dieses war seine schaurige Einsamkeit, sein geistiges Alleinstehen. — Die Besten seiner Zeit liebten ihn, — keiner verstand ihn." —

Zwei silberne Medaillen, ein Epitaphium an der Wolfenbüttler Kirche, ein ihm — dem gesundesten und reichsten Geiste, den die deutsche Literatur aufzuweisen vermag, zu Ehren gestiftetes Kranken- und Armenhaus in Camenz (1823), suchten, außer seinen Werken, die wohl das unvergänglichste Denkmal sind, sein Andenken zu erhalten. — Als auf eine Nachfrage aus Wien: ob man die Grabstätte Lessing's auf dem Magnikirchhofe in Braunschweig noch kenne, Niemand dieselbe nachzuweisen und nur lang fortgesetztes fleißiges Nachforschen sie aufzufinden vermochte, da stiftete, um diese Nachlässigkeit gegen einen der größten deutschen

Genien zu sühnen, ein Dr. Schiller einen Lessing-verein und seinen Bemühungen ist es gelungen, daß Lessing am 28. September 1853 in Braunschweig ein meisterhaftes Standbild errichtet ist.

Lobe ihn nicht, sprich nur: er war ein Mann!

Shakespeare.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Elfter Abschnitt.

Zwölfter Abschnitt.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Lessing, Gotthold Ephraim,

Gotthold Ephraim Lessing

Cassel 1854